Seibt

Klugheitslehren.

I. Band.

Anthr. 128 n-1 Seibt

<36636808550011

<36636808550011

Bayer. Staatsbibliothek

Klugheitslehre

oder

DIE KUNST

aus dem Umgange mit Menschen die möglich gröfsten Vortheile zu ziehen,

praktisch abgehandelt

von

Karl Heinrich von Seibt

Ritter der k.k. Erblande, k.k. Rath, und ordentlicher Profefsor der Philosophie.

ERSTER BAND

Dritte Auflage

Prag 1824

bey Martin Neureutter.

Leipzig

bey Friedrich Fleischer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geschichte dieses Buches.

Gegenwärtige Vorlesungen waren gar nicht zum Druck bestimmt, vielleicht auch nicht geeignet. Meine Absicht dabey gieng lediglich dahin, meine Schüler für den Uebergang aus dem akademischen kontemplativen Leben in das praktische, geschäftige, überhaupt für den Eintritt in die Welt mit etwas Menschenkenntniß und Klugheit auszustatten.

Die Erfahrung lehrt, (wie die Natur der Sache es auch so mit sich bringt) daß junge Leute, wenn sie, zwar den Kopf von spekulativer Vielwisserey vollgepfropft, aber ganz und gar Fremdlinge in der Philosophie des Lebens,

— ganz

—ooo—

— ganz und gar entblößt von Welt = und Menschenkenntniß, die Universität verlassen, um den Schauplatz zu betreten, worauf sie nunmehr, als Welt = und Staatsbürger, handeln, und von ihren erworbenen Kenntnissen Gebrauch machen sollen, nicht wenig verlegen sind, wie sie sich im Umgange mit den Menschen, und in den mancherley, ihnen aufstossenden, Situazionen des Lebens, mit Klugheit zu benehmen haben. Alles ist ihnen neu, alles fremd. Ueberall finden sie Anstände, Bedenklichkeiten, Zweifel, wobey sie sich weder zu rathen, noch zu helfen wissen. Mit unsicherm, wankendem Tritte schreiten sie auf der Lebensbahne fort; stossen bald da, bald dort an, Blinden gleich, die kein Führer leitet. Kurz, sie finden sich in der mißlichen Lage, erst aus eigenen Fehlern zu lernen — erst Menschenkenntniß und Klugheit, um den sehr theuern Preis, eigener Erfahrung, eigenen Schadens, sicherwerben zu müssen.

Um nun gegen diese Noth meine akademischen Schüler, denen nach Vermögen nützlich

zu

zu werden, ich für Lehrerpflicht ansah, einigermassen zu verwahren, fieng ich bereits im Jahre 1779 an, nebst meinen ordentlichen Vorlesungen über Logik, Metaphysik und Ethik, auch über die Klugheitslehre öffentliche, für jedermann freye, Kollegien zu geben.

Ueberschwänklich fand ich mich für Mühe und Zeit, die ich auf diese Kollegien verwendete, durch den Erfolg belohnt. Nicht nur wurden dieselben ungemein zahlreich besucht (ein Beweis, daß man sie mit Beyfall aufnahm) sondern ich erhielt auch von vielen meiner ausgetretenen Schüler alsdann noch, wenn sie bereits in Civil- und Militärstande nicht unbedeutende Stellen bekleideten, theils mündlich, theils schriftlich für den Nutzen, den sie aus diesen Vorlesungen geschöpft hätten, den wärmsten Dank, mit der Versicherung, daß ihnen die darinn gesammelten Kenntnisse, in manchem kritischen Falle, gar sehr zu Statten gekommen wären. Die Meisten aus ihnen fügten noch den Wunsch hinzu, daß ich doch diese (wie

sie

sie sich ausdrückten gemeinnützigen Vorlesungen dem Druck übergeben möchte, um auch Diejenigen, die solche nicht hören könnten, Theil daran nehmen zu lassen. Mehr als unbescheiden würde es seyn, alles dieß öffentlich zu erwähnen, läge nicht ein Grund mit darinn, warum ich oftgedachte Vorlesungen, so mangelhaft sie auch in vielen Stücken seyn dürften, ans Licht treten lasse.

Noch einen andern Beweggrund hiezu bot folgender Umstand an. Viele meiner Schüler hatten meine Vorlesungen nachgeschrieben. Einige aus diesen, in der redlichen Absicht, gutes zu stiften, suchten bey mir die Erlaubniß nach, meine Klugheitslehre—da ich es zu thun zögerte—nach ihren Manuskripten zum Drucke zu befördern. Eine solche Zumuthung mußte ich natürlich ablehnen. Um mich aber auch sicher zu stellen, daß man sich nicht etwa eigenmächtig herausnehme, was ich, ohne meine Ehre zu kompromittiren, nicht bewilligen konnte, blieb mir kein ander Mittel übrig, als zu erklären, daß ich in Begriff stünde, meine Vor-

lesungen dem Publikum selbst vorzulegen. Ein ehrlicher Mann muß Wort halten; und daß ich es hier that, fand ich mich, aus ebenangeführtem Grunde, sogar gedrungen.

So viel wird genügen, den Druck gegenwärtiger Vorlesungen, wo nicht zu rechtfertigen, wenigstens zu entschuldigen. In Rücksicht auf deren Einrichtung und innern Werth, wäre es unnütze etwas zu sagen, da das Urtheil hierüber dem Leser vorbehalten bleiben muß. Nur wolle dieser hiebey nicht vergessen, daß es akademische Vorlesungen sind, mit denen es wohl nicht darauf abgesehen seyn kann, ausgemachte Politiker herzustellen.

Prag den 26. July
1799.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Begriff und Eintheilung der Klugheit . .	1
Von der wahren und falschen Klugheit . .	26
Von der Verstellung und Anstellung . . .	35
Von der Menschenkenntniß	45
Von den vier Haupttemperamenten . . .	57
von dem sanguinischen Temperamente .	59
von dem melancholischen — — .	89
von dem cholerischen — — — .	123
von dem phlegmatischen — — .	148
Von den drey herrschenden Leidenschaften .	161
von der Wollust	164
von dem Ehrgeize	211
von der Habsucht	288
Von der Erkenntniß sittlicher Charaktere .	321
Von der Physiognomie	353

Erster Theil.

Allgemeine Klugheitslehre.

Begriff und Eintheilung der Klugheit.

Zur gründlichen Abhandlung jeder Wissenschaft gehört vor allen Dingen, daß ihr Objekt, von welchem sie auch ihre Benennung erhält mit Präzision bestimmet werde. Ist dieß geschehen, dann lassen sich auch der Nutzen, der Umfang und die Grenzen der Wissenschaft, sammt dem ganzen Detail ihrer Abhandlung festsetzen.

Klugheit ist das Objekt unsrer Wissenschaft, (Klugheitslehre) folglich werden wir uns zuförderst einen vollständigen Begriff von dem, was Klugheit sey, zu verschaffen haben. Diesen werden wir erhalten, wenn wir verschiedene Fälle, wo wir im gemeinen Leben die Wörter klug und Klugheit zu gebrauchen pflegen, uns denken, das Aehnliche, das Gemeinschaftliche dieser Fälle abstrahiren, und sodann in einem Begriff zusammenfassen. Wir sagen:

„Das ist ein kluger Rath—ein kluges Benehmen"

„Nicht auf die hintern Räder sehen—seine Geheimnisse jedem ohne Unterschied anvertrauen, ist höchst unklug."

„Einen angebotenen Vortheil nicht benutzen, oder gar ausschlagen, verräth einen unklugen Menschen.“

„Erfahrung macht klug.“,

„Wohl dem, der durch fremden Schaden klug wird.“

„Was offenbare Gewalt nicht vermag, gelingt oft der Klugheit.“ u. s. w.

Ein kluger Rath ist ein solcher, der zu einem gewissen Endzweck schickliche Mittel an die Hand giebt. Wenn ich jemand um Rath frage, was will ich anders wissen, als die Mittel, die ich, zur Erreichung eines gewissen Endzwecks anzuwenden habe? oder ob ich etwas thun oder lassen könne, ohne einem gewissen Endzweck hinderlich zu seyn? Sind die Mittel, die man zu beyderley Endzwecken mir vorschlägt, so beschaffen, daß diese durch jene erreichbar werden, dann ist der Rath, den man mir gegeben hat, klug.

Ein kluges Benehmen, ist nichts anders, als die schicklichste Handlungsart zur Erreichung des vorgesetzten Endzwecks.

Wer nicht auf die hintern Räder sieht, d. i. nicht auf die Zukunft denkt, vernachläßigt die Mittel zu einer glücklichen Zukunft, die er doch aus Selbstliebe bezwecken muß.

Wer jedem seine Geheimnisse anvertraut, überlegt nicht, daß dieß ein Mittel sey, sich mancherley Schaden, der mit seinen übrigen Endzwecken streitet, zuzuziehen.

Wer einen ihm angebotenen Vortheil nicht benutzt, oder gar ausschlägt, der giebt ein Mittel zu einem Endzweck, den er gewiß hat, auf.

Erfahrung macht klug, heißt nichts anders, als: durch viel Erfahrung lernt man einsehen, durch welche Mittel gewisse Endzwecke erreicht werden können, und durch welche wieder nicht.

Aus fremdem Schaden klug werden, heißt: von den Thorheiten und Fehlern anderer Menschen die Erkenntniß manches Mittels, sich vor Schaden zu hüten, abstrahirt haben.

Was offenbare Gewalt nicht vermag, gelingt oft der Klugheit. Das ist, wer die Mittel alle zu einem gewissen Endzwecke kennt, vermag ihn auch da noch zu erreichen, wo offenbare Gewalt entweder nicht Statt findet, oder zum Endzweck unschicklich wäre, weil die Schwierigkeiten und Hindernisse, nicht durch Gewalt überwunden werden können. Wird dieser Endzweck gleichwohl durch andre schickliche Mittel erreicht, so sagen wir: Klugheit hat bewirkt, was offenbarer Gewalt nicht möglich war.*)

Was finden wir nun in allen obigen, obgleich verschiedenen, Fällen ähnliches? Fürs Erste, daß die

*) Zween der angesehensten Römer strebten nach der Oberherrschaft Roms, Cäsar und Augustus. Jener glaubte, mit offenbarer Gewalt sein Vorhaben durchzusetzen; es mißlang ihm. Augustus, sein Nachfolger, schlug den Weg der Klugheit ein, und erreichte seinen Endzweck. Er verbarg nämlich sein Vorhaben; stellte sich an, als ob er nichts weniger, als die Oberherrschaft im Schilde führte. Den verhaßten Namen eines Triumvirs legte er ab, und begnügte sich, dem Scheine nach, mit dem Tribunate. Durch Wohlthaten, so viel wie möglich, den Senat und das Volk sich zu verpflichten, war sein angelegentlichstes Geschäft. Durch diese Maßregeln brachte es Augustus dahin, daß man von selbst ihm antrug, was er suchte, Cäsar aber mit Gewalt an sich zu reißen, fruchtlos unternommen hatte. Augustus war nämlich durch fremden Schaden klug geworden, hatte gelernt, daß Gewal; kein schickliches Mittel wäre, sich zum Herrscher über Rom zu machen.

Klugheit sich nicht mit Gegenständen der Spekulazion beschäftige, sondern, daß sie eine Eigenschaft des praktischen Verstandes sey, und in wirklichen Handlungen der Menschen sich äussere. Fürs Zweyte, daß es bei der Klugheit hauptsächlich auf die Wahl schicklicher Mittel zu Endzwecken ankomme. Schickliche Mittel aber zu Endzwecken aufzusuchen kömmt der Erkenntnißkraft, oder dem Verstande zu. Hieraus ergiebt sich nun folgender vorläufige Begriff von der Klugheit überhaupt genommen, daß sie sey, eine Fertigkeit des Verstandes schickliche Mittel zu Endzwecken zu wählen, und zweckmässig anzuwenden.

Warum wir das ganze Wesen der Klugheit nicht in der Wahl schicklicher Mittel zu Endzwecken bestehen lassen, sondern hiezu auch eine zweckmässige Anwendung dieser Mittel erfordern, läßt sich leicht einsehen. Man kann nämlich zu einem gewissen Endzweck die Mittel vollkommen gut gewählt haben, aber man benimmt sich bei der Anwendung derselben so ungeschickt, so zweckwidrig, daß der Endzweck gänzlich fehlschlägt. Belege zu dieser Wahrheit liefert dem scharfsehenden Beobachter menschlicher Handlungen die Erfahrung nur zu oft; und wir werden in unsrer Klugheitslehre mehrmals Gelegenheit finden, uns hievon durch Beyspiele zu überzeugen.

Sehen wir ferner auf die Endzwecke, die durch Klugheit erreicht werden müssen, so finden wir, daß es entweder Endzwecke der Glückseligkeit eines ganzen bürgerlichen Systems—eines Staats, oder Endzwecke der Glückseligkeit einzelner Menschen sind. Hieraus entsteht die Eintheilung der Klugheit in die Staatsklugheit (eigentliche Politik) und in die Privatklug-

Klugheit. Diese kann wieder Endzwecke der innern, oder Endzwecke der äussern Glückseligkeit zum Gegenstande haben. Im erstern Falle heißt sie die moralische; im zweyten die bürgerliche Klugheit.

Die Staatsklugheit, welche in der Wahl schicklicher Mittel zu den Endzwecken der allgemeinen Wohlfahrt besteht, ist nicht der Gegenstand unsrer Vorlesungen, sondern lediglich die Privatklugheit, und zwar mit Einschränkung auf die bürgerliche, wovon wir den Begriff weiter unten geben werden, wenn wir zuvor den Begriff von der moralischen Klugheit, wie sie, ihrer Wichtigkeit wegen, es allerdings verdient, etwas vollständiger werden entwickelt haben.

Menschenwürde und Glückseligkeit machen unsern höchsten Endzweck, machen unsre Bestimmung aus. Beyde gründen sich auf Tugend. Die Tugend aber mag nicht ohne ein beharrliches Streben, nicht ohne Abhaltung und Ueberwindung manches Hindernisses, mancher Schwierigkeit, nicht ohne steten Kampf gegen böse Neigungen und Leidenschaften, nicht ohne Aufmerksamkeit auf die verborgensten Regungen des Herzens, nicht ohne Wachsamkeit bei den, oft mächtigen, Versuchungen zum Laster, weder erworben, noch aufrecht erhalten werden. Können wir aber so vielen und schweren Forderungen, ohne Klugheit, Genüge leisten, da kein andrer Endzweck des menschlichen Lebens von einiger Wichtigkeit, ohne Anwendung schicklicher Mittel zu erreichen ist? Diejenige Klugheit nun, die uns, bei dem Geschäft der Tugend zur Erreichung unsers höchsten Zwecks, — unsrer innern Glückseligkeit leiten muß, ist es eben, die wir mit dem Namen der moralischen belegen.

Ueberaus wichtig sind die Vortheile, welche diese Klugheit uns in besagter Hinsicht leistet. Scarch in seinem Lichte der Natur drückt sich hierüber sehr treffend in folgenden Worten aus: „Sie (die moralische Klugheit) wird Denjenigen, der sie besitzt geschickt machen, die Seelenorgane offen und wachsam zu erhalten, das Flistern des moralischen Gefühls, mitten unter dem Geräusch der Leidenschaften zu hören, und die schwächsten Funken der Vernunft zwischen dem blendenden Lichte der Imaginazion wahrzunehmen, so, daß ihm jeder Gegenstand, der vor ihm liegt, die Aussicht mag mehr oder weniger Gegenstände darbieten, in seiner eigentlichen Gestalt erscheint, und daß sich seine Aufmerksamkeit augenblicklich auf denjenigen richten wird, welcher der schicklichste ist.“

Lassen Sie uns M. M. H. H., diese Theorie um sie uns desto einleuchtender zu machen, auf ein Beyspiel anwenden.

Edelhold ist ein rechtschaffener Mann, ein Patriot nach der wahre Bedeutung des Worts. Mit redlichem, unermüdetem Eifer spricht und arbeitet er für das Beste des Vaterlandes, wozu sein Posten ihn auch besonders verpflichtet. Schon langeher ist er der furchtbarste Gegner eines Mannes, dem sein Ich sein Vaterland ist, und das Bestreben, sein persönliches Interesse, auf wessen Kosten, und durch welche Mittel es auch geschehe, zu befördern, Patriotismus heißt. Eben hat dieser einen Plan zu einem einträglichen Schurkenstreich entworfen, und die Sache so eingefädelt, daß, gelänge es ihm, den biedern und wachsamen Edelhold in seine Parthey zu ziehen, er der Ausführung gewiß seyn könnte. Er wagt es, diesem sich zu entdecken, und bietet ihm seine Freundschaft mit der Hälfte des Raubs, auf welchen

chen er ausgegangen, an. „Sie sollen, spricht er, für ihre Gefälligkeit belohnt werde; sollen der Erste nach mir seyn, und wünschen sie noch mehr, es soll Ihnen gewährt werden.“ — Auf diesen Antrag (auch der Tugendhafteste bleibt Mensch, und den ersten unwillkührlichen Impressionen blosgestellt) regen sich mächtig in Edelholds Herzen Eitelkeit, Ehrbegierde, Eigennutz, und dringen mit Ungestüm auf die Annahme der glänzenden Vortheile, die man ihm anbietet. Allein sein moralisches Gefühl flistert ihm zu: Verdiente wohl der Besitz der ganzen Welt, daß du zum Schurken würdest? Was könnte dir alle äussere Ehre nützen, wenn dein Gewissen dich für einen Schandbuben erklärte — du dich selbst verachten, verabscheuen müßtest? Edelhold besitzt moralische Klugheit, durch deren Hülfe ist er in der kritischen Lage auf seiner Hut, und mitten im Tumulte aufgeregter Gemüthsbewegungen noch fähig, das Flistern des moralischen Gefühls zu vernehmen. Die Einbildungskraft mag ihm den Preis seiner zu verrathenden Pflicht in einem noch so blendenden Lichte zeigen; seine Klugheit läßt ihn den schwachen Funken der Vernunft, welcher ihm die Schwärze der That sichtbar macht, dennoch bemerken. Unter den verschiedenen Gegenständen, die ihm von Seiten seiner Vernunft, seines moralischen Gefühls, und seiner Leidenschaften vorgestellt werden, richtet sich seine Aufmerksamkeit auf denjenigen, der zu seiner wahren Glückseligkeit der schicklichste ist. Mit entschlossener Verachtung weist er das niederträchtige Anerbieten zurück. „Ich bin, spricht er, ein ehrlicher Mann, und um alle Güter der Erde, ja selbst um dem Tode zu entgehen, werde ich nicht aufhören es zu seyn. Man verschone mich.“

Aus diesem Beyspiele wird es einleuchtend, wie viel bei der Tugend, folglich auch bei der innern Glückseligkeit auf moralische Klugheit ankomme. Der Grund von der so kleinen Zahl wahrer Tugendhaften liegt gewiß großen Theils darinn, daß die Menschen sich gar wenig um diese Klugheit bewerben, und, aus Mangel derselben, die Mittel nicht kennen, die Hindernisse und Schwierigkeiten, welchen die Ausübung der Tugend unterworfen ist, zu überwinden. Das Geschäft der Tugend muß ihnen folglich äusserst schwer fallen; was Wunder, wenn sie es nur lässig treiben, und sich mit einer blos negativen, allenfalls scheinbaren, Tugend begnügen? Es giebt Andre, die in der That tugendhafte Gesinnungen haben, auch von denselben in ihren Handlungen geleitet werden. Allein, da es ihnen an moralischer Klugheit gebricht, wissen sie in Fällen, wo ihre Tugend in Gefahr kömmt, sich nicht zu rathen, sich nicht zu benehmen, und—unterliegen.

Dina hält ihre Tugend für so befestigt, daß sie dieselbe gegen jeden Anfall gesichert glaubt. Sie getrauet sich sogar, einen offenbaren Kampf auszuhalten. Im Grunde ist sie auch tugendhaft; allein ihre Tugend ist mehr das Werk ihrer guten Erziehung, und der Gewohnheit, als eines von Grundsätzen geleiteten Bestrebens, folglich von aller moralischen Klugheit entblößt. Dina kämpft, und wird—was sie nie für möglich hielt,—überwunden.

Unstreitig handelte Dina sehr unklug, indem sie sich in einen Kampf einließ. Hätte sie moralische Klugheit besessen, sie würde ihr gesagt haben, daß der Sieg der Tugend in der Flucht bestehe, und daß sie alsdann am sichersten sey, wenn sie sich so schnell und weit, als möglich, von dem gefährlichen Gegenstand entfernt.

fernt. — Sie würde ihr gesagt haben, daß sich nicht vorher sehen lasse, was der Eindruck der Sinne für einen Eindruck auf den Verstand, und auf die ganze Seele machen könne; wie geschwind das Herz schlagen, wie schnell das Blut wallen werde; — daß in einem Kampfe, wo die Sinne mit unserm Feinde in Bund treten, wenig Hoffnung zum Siege sey. Nunmehr weis Dina zwar alles dieß auch; aber diese Einsicht, wie theuer kömmt sie ihr, durch die Erfahrung, nicht zu stehen!

Aehnliche Fälle, unter mannichfaltiger Veränderung der Umstände, müssen sich um so häufiger ereignen, da so wenige Menschen die moralische Klugheit kennen, und noch wenigere besitzen. Es wäre der Mühe werth, den Ursachen dieser, die ganze Menschheit intressirenden, Erscheinung nachzuforschen, könnte es anders geschehen, ohne von dem eigentlichen Gegenstande unsrer Vorlesungen uns zu weit zu entfernen. Wir kehren sonach zu demselben zurück.

Unsre Glückseligkeit besteht theils in dem Besitze innerer Güter der Seele, die jeder Mensch, ohne Unterschied seines Standes und Zustandes, sich verschaffen kann und soll; theils in dem Besitze äusserer Güter, deren Erwerbung von äussern Umständen, und von der jedesmaligen Lage abhängt, in welcher der Mensch sich befindet. Man nennt diese letztern, ihrer Zufälligkeit wegen, Güter des Glücks; oder auch zeitliche Güter, weil ihr Besitz auf die Dauer des zeitlichen Lebens sich einschränkt, da die Güter, auf denen unsre innere Glückseligkeit beruht, als Eigenschaften des Geistes, uns in die Ewigkeit begleiten. Die äussern Güter sind Reichthum, Ehre, Ansehen, Bequemlichkeit, Gönner, Freunde. Und wiewohl diese Güter zur innern

Glück-

Glückseligkeit nicht schlechterdings unentbehrlich sind: so können sie, vernünftig gebraucht, dieselbe doch ungemein befördern. vermehren, erhöhen. Da nun der Mensch sowohl aus dem Grunde seiner Bestimmung verpflichtet ist, als von der Selbstliebe angetrieben wird, seinen Zustand so sehr zu vervollkommen, und seine Glückseligkeit so hoch zu treiben, als es die Umstände, in welchen er sich befindet, möglich machen: so folgt, daß der Mensch, nebst der innern auch nach der äussern Glückseligkeit zu streben, verbunden sey. Nun ist aber kein Endzweck ohne schickliche Mittel zu erreichen, folglich wird die äussere Glückseligkeit ohne diese Bedingung es auch nicht seyn. Schickliche Mittel zu Endzwecken zu wählen, fordert Klugheit, es wird demnach die äussere Glückseligkeit ohne Klugheit, auch nicht erreicht werden können. Diejenige Klugheit nun, welche uns bei dem Streben nach der äussern Glückseligkeit leiten muß, heißt, wie bereits oben angemerkt worden, die bürgerliche, oder auch die gesellschaftliche Klugheit, weil sie nur im gesellschaftlichen Leben Statt findet. Und diese Klugheit macht eigentlich den Gegenstand unsrer Klugheitslehre aus. Was wird sie nun seyn? Nichts anders, als die Kenntniß und der geschickte Gebrauch derjenigen Mittel, wodurch der Mensch, im gesellschaftlichen Leben, seine äussere Glückseligkeit so gut, als die jedesmaligen Umstände es möglich machen, befördern und erhalten kann; oder kürzer, die Kunst, aus dem Umgange mit Menschen die möglich größten Vortheile zu ziehen. Anweisung, wie man diese Kunst sich eigen machen könne, ertheilt die Klugheitslehre.

Durch den Geselligkeitstrieb, der so unausrottbar in unsrer moralischen Natur liegt, hat der Schöpfer seine Absicht, daß die Menschen in Gesellschaft leben sollen, uns deutlich genug zu erkennen gegeben. Und da alle seine Gesetze auf unser Wohl abzwecken, so muß das gesellschaftliche Leben uns ganz eigene Vortheile gewähren können; aber auch nur können. Es kömmt noch darauf an, daß wir uns darum bewerben. Soll dieses Bewerben den gewünschten Erfolg haben, so muß Klugheit es leiten. Im allgemeinen aber bestehen die Vortheile, wovon hier die Rede ist, darinn, daß die Menschen, mit denen wir umgehen, uns ihre Kräfte leihen zu solchen Endzwecken unsrer äussern Glückseligkeit, wozu es uns entweder ganz und gar an Kräften gebricht, oder die unsrigen allein nicht hinreichen. Zu dieser werkthätigen Theilnahme an unsrer Glückseligkeit können wir aber kein Recht haben, unsre Mitmenschen zu zwingen, es bleibt uns also nichts übrig, als sie dazu zu vermögen, und zwar dadurch, daß wir ihnen Beweggründe, zu unserm Besten mitzuwirken, an die Hand geben, und es so zu veranstalten wissen, daß die Begünstigung unsrer Absichten, auf irgend eine Art, Bedingung für sie werde zur Befriedigung ihrer eigenen Neigungen und Wünsche. Hierinn besteht das Grundgesetz der bürgerlichen Klugheit.

Menschen, die dieses Gesetz zu befolgen nicht gelernt haben, müssen entweder auf die wichtigern Vortheile des gesellschaftlichen Lebens Verzicht thun, oder wenn sie doch darnach streben, und derselben nicht theilhaft werden, lediglich die Schuld davon sich selbst beimessen. Gleichwohl geschieht es nur zu oft, daß Menschen,

die

die sich in besagtem Falle befinden, wenn sie sich hintangesetzt — verabsäumet sehen, und ihr Loos in der Welt, sofern es von dem Einflusse ihrer Mitmenschen abhängt, weit unter der Erwartung finden, zu welcher ihre eingebildeten Vorzüge und Verdienste sie zu berechtigen scheinen, über Verhängniß, Misgeschick*) oder über Ungerechtigkeit, Liebloſigkeit, Ungefälligkeit, Selbstsucht der im Grunde ausgearteten Menschheit bittere Klage führen.

Troilus lebt äusserst unzufrieden, und ist auf die Menschen, in deren Gesellschaft ihn die Fürsehung gesetzt hat, überaus übel zu sprechen. „Die Welt, sagt er, nähert sich augenscheinlich dem Untergange. Tugend und Verdienst finden keine Verehrer mehr, Fleiß und Arbeitsamkeit keine Belohnung. Man darf nur tugendhaft und geschickt seyn, um zu verhungern — nur ein rechtschaffener Mann, um gehaßt und verfolgt zu werden. Was nützt es mir, daß ich mich zu dem freudenloſesten Leben verurtheilt, daß ich Nächte durchwacht, und mit Anstrengung aller meiner Kräfte mir Gelehrsamkeit, Einsichten und Geschicklichkeiten erworben habe, um dereinst meinem Vaterlande zu dienen, wenn man mir keine Gelegenheit giebt, mit meinen Talenten zu wuchern? — nicht das unbedeutenste Aemtchen anvertraut? — mir alle Wege zu meinem Aufkommen verschränkt? Andre, denen das Glück günstiger ist, besitzen nicht die Hälfte von meinen Geschicklichkeiten und Vorzügen, gleichwohl werden sie geehrt — geschätzt — gehoben, und genießen eines bequemen Lebens, indeß ich kaum zur höchsten Nothdurft habe, ungekannt im Verborgenen schmachte.“

So.

---

*) Nullum numen abest, si sit prudentia — —
Juven.

So wahr alles das seyn mag, Hr. Troilus, was Sie zu diesen Klagen verleitet: so können ihre Klagen doch sehr ungerecht seyn. Haben Sie wohl jemals mit Unpartheylichkeit untersucht, ob die Schuld von Ihrem Mißgeschick nicht etwa an Ihnen selbst liege?

„An mir? das wäre sonderbar. Hab' ich mir etwas vorzuwerfen?"

Eben das wollt' ich fragen. Sie können viel gelernt haben, ausgebreitete Wissenschaft besitzen. Gut! ich will es glauben; auch machen Ihr blasses Gesicht und Ihr ausgemergelter Körper es wahrscheinlich. Allein ist Ihre Gelehrsamkeit, sind Ihre Kenntnisse und Geschicklichkeiten auch dem Geschmacke ihres Zeitalters angemessen? Vielleicht, daß sie die kleine Unvollkommenheit haben, nicht brauchbar zu seyn? oder wenn dieß der Fall nicht wäre, vielleicht fehlt es Ihnen, mein Freund, an der Gabe, sie geschickt, an den Mann zu bringen? Vielleicht sehen Sie, wenn Sie dieselben zeigen wollen, nicht auf Zeit, Umstände und Personen? oder wissen wohl gar nicht, daß ungemein viel darauf ankomme, auf was Art man die Welt von seinem Werth unterrichtet?

Sie werden gehaßt — verfolgt? Das ist allerdings unangenehm; aber wissen sie eigentlich warum?

„Liegt etwas daran, ob ich das weis, oder nicht?"

Sehr viel, sollt' ich glauben! Haben wir Feinde, so sind es entweder Feinde unsers Glücks oder unserer Verdienste, d. i. Neider. Oder es sind Feinde unsrer Person; und dieß sind die eigentlichen Feinde. Ihres Glücks wegen werden Sie kaum Feinde haben; denn hab' ich Sie recht verstanden, so sind ihre Glücksumstände eben nicht beneidenswerth. Feindet man Sie aber Ihrer Verdienste wegen an, nun so bedenken Sie, daß dieß eben so natürlich zugehe, als wenn der Schat-

ten Ihrem Körper folgt. Haßt man Ihre Person, so müssen Sie es meiner Freymüthigkeit vergeben, wenn ich den Verdacht äussere, daß Sie vielleicht in der Kunst, mit Menschen umzugehen, nicht allzu erfahren sind. Vielleicht wissen Sie nicht, Sich in die Leute zu schicken? Vielleicht kennen Sie die Gesetze der Wohlanständigkeit nicht, und beleidigen, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen? Es ist sehr möglich, daß Sie bei Ihrem allzu grossen Eifer, gelehrt zu werden, auf die Verfeinerung Ihrer Sitten vergessen, und da Sie immer mit Todten umgiengen, Sich unfähig gemacht haben, mit den Lebenden umzugehen? — Erwägen Sie über dem, daß, wenn Sie in Ihrem äusserlichen Benehmen Sich von einer lächerlichen oder abgeschmackten Seite zeigen, es eben so unmöglich ist, Sie zu schätzen, als nicht zu schätzen, wenn Sie ein Mann von Lebensart sind.

Sie können — sagen Sie weiter — zu keinem Aemtchen gelangen. Darf ich fragen, wie Sie es angestellt haben, um zu einem zu gelangen?

„Eine seltsame Frage! Ich that, was Andre in der nämlichen Absicht thun. Ich bin darum eingekommen; bin um alles eingekommen, wovon ich glaubte, daß es sich für mich schicke."

Sehr übel, Hr. Troilus! Sie hätten vorläufig untersuchen sollen, ob auch Sie für das Sich schickten, was für Sie sich geschickt hätte. Dürfen Sie wohl über Ungerechtigkeit klagen, daß man Ihnen noch kein Amt anvertraut hat, da Sie Sich vielleicht noch zu keinem, das Sie gesucht haben, schickten. Oder, wenn Sie ja — welchen Fall ich wenigstens für möglich halten muß — zu einem oder dem andern Amte, um das Sie warben, die erforderliche Fähigkeit besassen: wer weis, ob Sie bei der Einleitung Ihres Gesuchs nicht solche

Maß-

Maßregeln einschlugen, die gerade Ihrem Endzweck entgegen waren? oder, ob Sie nicht manches unterließen, das Ihrem Gesuche hätte Vorschub leisten können?

Sie darben — sagen Sie endlich — da Andre von mindern Verdiensten, sich eines gemächlichen Auskommens erfreuen. Das verdient mein herzliches Mitleid. Allein kennen Sie auch die Mittel des Erwerbens? oder haben Sie Sich derselben auf eine kluge Art bedient? Wenigstens müßte Ihr Fall der einzige unter tausend seyn, wo man, trotz aller angewendeten Mühe, mit gemeinnützigen Geschicklichkeiten und ein wenig Klugheit ausgerüstet, nicht hätte so viel erwerben können, als ein wenigstens nothdürftiges Auskommen erfordert.

Sehen Sie, M. M. H. H., wie ungegründet oft die Klagen seyn können, in denen die Menschen ihre Unzufriedenheit mit der Welt, mit der Gesellschaft, mit ihrem Schicksal auslassen. Es fehlt ihnen an Klugheit, und doch fordern sie, daß die Vortheile des gesellschaftlichen Lebens ihnen zu Theil werden; fordern, daß ihre Mitmenschen zu ihrer äussern Glückseligkeit mitwirken sollen, die sie doch, in ihr Intresse zu ziehen nicht verstehen.

Die bürgerliche Klugheit, ob sie gleich die Beförderung unsrer äussern Glückseligkeit unmittelbar zum Gegenstande hat, vermag doch auch zur Beförderung der innern, wenigstens mittelbar, viel beizutragen.

Die Tugend ist das nächste Mittel zur innern Glückseligkeit. Wer die bürgerliche Klugheit besitzt, d. i. wer mit den Menschen auf eine geschickte Art umzugehen, und sie zu nehmen versteht, der wird auch im Stande seyn, mehrere tugendhafte Handlungen auszuüben, und, nach eben dem Maaße, seine innere Glückseligkeit zu vermehren. Der tugendhafteste Mensch, sei-

nen Gesinnungen nach, wird, von Klugheit entblößt, doch hier und da Schwierigkeiten finden, das Wohl anderer zu befördern, so bereit er auch dazu ist, und alles, was an ihm liegt, wirklich dazu beiträgt. Nicht selten bedarf er nämlich, um eine vorgesetzte gute Handlung auszuführen, der Mitwirkung andrer Menschen, und weil er diese, aus Mangel der Klugheit, nicht für sich einzunehmen versteht, kömmt diese gute Handlung nicht zu Stande, oder schlägt wohl gar zum Nachtheil der tugendhaften Absicht aus.

Valer besitzt den tugendhaftesten Charakter. Nie bietet sich ihm eine Gelegenheit, Gutes zu stiften, an, die er nicht ergreifen sollte. Ist es um solche gute Handlungen zu thun, die ganz in seiner Macht allein stehen, dann hat er auch immer das Vergnügen, auszuführen, was sein tugendhaftes Herz beschloß. Desto unglücklicher ist er, wenn das Gute, das er zu stiften vorhat, von der Mitwirkung Andrer abhängt, und einige Klugheit erfordert. Eben hat er beschlossen, einen lüderlichen und verstossenen, aber zur Tugend zurückkehrenden, Sohn mit seinem Vater auszusöhnen. Ein tugendhaftes Unternehmen allerdings! Der Vater ist ein aufbrausender, ehrgeiziger Mann, den nichts so sehr beleidigt, als wenn man seinem Stolze zu nahe tritt. Diesen Umstand weis Valer nicht, oder wenn er ihn weis, so nimmt er, aus Unklugheit, doch bei seinem Geschäfte nicht Rücksicht hierauf. Das beweisen die Beweggründe, die er dem Vater zur Aussöhnung mit seinem Sohne vorlegt. Als der Vater, auf Valers ersten Vortrag, sich nicht ganz abgeneigt finden läßt, seinem Sohne zu vergeben, glaubt Valer, seinen Sieg dadurch zu beschleunigen, daß er dem Vater noch zu Gemüth führe, wie er selbst an der Ausartung seines Sohns

die größte Schuld trage. „Bedenken Sie, spricht er, über alles dieß, wenn Sie Ihren Sohn besser erzogen, — wenn Sie ihm in der Jugend nicht allen Muthwillen gestattet, nicht so oft gesagt hätten, daß, weil er einst ein ansehnliches Vermögen zu hoffen habe, er nicht brauche, seinen Kopf anzustrengen, wie Kinder unvermöglicher Aeltern — wenn Sie ihm nicht so viel, und dadurch die Mittel zu einem ausschweifenden Leben, in die Hände gegeben hätten; wenn Sie — Halten Sie ein! unterbricht ihn hier der aufgebrachte Vater — Sie sagen mir Anzüglichkeiten; dieß ist das Mittel gar nicht, mich zu vermögen, daß ich einem Sohne vergebe, der meine Vergebung blos als Gnade suchen muß. Wer hat Sie zum Richter über mich und meinen Sohn bestellt? Ein Taugenichts ist er, von dem sich keine Besserung hoffen läßt. Vermuthlich werden Sie auch ihm diese schönen Gründe zu seiner Entschuldigung an die Hand gegeben haben? Und dann müßte ich erwarten, daß er mir dreist unter die Augen sagte, er wäre lüderlich geworden, weil ich es gewollt hätte. Ich will ihn nicht sehen — nichts weiter von ihm hören! Mein Entschluß ist unwiderruflich.“ —

Valer im Weggehen. „Gott, was giebt es für Menschen! Ist das auch ein Vater? Wie ihn das in den Harnisch jagte! Und doch ist es nur zu wahr, daß die Ausartung seines Sohnes größten Theils auf seine Rechnung gehört. — Warum sollt' ich es ihm nicht gerade heraus gesagt haben? Vielmehr freue ich mich, daß ich es that, und dadurch die Pflicht eines redlichen Mannes erfüllte, der nicht schmeicheln kann, noch darf. Zwar ist mein Vorhaben gescheitert; aber von dem Ausgang hängt ja der Werth der Handlung nicht ab, sondern von der Absicht; und diese, ich bin überzeugt, war gewiß gut und löblich. Was ich thun konnte, hab' ich redlich ge-

than; und zu mehr verbindet keine Pflicht in der Welt.“

Geduld, lieber Vater! willst du mir über deine Schutzrede einige Anmerkungen erlauben?

Du wunderst dich über die Gemüthsart dieses Vaters; die hättest du dir aber, ehe du in der Sache noch einen Schritt thatest, bekannt machen sollen. Sie hätte dich gelehrt, wie du dich gegen ihn zu benehmen hattest. Wer mit Menschen geschickt umgehen will, muß sie zuvor kennen lernen, und dann sie so behandeln, wie es die jedesmalige Beschaffenheit ihres Gemüthscharakters erfordert, nicht aber, wie man sie behandeln könnte, wenn sie wären, was sie seyn sollten. Der Vater, mit dem du zu thun hattest, ist, wie du nun zu spät erfahren hast, ein cholerischer, ehrgeiziger Mann. Folglich hättest du sein Temperament, und seine herrschende Leidenschaft auf alle Weise schonen, nicht aber gegen dich aufbringen sollen, wie du auf eine sehr unkluge Art thatest, als du ihm unvernünftige Erziehungsmaximen vorrücktest. Du glaubst dadurch, die Pflicht eines redlichen Mannes erfüllt zu haben, bedenkst aber nicht, daß hier gar kein Fall der Redlichkeit war. Es kam gar nicht darauf an, den Vater zu unterrichten, wie du von seiner Erziehungsart dachtest, sondern lediglich darauf, sein Herz für seinen büssenden Sohn zu rühren und einzunehmen, welche Absicht aber durch deine höchst zur Unzeit angebrachte Freymüthigkeit viel mehr vereitelt, als befördert werden mußte. Zu schmeicheln verbot dir freylich die Rechtschaffenheit, aber eben so sehr verbot dir die Klugheit, zu tadeln.

In der Absicht, glaubst du, liege der Werth jeder Handlung? Nicht ganz, sondern auch in der Beschaffenheit der Mittel, deren man sich gebraucht,

um sie auszuführen. Wem kann eine gute Absicht schon zur Tugend, schon zur Handlung selbst angerechnet werden, wenn er unschickliche Mittel anwendet, und ohne alle Klugheit zur Ausführung schreitet, welche unter diesen Umständen unausweichlich mislingen muß? Siehst du, lieber Valer, das ist gerade dein Fall. Du beruhigest dich über die Fehlschlagung deines Unternehmens mit der Vorstellung, alles gethan zu haben, was du vermochtest. Allein wessen Schuld war es denn, daß du nicht mehr, daß du nicht das vermochtest, wovon die Erreichung deines Endzwecks hauptsächlich abhieng? Währest du mit mehr Klugheit zu Werke gegangen, du hättest dein Vorhaben ausgeführt. Und mehr Klugheit zu besitzen, das hieng doch lediglich von dir ab. Diesem allen nach hättest du eben nicht so viel Ursache, mit dir zufrieden zu seyn, als du dich beredest.

Doch, vielleicht ist unser Valer ein andermal glücklicher? Wir wollen sehen.

Kleant, ein vertrauter Freund Valers, spricht diesen um eine Empfehlung beim Nomentanus an der so eben zu einem Amte vorzuschlagen hat, das Kleant sich wünscht. Auch vermag Valer wirklich etwas beim Nomentanus, da er ihn, durch einige, nicht unbedeutende, Dienstleistungen, sich verbunden hat. Er zweifelt daher nicht, Nomentanus werde diese Gelegenheit, sich erkenntlich zu bezeigen, mit Freuden ergreifen. In dieser Zuversicht verfügt er sich zum Nomentanus, den er eben mit einem seiner Untergeordneten im Gespräch antrifft. Wir wollen doch das Ohr an die Thüre halten, um zu hören, mit welcher Bereitwilligkeit Nomentanus der Bitte Valers willfahren werde.

N. Was bringen Sie mir, lieber Valer? Womit kann ich dienen?

V. In der That komm' ich dießmal, um etwas zu bitten.

N. Man muß lange warten, bis Sie Einem Gelegenheit geben, Sie zu überzeugen, wie gern man Ihnen dienet.

V. Für mich hab' ich zwar nichts zu bittrn, aber für einen Andern, der mich nahe angeht. Ich wünschte, daß Ew. Herrlichkeit meinen Freund Kleant für das erledigte Amt N. N. tauglich fänden.

N. Ich kenne keinen Kleant.

V. Ein artiger, geschickter junger Mann, für dessen Fähigkeit und Moralität ich bürgen kann.

N. Seine Aeltern?

V. Arme, aber ehrliche Leute.

N. Auch das ist Empfehlung; wenn nur —

V. Stossen Sich Ew. Herrlichkeit nicht an Kleants Mittellosigkeit; in diesem Stücke vertret' ich bei ihm Vaterstelle. Ich werde mich schon erkenntlich zu bezeigen wissen.

N. Entweder verstehen Sie mich unrecht, Valer, oder ich Sie.

V. Was jeder andre Kompetent thun kann — wollt' ich sagen — will ich doppelt thun.

N. Sie äussern eine Meinung von mir, die mich, wär' ich nicht so sehr Ihr Freund, beleidigen müßte.

V. Das sey fern von mir! Aber ich kann doch nicht verlangen, daß Sie meinem Klienten eine Wohlthat erweisen, die —

N. (einfallend) Mir jeder Andre bezahlen müßte; nicht so?

V. (betreten) Um Vergebung! sowgs —

N. (unterbrechend und etwas aufgebracht) Sie verkennen mich, mein Herr. Ueberdieß muß ich besorgen, Ihr Klient tauge nicht viel. Ein Mann von Verdiensten erniedrigt sich nicht, ein Amt zu kaufen.

V. Das mein' ich auch nicht, Gott bewahre! Erkenntlichkeit ist doch —

N. (die Unterredung abbrechend) Ich bedaure; dießmal kann ich nicht dienen; ein andermal vielleicht. Leben Sie wohl.

Valer im Weggehen. „Auch dieß mußte mir fehlschlagen! — Der Heuchler, wie er sich zu verstellen wußte! Als ob es nicht bekannt genug wäre, daß durch Geschenke alles bei ihm zu erhalten ist. — Undankbarer! so erwiederst du die Dienste, die ich dir auf die uneigennützigste Art erwies?"

Du hast abermals Unrecht, guter Valer. Wie unklug, daß du auf die Umstände nicht Rücksicht nahmst! Nomentanus sey noch so eigennützig, wie konntest du erwarten, daß er, in Gegenwart seines Untergeordneten, sich bloßgebe, und dein Anerbieten annehme, das er wenigstens, seiner äussern Ehre wegen, mit scheinbarem Unwillen, zurückweisen mußte? Unter vier Augen — ich will gar nicht zweifeln — hätte er sich gefälliger finden lassen. Aber vor Zeugen konnte er, ohne selbst die größte Unklugheit zu begehen, unmöglich anders handeln. Das hättest du vorhersehen können, folglich zur Ausführung deines Vorhabens einen schicklichern Zeitpunkt wählen sollen.

„Warum will aber der Mann besser scheinen, als er ist?"

Weil er ein Mensch ist; und damit mußt du dich schon begnügen, so lange es in deiner Macht nicht steht, die Menschen, ohne ihr Zuthun, tugendhaft zu machen.

Va-

Valer, dem nichts näher anliegt, als Menschenwohl, nach seinen Kräften, zu befördern; der, ungeachtet seine Unternehmungen, aus Mangel an Klugheit, meistens fehlschlagen, doch unverdrossen fortfährt, zum Besten seiner Mitmenschen thätig zu seyn, hat mit vieler Mühe einen Plan entworfen, nach welchem die Preßhaften im Staat, auf eine niemanden zur Last fallende Art, unterbracht und verpflegt werden könnten. Mit diesem Plan verfügt er sich zu Menandern, auf dessen Beitritt und Mitwirkung bei der Sache alles ankömmt. Ihm überreicht er seinen Aufsatz, und bittet Se. Herrlichkeit um ihre mächtige Unterstützung. Menander geruht auch den Plan mit Wohlgefallen, und mit der Versicherung anzunehmen, daß, wenn derselbe anders dienliche, und in der Ausführung mögliche, Vorschläge enthielte, er das Seinige beizutragen für Pflicht ansehen würde. Valer möchte nur in einigen Tagen sich wieder einfinden.

Ueber seine glückliche Ausrichtung vor Freude trunken, verläßt Valer Se. Herrlichkeit, und überrechnet mit Entzücken das Gute, das er stiften, und das Verdienst, welches er sich um so viele hülflose Elende erwerben wird. Nach Verlauf einiger Tage eilet er wieder zu seinem Gönner, in der schmeichelhaften Erwartung, für seinen menschenfreundlichen Eifer belobt, und mit dem erwünschten placet erfreuet zu werden.

Menander. Ich habe Ihren Plan gelesen, lieber Valer; er ist nicht übel, ungeachtet er nichts neues, — nichts, das mir nicht schon bekannt wäre, enthält.

V. Verzeihen Ew. Herrlichkeit, der Plan ist, ganz meine Erfindung, und das Resultat eines vieljährigen Nachdenkens. Zwar weis ich wohl, daß über diesen Gegenstand Manches geschrieben worden, das ich auch ge-

le-

lesen habe. Allein ich schmeichle mir doch, daß meinem Plane das Verdienst vieler, bisher noch unbekannter, Mittel, die Preßhaften, ohne große Beschwerniß des Staats, zu versorgen, nicht könne abgesprochen werden.

M. (etwas empfindlich) Das mag Ihnen so scheinen. Auch ich habe über diesen Gegenstand viel nachgedacht, und das Meiste, das Sie hier sagen, vorlängst gefunden. Ueberdieß muß ich Ihnen sagen, daß mir Manches in Ihrem Plane aufgestossen, worinn ich gar Ihrer Meinung nicht seyn kann.

V. Wollten Ew. Herrlichkeit nicht geruhen, mir diese Stellen anzuzeigen? Vielleicht bin ich so glücklich, Ihre Einwürfe zu heben?

Se. Herrlichkeit finden sich in einiger Verlegenheit. — Sie nehmen den Plan zur Hand, und gerade, wo Sie ihn aufschlagen, fällt Ihnen eine solche Stelle in die Augen. Ich fürchte, ich fürchte, Valer wird an dieser Klippe scheitern; wird die Unklugheit begehen, sich mit Sr. Herrlichkeit in Streit einzulassen. — Er thut es wirklich; vertheidigt seinen Plan mit Hitze und Hartnäckigkeit, und treibt die Unbesonnenheit so weit daß er das Feld behauptet. Und das Resultat? Se. Herrlichkeit werden dadurch äusserst aufgebracht, und geben Valern seinen Plan zurück. „Sie sind ein unbescheidener Mann, der sich nicht überzeugen läßt. Auch kömmt es gar auf Ihre Entscheidung nicht an, ob der Plan etwas tauge oder nicht. Kurz und gut, er taugt nichts! lauter Hirngespinste — nichts, als schöne Träume, die sich nicht realisiren lassen. Adieu."

Aeusserst unkluger Valer! Warum gabst du der Eitelkeit eines Mannes, dessen Mitwirkung zu deiner Absicht unumgänglich nöthig war, nicht nach? Warum machtest du, durch eine unbescheidene, sogar unartige

Recht=

Rechthaberey, dir einen Mann zum Feinde, den für die gute Sache einzunehmen, vielmehr hätte deine erste Sorge seyn sollen? Dein Plan bleibt nun unausgeführt, und dieß durch deine eigene Schuld, durch dein höchst unkluges Benehmen.

„Warum tadelte der Ehrgeizige auch meinen Plan so ganz ohne Grund? warum machte er mir das Verdienst der Erfindung streitig? War das auch recht? und sollt' ich dazu schweigen?"

Ich antworte: Du hättest den Umständen gemäß dich mit Klugheit betragen sollen. Menander machte dir das Verdienst der Erfindung streitig, gut! konnte er dadurch dieß Verdienst dir vor Gott und deinem Gewissen rauben? Und was konnte dir an dem Unrecht, das er dir that, liegen, wenn du nur, durch kluges Nachgeben, deinen Endzweck erreichtest? Nunmehr hast du gegen Menanders ungegründete Einwürfe zwar Recht behalten, hast dir aber einen Mann verfeindet, dessen Gunst dir noch manchen Vortheil hätte gewähren können.

„Was hätt' ich denn aber thun sollen, das besser gewesen wäre, als die Wahrheit zu behaupten? Hätt' ich etwa niederträchtig schmeicheln, und dem Manne recht geben sollen, da er es nicht hatte?"

Das eben nicht! Aber eine kluge Wendung hättest du nehmen sollen, um der Eitelkeit des Mannes zu schonen.

„Das versteh' ich nicht."

So muß ich mich deutlicher erklären. Als Menander dir sagte: „Ihr Plan ist nicht übel, ungeachtet er nichts neues, nichts, was mir nicht schon bekannt wäre, enthält," hättest du etwa antworten können: „Ew. Herrlichkeit haben über den Werth meines Plans zu entscheiden, darum hab' ich denselben Ihrer

Beurtheilung vorgelegt. Heut zu Tage, wo über alles nachgedacht und geschrieben wird, ist es — ich sehe selbst gar wohl ein — schwer, etwas ganz neues zu sagen.“ Siehst du, lieber Valer, auf diese Art wärest du der Nothwendigkeit, niederträchtig zu schmeicheln, und zugleich der Gefahr, deinen Gönner zu beleidigen, glücklich ausgewichen, ohne deßwegen etwas zu sagen, oder zu thun, das die strengste Moral nicht hätte billigen können.

„Wer kann auch wissen, wie man mit jedem N— sprechen muß!“

Dieß fragst du? Nun so merke, das kann der Kluge wissen.

Aus obigen Beispielen erhellet bis zum Augenschein, wie mißlich, ohne bürgerliche Klugheit, es um die Ausübung gesellschaftlicher Tugenden, selbst bei dem redlichsten und thätigsten Willen, stehe. Niemand wird unserm Valer ein tugendhaftes, und für das Wohl seiner Mitmenschen sich eifrigst intressirendes, Herz absprechen. Allein da es ihm an bürgerlicher Klugheit, und an der Kunst, mit Menschen umzugehen, so sehr gebricht, kömmt das Gute, das er zu stiften sich vornimmt, wenn die Ausführung fremde Mitwirknng nöthig macht, fast niemals zu Stande. Statt die Menschen, durch kluge, und nach ihrer Gemüthsart, und den jedesmaligen Umständen gewählte, Maßregeln, für seine Absicht zu gewinnen, schlägt er dergestalt unschickliche Mittel ein, daß er sie vielmehr dawider einnimmt, und gleichsam auffordert, ihm ihre Mitwirkung zu versagen. Bei dieser Lage der Sachen, was nützen ihm und der Menschheit seine tugendhaften Gesinnungen?

Oben gaben wir von der Klugheit im Allgemeinen diesen Begriff: daß sie sey eine Fertigkeit des Verstandes, nicht nur schickliche Mittel zu Endzwecken zu wählen, sondern auch zweckmässig anzuwenden; und nannten diesen Begriff einen nur vorläufigen, aus dem Grunde, weil er das Sachwesen der Klugheit zwar angiebt, aber noch nicht so vollständig, daß wir ihn bei der Abhandlung unsrer Klugheitslehre zum Grunde legen könnten. Diese Vollständigkeit ihm zu verschaffen, werden nachstehende Betrachtungen uns in den Stand setzen.

Die Endzwecke, welche die Menschen überhaupt sich vorsetzen, und die Mittel, die sie zu deren Erreichung anwenden können, lassen, nach ihrem Verhältniß zu dem Sittengesetz, sich eintheilen in erlaubte und unerlaubte. Die Klugheit ist es, welche den Menschen schickliche Mittel zu ihren jedesmaligen Endzwecken an die Hand giebt, sollte hiebei nichts darauf ankommen, was die Endzwecke, die sie befördert, und die Mittel, durch welche sie es thut, für eine moralische Beschaffenheit haben? Dergestalt alles, daß eben hierinn, (wie wir sogleich zeigen werden) der Bestimmungsgrund liegt, was wahre und was falsche Klugheit sey.

Von der wahren und falschen Klugheit.

Alle moralischen Handlungen der Menschen haben in der Selbstliebe ihren letzten Grund, und die Befriedigung des Verlangens nach Glückseligkeit zum Endzweck. Hierinn kömmt der Tugendhafte mit dem Lasterhaften überein; nur ist der Erfolg von den Bestrebungen Beider verschieden. Der Tugendhafte erreicht wirklich seinen Endzweck; der Lasterhafte verfehlt ihn,

oder

oder (welches einerley ist) erreicht ihn bloß auf eine scheinbare Art. Beide bedürfen der Klugheit, um die Endzwecke, auf welche sie ihre Glückseligkeit gründen, wie immer zu erreichen. Da nun aber die Erfolge von dem Bestreben Beider so verschieden, sogar einander entgegengesetzt, sind: so kann die Klugheit, die Beide leitet, wohl nicht von einer und derselben Beschaffenheit seyn? Die Glückseligkeit, welche der Tugendhafte sich erwirbt, ist eine wahre, diejenige, welche der Lasterhafte sich verschafft, eine bloß scheinbare — falsche. Folgt hieraus nicht, daß auch nur die Klugheit des Erstern eine wahre, diejenige des Andern aber eine falsche sey?

Die Klugheit ist eine Tugend, wie kann sie dieß bleiben, wo sie unerlaubte Endzwecke, und dadurch das Laster begünstiget? Als Tugend muß sie zur Glückseligkeit beitragen, und wie vermag sie das, wenn sie dem Laster, das keine, wenigstens keine wahre Glückseligkeit gewähren kann, Vorschub leistet? Wahre, echte Klugheit ist also diejenige nicht, welche zu unerlaubten Endzwecken schickliche Mittel oder zu erlaubten zwar schickliche, aber unerlaubte, Mittel anbietet; sondern es ist eine falsche, eine Afterklugheit, deren eigentliche Namen Schalkheit, Arglist, Verschmitztheit, Machiavellismus sind; es ist eine Geschicklichkeit, Kabalen anzulegen, Ränke zu schmieden, zu jedem einträglichen Bubenstück Rath zu schaffen — eine Geschicklichkeit, zu Endzwecken, zu denen keine geraden Wege führen, krumme ausfindig zu machen — eine Geschicklichkeit, gutmüthige Menschen zu misbrauchen, und auf Kosten Andrer, d. i. mit Verletzung der ihnen zustehenden Rechte, der ihnen schuldigen Pflichten, sich Vortheile zu verschaffen; mit einem

Wort,

Wort, es ist die Politik der Betrieger und Schurken aller Arten. *)

Weg mit dieser bastartischen Klugheit! sie vermag zu wahrer Glückseligkeit durchaus nichts beizutragen, weil die Vortheile, die sie verschafft, nicht nur keine wahren, sondern auch keine dauerhaften Vortheile sind. Denn, da diese Afterklugheit mit der Tugend und Rechtschaffenheit, folglich auch mit der Menschenwürde, dem höchsten und wesentlichsten aller Güter, nicht bestehen kann: so wird bei den Vortheilen, die sie gewährt, unendlich mehr verloren, als gewonnen. Und das sollte wahrer Nutzen seyn? **) Nichts ist wahrhaft nützlich, was unsern moralischen Werth verringert, und ein Gut, dessen Erwerbung des größten, des zu unsrer Glückseligkeit schlechterdings unentbehrlichen, Guts beraubt, ein sehr übel verstandenes Gut. Hiezu kömmt, daß falsche Klugheit sich meistens selbst bestraft, und nicht einmal eine dauerhafte äussere Glückseligkeit sichern kann. Der Betrieger, der Schurke — wenn er fein genug ist — kann wohl eine Zeit lang seine schändliche Rolle so gut spielen, daß er unentdeckt, ungestraft bleibt. Allein mit jedem neuen Bubenstück rückt er der Gefahr, entlarvt zu werden — auch wohl sich selbst zu entlarven — näher, bis er sich endlich der Welt in seiner verabscheuungswürdigen Blösse dargestellt sieht. Schimpf und Schande, und, von Seiten aller Rechtschaffenen, tiefe Verachtung, sind dann die geringsten der Uebel, die ihm

---

*) Schlangenklugheit ohne Taubeneinfalt.

**) Maneat ergo, quod turpe sit, id nunquam esse utile, ne tum quidem, cum id, quod utile esse putes, adipiscare. Hoc enim utile putare, quod turpe sit calamitosum est.
Cic. de off.

ihm zum Lohne werden. Nicht selten muß er auch für die Vortheile, die er durch seine verdammliche Klugheit sich erwarb, der strafenden Gerechtigkeit Genugthuung leisten. *)

Mit der wahren Klugheit verhält es sich umgekehrt. Sie trennt sich nie von der Tugend und Rechtschaffenheit, und handelt bloß, wo und wie diese es gestatten. Endzwecke, die von einer gesunden Moral, als unerlaubt, verworfen werden müssen, begünstiget sie niemals, denn sie sieht dieselben für unerreichbar, für unmöglich an, und giebt sie als solche, schlechterdings auf. Die Vortheile, zu deren Erreichung sie mitwirkt, müssen von der Art seyn, daß hiebei keine Pflicht, wie sie Namen habe, übertreten, kein Recht irgend eines Andern beeinträchtiget, folglich, daß deren Genuß durch keine Vorwürfe des Gewissens verbittert werde. Kurz es müssen wahre und dauerhafte Vortheile seyn.

Kritias ist des Eudoxus Feind, und schadet ihm, wo er kann; vorzüglich wendet er alles an, um ihn bei seinem größten Gönner anzuschwärzen und zu verfeinden. Eudoxus führt hierüber gegen seinen Freund, Cherephon, bittre Klage.

Ch. Wenn es weiter nichts ist, wir wollen dem Niederträchtigen bald das Handwerk legen! Kritias

ist

---

*) Wer einen Stein in die Höhe wirft, dem wird er selbst auf sein Haupt fallen; und wer mit List betriegt, der wird sich selbst Wunden reissen.

ist ein schlechtdenkender Mann; ist selbst ein heimlicher Feind Ihres Gönners, davon will ich Ihnen selbstredende Beweise in die Hände geben. Hier sehen Sie dies Pasquill; es betrifft Ihren Gönner; es ist das Original, des Kritias eigene Handschrift. Machen Sie Gebrauch davon, und wär' es erforderlich, so will ich selbst wider Ihren Feind, als Zeuge auftreten. — Wie? Sie wollen nicht? Sie tragen Bedenken, dem zu schaden, der kein angelegeneres Geschäft hat, als Sie zu verderben? Ist gegen Feinde nicht alles erlaubt?

E. Nein, mein Freund! dießmal kann und darf ich, Ihrem Rathe nicht folgen.

Ch. Und warum nicht?

E. Weil mir nicht erlaubt ist, jemanden zu schaden.

Ch. Sie schaden ja nur Ihrem Feinde, der es nicht besser um Sie verdient; Sie thun nur, was die Klugheit von Ihnen fordert.

E. Echte Klugheit kann nichts von mir fordern, was Tugend und Rechtschaffenheit mir nicht erlauben. Auch die Pflichten gegen Feinde kenn' ich. Ueber dieß, wäre das Mittel, das Sie mir vorschlagen, wohl geschickt, mich gegen die Verleumdungen des Kritias bei meinem Gönner zu rechtfertigen? Einen andern anklagen, heißt, sich schlecht vertheidigen.

Ch. Eine sonderbare Art zu denken!

E. Wenn sie nur den Grundsätzen der Tugend, und wahren Klugheit entspricht.

Ch. Was wollen Sie also thun?

E. Eine schickliche Gelegenheit abwarten, meinen Gönner zu überführen, daß Kritias ihn schändlich gemißbraucht habe.

Ch. Und wenn Sie das thun, werden Sie Ihrem Feinde nicht schaden? werden Sie ihn dadurch nicht als einen Verleumder aufstellen, und die Rache Ihres Gönners preisgeben?

E. Ich werd' ihm schaden, freylich, aber nur in so fern, als ich unumgänglich muß, und die Wiederherstellung meiner gekränkten Ehre es schlechterdings unvermeidlich macht. Ich werde mich nur vertheidigen, werde nicht angreifen. Meinen Feind, als einen Pasquillanten, blosstellen, würde nicht Vertheidigung, würde Rache seyn, die in keinem Falle erlaubt ist. — —

Eudorus zeigt sich hier als einen Mann von echter Klugheit, und zwar erstens dadurch, daß, nachdem er mit Grund für unerlaubt hält, seinem Feinde blos in der Absicht zu schaden, um ihm zu schaden, und Rache an ihm auszuüben, er das Mittel, das Kritias ihm zu diesem Endzweck anbietet, ohne Weiters ausschlägt. Dazu zweytens dadurch, daß er einsieht, Rache sey weder ein erlaubtes noch schickliches Mittel zu dem Endzweck, seiner beleidigten Ehre Genugthuung zu verschaffen. Drittens, endlich dadurch, daß er zu diesem Endzweck ein schickliches und zugleich erlaubtes Mittel gewählt hat, indem er entschlossen ist, zu seiner Rechtfertigung gegen die Verleumdungen seines Feindes eine günstige Gelegenheit abzuwarten.

Wahre Klugheit, wie wir oben bereits angemerkt haben, begünstiget keine unerlaubten Endzwecke. Allein sie geht noch weiter, und thut auch auf solche Endzwecke, die an sich erlaubt, sogar löblich sind, wenn sie

durch

durch unerlaubte Mittel erreicht werden müßten, unbedenklich Verzicht. Denn sie hält nichts für Vortheil, was ein unbefangenes Gewissen dafür nicht ansehen kann.

Elpin hat einen Prozeß, eben nicht den gerechtesten, verläßt sich aber auf das: Plus valet favor judicis, quam centum leges codicis. Kurz vorher, ehe der Spruch geschehen soll, verfügt er sich zu seinem Richter. „Ich weis, spricht er, daß Sie schon langeher um die Gunst des angesehenen Nomentanus Sich Mühe geben; es steht nun bei Ihnen, sich diesen Mann zum Freunde zu machen. Fällt der rechtliche Spruch für mich aus, so können Sie versichert seyn, Nomentanus wird so sehr Ihr Freund werden, als Sie es nur wünschen; aus verschiedenen Gründen liegt ihm daran, daß ich den Prozeß gewinne. Dieses Schreiben, das ich Ihnen in seinem Namen zu überreichen habe, wird Ihnen das Weitere eröffnen.

Wäre es wohl echte Klugheit, wenn unser Richter das ihm angebotene Mittel, sich die Gunst eines vielvermögenden Mannes zu verschaffen, ergriffe? Der Endzweck ist gar nicht unerlaubt; aber — das Mittel? Unversöhnlich streitet es nicht nur mit der Pflicht des Richters zur Gerechtigkeit, sondern auch mit der Pflicht, niemanden Schaden zuzufügen, um Vortheil daraus zu ziehen. Es wäre folglich dem Richter sowohl, als der Recht habenden Parthey schädlich; dem Richter, weil es ihn der Eintracht mit seinem Gewissen, die ein grössers und wesentlichers Gut ist, als Menschengunst, berauben würde; der Recht habenden Parthey, weil sie gezwungen würde, mit ihrem empfindlichsten Nachtheil, dem Richter Vortheil zu verschaffen.

Führen zu irgend einem erlaubten Endzweck erlaubte, und auch unerlaubte, Mittel, so zieht wahre Klugheit die erstern vor, wären die letztern auch minder mühsam; führten sie auch sichrer, und auf einem kürzern Wege zum Ziel. Durch diesen Charakter unterscheidet sich wahre Klugheit abermals von der falschen. Denn da diese überhaupt weder auf die Moralität der Endzwecke, noch auf die Moralität der Mittel Rücksicht nimmt, und sich alles erlaubt, was den Schein des Nützlichen hat: so schlägt sie immer die leichtern, kürzern, und sichrer wirkenden, Mittel ein, unbekümmert, ob dieselben, nach echten Grundsätzen der Moral, sich rechtfertigen lassen oder nicht. So sind Menschen, die von dieser falschen Klugheit sich leiten lassen, geneigter, durch schändliche Eigennützigkeit, durch Feilbietung ihrer Pflicht, durch Erbschleichen, durch Wucher, Bevortheilung und Betrug sich Reichthum zu erwerben, als durch Industrie, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und gute Haushaltung; — geneigter, durch Kriechen, Speichellecken, Achseltragen, durch Schmeicheln und Heucheln, durch niederträchtige Gefälligkeit, sich Gönner und Freunde zu verschaffen, als durch ein lobenswerthes Betragen, durch Aeusserung empfehlender Eigenschaften, durch Leistung wesentlicher Dienste; — geneigter, durch unverschämtes Prahlen, ruhmrädiges Selbstlob, durch Aufwand, und blos den Pöbel täuschende Pracht, sich wichtig und bemerkbar zu machen, als durch wahre Verdienste, und Erwerbung solcher Eigenschaften, die um so höher geschätzt werden, je schwerer sie zu erwerben sind; — geneigter, ihre Feinde durch hinterlistige Untergrabung zu verderben, als, durch einen untadelhaften Wandel, und eine strenge Befolgung der Berufspflichten, ihnen alle Gelegenheit zu schaden, zu benehmen; — geneigter, über einen furchtbaren Mitwerber durch Verleumdung, durch mächtige Protekzionen, durch Bestechung, durch Kabalen zu sie-

gen, als durch überwiegende Verdienste, und hervorragende Vollkommenheiten des Verstandes und Herzens, u. s. w.

Brusias möchte gern den reichen und filzigen Simonides erben. Er hat irgendwo gelesen oder gehört, daß man nicht sichrer in das Herz der Menschen sich einschleichen könne, als wenn man ihre Gesinnungen, und ihre Art zu denken annimmt. Von dieser Klugheitsregel macht er beim Simonides Gebrauch. Er billigt nicht nur seine Filzigkeit, seine Härte gegen seine Dienstboten, seine Lieblosigkeit gegen Dürftige, seine Klugheit, nicht anders, als auf 12 p. c. zu borgen: er bietet sich sogar, bei der Befriedigung seiner Habsucht, zum Helfershelfer an; giebt ihm Anschläge, sein Geld auf enorme Zinsen anzulegen, und lehrt ihn manchen Kunstgriff, sein Hab zu vermehren. Kurz, Brusias weis, sich dergestalt in die Gunst dieses Geizhalses einzuschmeicheln, daß dieser ihn zum Erben seines ganzen zusammengeschundenen Vermögens einsetzt. Die dürftigen Anverwandten des Simonides, die lange schon auf diese Erbschaft gerechnet hatten, gehen, zu ihrem größten Leidwesen, leer aus, und müssen sich gefallen lassen, daß dieser niederträchtige Erbschleicher ihnen vorgezogen werde. — „Hab' ichs nicht klug angestellt?" denkt sich Brusias, und genießt nun zum Lohn seiner Klugheit, ein jährliches Einkommen von vielen Tausenden.

Allein, welcher tugendhafte, ehrliche Mann würde auch die beträchtlichste Erbschaft, durch diese Mittel erworben, für Gewinn ansehen? Darf man ein Lobredner des Lasters werden, um Vortheil daraus zu ziehen?*) Hat Brusias nicht aller der Ungerechtigkeiten, zu denen er durch seine heillosen Anschläge den Simonides verleitete, sich schuldig gemacht? und kann die Glückseligkeit, die er sich dadurch von aussen verschafft hat, mit

sei-

*) Assentatie vitiorum adintrix. Cic.

seiner innern Glückseligkeit bestehen? Kann er des Reichthums, den er, durch seine teuflische Klugheit, den Anverwandten des Simonides gestohlen, ohne Vorwürfe seines Gewissens geniessen? — Klugheit nennest du die infamen Kniffe, wodurch du dich in den Besitz einer Erbschaft gesetzt hast, worauf Andre den gerechtesten Anspruch hatten? — Nun so ist die Beutelschneiderey, so ist Falschspielen, so ist Strassenraub auch Klugheit.

Nachdem wir nun die Charaktere, die das Wesen der Klugheit ausmachen, in dem Vorhergehenden gesammelt haben, so sind wir nunmehr im Stande, den vollständigen Begriff davon zu geben. Klugheit ist nämlich eine Fertigkeit des Verstandes, zu erlaubten Endzwecken schickliche, zugleich erlaubte, Mittel zu wählen, und zweckmässig anzuwenden. Dieser Begriff soll uns nun nicht allein zur Grundlage unsrer Klugheitslehre, sondern auch gleichsam zum Probierstein dienen, die Echtheit der Regeln, die wir zu einem klugen Benehmen bei den verschiedenen Endzwecken der äussern Glückseligkeit, in der Folge fest setzen werden, zu untersuchen und zu bewähren.

Von der Verstellung und Anstellung.

Wahre Klugheit — wie wir so eben angemerkt haben — bedient sich keiner unerlaubten Mittel zu erlaubten Endzwecken. Wie? wenn irgend ein erlaubter Endzweck nicht anders, als durch Verstellung oder Anstellung zu erreichen wäre, darf eine unbefangene Klugheit sich beider gebrauchen? Die Frage ist wichtig, und verdient um so mehr eine gründliche Erör-

kerung, als die Grenzlinie, welche die wahre Klugheit von der falschen scheidet, nirgends leichter überschritten werden kann, als bei der Verstellung und Anstellung. Zuerst also, was haben wir mit Beiden für einen Begriff zu verbinden?

Verstellung (Dissimulazion) ist ein solches Verhalten, wodurch wir dasjenige verbergen, was in uns vorgeht — was wir empfinden oder denken. — Anstellung (Simulazion) hingegen ist die vorsätzliche Annahme des Scheines von einem Zustande, in welchem man sich nicht wirklich befindet. Die Beantwortung der Frage: verträgt sich echte Klugheit mit der einen sowohl, als mit der andern? hängt natürlich von der Entscheidung der Vorfrage ab: Sind Verstellung und Anstellung überhaupt, nach den Grundsätzen der Moral, erlaubt oder nicht? Sind sie erlaubt, so ist kein Grund vorhanden, warum echte Klugheit mit dem Gebrauche derselben nicht bestehen könnte; gleichwie, im Falle des Gegentheils, die Entscheidung für den Nichtgebrauch ausfallen müßte.

Die Dissimulazion vertritt die Stelle des Schweigens — die Simulazion des Redens. Gleichwie nun dem Schweigen so, wie dem Reden, keine absolute, sondern nur eine hypothetische, Moralität zugeeignet werden kann, eben so verhält es sich mit der Verstellung und Anstellung. Es kann Fälle geben, wo Schweigen und Reden erlaubt, und wieder andre, wo Beides unerlaubt ist, folglich auch Fälle, wo Verstellung und Anstellung Eines oder das Andre sind. Hieraus ergiebt sich nun, daß in Rücksicht auf die Moralität der Verstellung und Anstellung, im Allgemeinen, und geradezu, sich nichts bestimmen lasse, sondern, daß alles hiebei auf die jedesmaligen Umstände ankomme. Nun läßt sich wohl nicht läugnen, daß es Fälle geben kann, wo das Verbergen und Geheimhalten unsers Innersten,

d. i. Verstellung, aus Gründen der Tugend — der Selbstliebe — der Liebe gegen Andre — der Klugheit — der Wohlanständigkeit ꝛc. nicht nur erlaubt sind, sondern oft sogar Pflicht werden.

Wenn bei der Zusammenkunft mit einer Person, die mich ehemals beleidigte, Haß und Verabscheuung sich in mir regen, befiehlt mir nicht die Tugend der Versöhnlichkeit, diese unedlen Regungen zu unterdrücken? — nicht die Klugheit, sie zu verbergen?

Darf der Vater, wenn, in Gegenwart seiner Kinder, Zorn, Ungeduld, Schadenfreude ꝛc. sich seiner bemächtigen, nicht, was in ihm vorgeht, seinen Kindern verhehlen, um ihnen kein Aergerniß zu geben?

Wenn jemanden von seinem Vorgesetzten ein Geschäft aufgetragen wird, das mit seiner Gemüthsneigung streitet, fordert nicht sein eigenes Wohl, daß er, durch Bloßgebung seines Unwillens, sich nicht unglücklich mache?

Muß die unglückliche Gattinn die Gesichtszüge des an ihrem Herzen nagenden Grams, über die Ausschweifungen ihres Mannes, in die Gesellschaften mitnehmen?

Darf der Vater die Zärtlichkeit seiner Liebe seinem Sohne nicht verbergen, wenn er vorsieht, daß dieser sich zuviel darauf steifen würde? Macht vernünftige Vaterliebe und die ihm obliegende Sorgfalt für die möglich beste Erziehung seines Sohns, ihm diese Zurückhaltung nicht sogar zur Pflicht?

Wenn jemand, ohne dazu berechtigt zu seyn, über irgend einen Gegenstand mein Urtheil verlangt, und ich vermuthen kann, daß er einen undiskreten, mir nachtheiligen, Gebrauch davon machen werde, gebieten mir nicht Selbstliebe und Klugheit, ihm solches vorzuenthalten?

Wenn jemand mir Geheimnisse zu entlocken sucht, deren Kundmachung mir oder Andern nachtheilig seyn könnte, darf und muß ich ihm mich nicht verschliessen?

Wenn

Wenn ein Mann, dem ich Achtung schuldig bin, oder den ich, aus was immer für Gründen, zu schonen habe; alberne Dinge sagt oder thut, fordert nicht Klugheit und Wohlanständigkeit ihm zu verbergen, daß ich das Ungereimte einsehe, und innerlich darüber lache?

In allen diesen und ähnlichen Fällen, Verstellung, oder Geheimhaltung dessen, was in uns vorgeht, für unerlaubt erklären, hieße unstreitig, die Pflicht der Wahrhaftigkeit bis zum Aergerniß übertreiben.

Allein nun fragt sichs weiter: Darf man auch sich anstellen? (simuliren) d. i. äusserlich etwas scheinen, was man in der That nicht ist?

Es kommen in der heiligen Schrift einige merkwürdige Beispiele von Anstellung vor. Genes. 42— 1. B. der Könige. 3. — Johann. 4. — Matth. 16.

Wäre auch Anstellung in gewissen Fällen nicht erlaubt, so würde es schwerlich jemand geben, der sich der Sünde verletzter Wahrheitspflicht nicht schuldig gemacht hätte. Die meisten Komplimente und Ehrenbezeigungen sind sie wohl was anders, als Simulazion? Zeigen wir nicht oft Verehrung, Unterwerfung, wo unser Herz weit davon entfernt ist? Loben wir nicht oft aus blosser Gefälligkeit, aus Höflichkeit, wo nichts zu loben ist? Zeigen wir nicht oft, aus Wohlstand, Vergnügen und Gefallen über Dinge, die uns ganz gleichgültig, oder gar unangenehm, zuwider sind? Ueberhaupt, wie oft werden wir in Umstände versetzt, wo wir unsrer Sicherheit, unsrer Ehre, ja eines guten Endzwecks halber, etwas, was wir nicht sind, scheinen, oder unsre wahre Absicht durch Fikzion verbergen müssen!

Ein Reisender, wenn ihn sein Weg durch unsichre Gegenden führt, oder wenn er genöthigt wird, an verdächtigen Oertern zu übernachten, darf sich wohl mittellos und arm anstellen?

Um es unsern Feinden unmöglich zu machen, unsern erlaubten Absichten entgegenzuarbeiten, dürfen wir wohl, diese Absichten maskiren, und, um die Aufmerksamkeit unsrer Feinde von unserm wahren Vorhaben abzulenken, sie mit einem unschädlichen Blendwerk unterhalten?

In Fällen, wo es um Verhütung der Schande zu thun ist, darf der Geizige wohl den Freygebigen, der Ehrsüchtige den Bescheidnen, der Jähzornige den Sanftmüthigen, der Trunkenbold den Nüchternen, der Feige den Beherzten spielen?

Der Heerführer darf wohl, in einer mislichen Lage, durch affektirte Heiterkeit, Gemüthsruhe und Entschlossenheit, der Muthlosigkeit seiner Streiter vorbeugen?

Ein reicher Vater darf wohl in der Absicht, zu verhüten, daß seine Kinder, auf Rechnung ihres künftigen Erbtheils, nicht die Ausbildung ihrer Geisteskräfte für überflüssig halten, sich minder bemittelt anstellen, als er ist?

Der Hausvater einer unglücklichen Familie darf wohl, durch Simulirung einer grössern Gelassenheit und Standhaftigkeit, als er wirklich fühlt, den Seinigen Muth und Vertrauen auf die Fürsehung einflössen? u. s. w.

Indem wir aber, in allen obigen und ähnlichen Fällen, Verstellung und Anstellung für erlaubt erklären, wollen wir der verdammlichen, und höchst schädlichen Schauspielkunst der feinen Betrieger, Heuchler und Schurken keineswegs einen Freybrief ertheilen, als deren Verstellung und Anstellung blos darauf abzielen, ihre unerlaubten Endzwecke auf eine arglistige Art durchzusetzen, und durch Worte, Geberden und Handlungen, im eigentlichen Verstande, zu lügen, welches nun freylich mit den Pflichten gegen Andre, mit den

Grund=

Grundsätzen der Moral, folglich auch mit wahrer Klugheit streitet, und schlechterdings unerlaubt ist. Um die Grenzen zwischen erlaubter und unerlaubter Verstellung und Anstellung näher zu bestimmen, dürfen vielleicht folgende Regeln dienen:

1. Regel. „Jede Verstellung und Anstellung, wodurch wir uns Vortheil verschaffen können, ohne die Rechte andrer zu kränken, und jemanden mit Vorsatz zu schaden, ist erlaubt."

Ich sage, mit Vorsatz; denn es kann wohl geschehen, daß Verstellung und Anstellung irgend eine unschuldige Gelegenheit zum Schaden Andrer werde; welcher Schade jedoch, da er keine natürliche Folge der Verstellung oder Anstellung, auch gar nicht intendiret war, keineswegs angerechnet werden kann. Z. B. Caius hat ein Buch geschrieben, ohne sich auf dem Titelblatte zu nennen. Er hat Ursachen, welcher wegen ihm daran liegt, wenigstens einige Zeit, als Autor dieses Buchs, verborgen zu bleiben. Titius der blos muthmasset, Caius könne der Verfasser seyn, sucht diesen hierüber auszuholen. Caius, den keine Pflicht verbindet, die vorwitzige Neugierde des Titius zu befriedigen, weis sich so geschickt, als Autor besagten Buchs, zu verbergen, daß dieser seine Muthmassung, als ungegründet, fahren läßt, und für gewiß annimmt, Caius habe das Buch nicht geschrieben. Bald nachher behauptet Sempronius gegen den Titius, daß niemand Andrer, als Caius der Verfasser sey. Titius der es besser zu wissen glaubt, widerspricht ihm, und läßt sich sogar in eine Wette ein. Nicht lange, so tritt Caius selbst, als Autor, öffentlich auf, und Titius verliert die Wette. — Wird durch diesen Umstand die Verstellung des Caius unerlaubt? Gewiß nicht; denn diese Wette

war

war weder eine natürliche, noch weniger eine nothwendige Folge von der Verstellung des Caius, und er war allerdings befugt, dem Titius eine Sache durch Verstellung geheimzuhalten, von welcher unterrichtet zu seyn, dieser nicht das geringste Recht hatte. Hieraus ergiebt sich die

2. Regel. „Was zu offenbaren uns weder eine Natur- noch Vertragspflicht verbindet, das ist, wenn ein wahrer, erlaubter Vortheil auf unsrer Seite es nöthig macht, durch Verstellung sowohl als Anstellung zu verbergen, erlaubt."

Diesem nach darf man seine geheimen Regungen, Neigungen, Abneigungen, Gesinnungen, Gedanken, Leidenschaften, kurz seine ganze psychologische und moralische Beschaffenheit, durch Verstellung und auch Anstellung jedem verbergen, der alles das zu wissen kein Recht hat. Aber unerlaubt wäre eine solche Verhehlung z. B. auf Seiten des Kindes gegen seine Aeltern, — des Zöglings gegen seinen Erzieher, weil dem Erstern ein Natur-, dem Letztern aber, aus dem Grunde, der ihm übertragenen Erziehung, ein Vertragsrecht zustehet, zu wissen, was durch Verstellung und Anstellung verheimlichet wird; und weil überdieß eine solche Verbergung dem Kinde und Zöglinge keinen wahren Vortheil, sondern sogar deßwegen, weil sie die Erziehung erschwert, Schaden bringt. Eben so wenig ist es erlaubt, gewisse moralische oder intellektuelle Eigenschaften zu simuliren, wo Andre, aus dem Grunde eines Vertrags, das Recht erhalten, zu wissen, was für moralische oder intellektuelle Eigenschaften man wirklich besitze. So darf z. B. der Erzieher nicht Tugenden und Geschicklichkeiten simuliren, die ihm nicht eigen sind, um, durch einen angenommenen Schein, sich einzuschleichen, und das Zu-

trauen,

trauen, das man in Rücksicht dieser simulirten Eigenschaften in ihn setzt, zu hintergehen. Der Vertrag, den man mit ihm eingehet, verbindet zur strengsten Wahrhaftigkeit.

3. Regel. „Seine Glücks- und häuslichen Umstände darf man, wo es unser Vortheil erheischt, und wo es nicht auf unerlaubten Betrug abgesehen ist, allen Denen verbergen, die kein Recht haben, davon unterrichtet zu seyn."

Diesem zufolge ist es erlaubt jedem vorwitzigen Ausforscher unser zeitliches Vermögen, und die Maximen unsrer Haushaltung vorzuenthalten; aber nicht erlaubt, sich reicher zu stellen, als man ist, um von gutherzigen Gläubigern Darlehne auszufilutiren. Der Kreditor ist berechtigt, zu wissen, wem, und auf was für Sicherheit er sein Geld anvertraue; — unerlaubt, sich arm zu stellen, um mittleidige Seelen zu einem Beytrage zu verleiten, den sie niemals leisten würden, wenn sie von der wahren Beschaffenheit der Sache urterrichtet wären; unerlaubt, sich minder wohlhabend anzustellen, damit man sich der Pflicht, dem Staate, nach seinem wahren Vermögen, zu steuern, entziehe. Der Staat hat ein Recht auf das Vermögen seiner Bürger, also auch ein Recht, davon unterrichtet zu seyn. Nicht zu gedenken, daß es höchst ungerecht ist, wenn die reichern Staatsbürger nicht beytragen, wozu sie, ihrem Vermögen nach, verbunden sind, und dadurch machen, daß die Minderbemittelten härter angesehen werden müssen.

4. Regel. „In dem Betragen gegen unsre Feinde ist jede Verstellung und Anstellung, wenn ihre Absicht — wohlgemerkt — die Grenzen der pflichtmäßigen Vertheidigung und Sicherstellung

ge-

gegen ihre Bemühungen, uns zu Schaden, nicht überschreitet, erlaubt. Unerlaubt wird sie aber, so bald sie auf vorsätzlichen Schaden abzielt, und gleichsam Angriff- oder Rache wird.“

Wir sind nämlich befugt — und die Klugheit fordert es sogar — unsre wahren, Absichten — wie wir bereits oben angemerkt haben — vor unsern Feinden, so gut als möglich, und wie unsre Sicherheit es erfodert zu verheimlichen, und zu maskiren. Dieses Befugniß gründet sich auf das Recht der Selbsterhaltung. Allein man darf z. B. gegen seinen Feind sich nicht anstellen, als ob man alle feindseligen Gesinnungen abgelegt hätte, und sein wärmster Freund geworden wäre; und dieß in der Absicht, um ihn zu hintergehen, und, durch simulirte Aufrichtigkeit und Vertraulichkeit ihm Geheimnisse zu entlocken, von denen man hernach zu seinem Nachtheil Gebrauch machen könne. Dieß ist allemal grober Betrug, und nicht besser, als Meuchelmord. So wie ich zwar befugt bin, dem Feinde meines Lebens auch an seinem Leben zu schaden, wenn die pflichmässige Vertheidigung des meinigen es schlechterdings nothwendig macht; aber nicht befugt bin, ihm, wenn mein Leben nicht mehr in Gefahr ist, den geringsten Schaden zuzufügen: gerade so verhält es sich, in Rücksicht auf unsre Feinde, mit der Verstellung und Anstellung, die man blos als Waffen der Vertheidigung, niemals aber als Waffen des Angriffes gebrauchen darf.

5. Regel. „Alle Verstellung und Anstellung, die keinen andern Endzweck hat, als die eingeführten Gesetze der Wohlanständigkeit und guten Lebensart zu befolgen, ist erlaubt.

Denn sie bringt uns Vortheil, und schadet um so weniger jemanden, da ohnehin jedermann weis, daß

man

man die Sprache, und die Handlung der blosen Höflichkeit, nicht für bar Geld nehmen dürfe. Müßten die Menschen einander ihre Gedanken, Empfindungen, Gesinnungen stets, ohne Schleyer und Schminke entdecken, sie würden einander wechselweise verscheuchen — fliehen; und fast wäre unter ihnen — die vertrautesten Freunde etwa ausgenommen — gar kein Umgang möglich. So aber spricht ein gewisses decorum civile die Menschen von dieser Verbindlichkeit los, und legt ihnen, gleichsam mittelst eines stillschweigenden Vertrags auf sich, einander wohlgefällig zu machen, wechselweise ihre Schwachheiten und Thorheiten zu ertragen, und durch allerhand unschädliche Verstellung und Anstellung sich gegen einander so zu benehmen, daß ein angenehmer Umgang unter ihnen Statt finde.

Tullia stellt mir ihre kleine Tochter vor. Was soll arges darinn liegen, wenn ich um die Erwartung der Mutter zu befriedigen, mich anstelle, des Mädchens Schönheit und Artigkeit zu bewundern?

Lucinde läßt, vor einer gebetenen Gesellschaft, sich auf dem Forte-Piano, mit weniger als mittelmässigen Erfolg, hören. Darf ich Bedenken tragen, ihr dennoch einige Schmeicheleyen über ihre Geschicklichkeit zu sagen?

Junker Jost steht in dem Wahn, die schönsten Pferde zu besitzen. Soll es Sünde seyn, erstaunt zu scheinen, wenn er sie mir vorreuten läßt, und mit Enthusiasmus von ihren vortrefflichen Eigenschaften spricht?

Hr. Dunkel hält sich für einen der ersten Dichter Deutschlands, und liest mir zum Beweis seine sehr mittelmässigen Gedichte vor. Darf ich mir ein Gewissen daraus machen, ihn mit beyfallender Miene zuzuhören?

Bramarbas zählt mit vollen Backen seine Verdienste her, und prahlt mit Thaten, die er nie gethan hat, auf eine Art, daß ich Mühe habe, das Lachen zu verbeissen. Gleichwohl stelle ich mich an, seine Aufschneidereyen für bare Münze gelten zu lassen. Habe ich was böses gethan?

Man ladet mich zu einer vornehmen Tafel, bei der zu erscheinen, ich aus guten Gründen nicht umhin kann. Der Zwang des Zeremoniels, dem ich mich unterwerfen muß, der Verlust der Zeit, den ich dabei leide, machen mir diese Ehre äusserst lästig. Dem ungeachtet stelle ich mich an, einen besondern Werth darauf zu legen, danke sogar in den verbindlichsten Ausdrücken dafür. Bin ich der Pflicht der Wahrhaftigkeit zu nahe getreten?

Unhöflich, Sünde wider die Gesetze der guten Lebensart, wäre es gewesen, wenn ich in allen obigen Fällen das Gegentheil gethan hätte.

Von der Menschenkenntniß.

Die bürgerliche Klugheit (nach dem bereits oben festgesetzten Begriff) ist die Kenntniß und der geschickte Gebrauch derjenigen Mittel, wodurch der Mensch im gesellschaftlichen Leben seine äussere Glückseligkeit so gut, als die jedesmaligen Umstände es möglich machen befördern und erhalten kann.

Diese Mittel sind im Grunde nichts anders, als die Anwendung einer allgemeinen Regel auf die mancherley Individualfälle, welche, auf die Beförderung unsrer Glückseligkeit im gesellschaftlichen Leben, Einfluß haben. Und diese Regel ist folgende: Gegen alle Menschen, mit denen du umgehst, und durch deren Mitwirkung deine äussere

Glück-

Glückseligkeit gewinnen kann, beobachte ein solches Betragen, daß du sie dir geneigt machest, und dadurch für dein Bestes sich werkthätig zu intressiren, vermögest. Je geneigter und ergebener wir jemanden sind, desto mehr wird es Angelegenheit unsers eigenen Herzens, ihm Beweise hievon zu geben dadurch, daß wir wo und wie wir können, uns ihm gefällig bezeigen, und zu seinem Wohl mitwirken. Nun sind aber die Menschen, in Rücksicht auf ihre Art zu denken,— in Rücksicht auf ihre Gesinnungen, Neigungen, und Abneigungen unendlich verschieden. Das allgemeine Mittel, uns ihre Gunst zu erwerben, wird demnach dieses seyn, daß wir unser Betragen ihrer individuellen Gemüthsart genau anpassen, — sie nach solchen Maximen behandeln, daß sie, nach dieser ihrer Gemüthsart, uns achten— schätzen—lieben können. Ein solches Betragen aber wird dann erst möglich, wenn wir zuvor diese ihre Gemüthsart ausgeforscht, und mit Zuverlässigkeit kennen gelernt haben. Um dieses zu können, müssen wir noch vorläufig uns Menschenkenntniß im Allgemeinen verschafft haben, d. i. wir müssen vorläufig wissen, was der Mensch, überhaupt genommen, ist, um zu wissen, was dieser oder jener Mensch, mit dem wir uns einzulassen gedenken, insbesondre ist.

Ehe wir demnach M. M. H. H. uns in die Gesellschaft der Menschen begeben, und die Klugheitsmaximen, nach denen wir uns in ihrem Umgange zu benehmen haben, aufsuchen, wird es nöthig seyn, unsre Gesellschafter zu kennen. Mann kann viel, und unter den mannichfaltigsten Umständen mit Menschen umgegangen — man kann sehr viel praktische Erfahrung

von

von dem, was unter Menschen geschieht, zu geschehen pflegt, sich erworben haben, und doch nicht die geringste Menschenkenntniß besitzen; so wie man manches Land durchreist, viel gesehen und gehört haben kann, ohne doch die Welt besser zu kennen, als ein Handwerkspursch, der, wenn er von seiner Wanderschaft nach Hause kömmt, sich der Verständigste und Klügste in seinem Städtchen dünkt, weil er das Wahrzeichen von 30 Städten gesehen, und manchen Kirchthurm, manches große Haus angegafft hat.

Hedonius lebt, des ansehnlichen Vermögens, das sein Vater ihm hinterließ, ungeachtet, in Dürftigkeit. Und wiewohl er sich noch in derjenigen Periode des Lebens befindet, die, bei ungestörtem Laufe der Natur, den Sommer des menschlichen Alters ausmacht: so genießt er doch einer sehr hinfälligen Gesundheit, weil er das Geheimniß gefunden hat, vor der Zeit alt zu werden. Indessen reuet es ihn gar nicht, Gesundheit und Vermögen erschöpft zu haben. Er hat sich dadurch eine Kenntniß erworben, die, seiner Meinung nach, um einen solchen Preis nicht zu theuer erkauft wird. „Ich bin freylich, spricht er, sehr herabgekommen, und habe mit Noth und Schmerz zu kämpfen; allein ich habe die Menschen kennen gelernt, und weis, wozu die Jugend nützt. Die eine Hälfte des Menschengeschlechts kenn' ich vorzüglich; ich habe sie aus dem Grunde studirt, und weis, was sie ist, was sie nicht ist." Niemand kann unserm Hedonius vorwerfen, daß seine Menschenkenntniß nur in der Einbildung bestehe. Seine Ueberzeugung hievon ist so sinnlich, daß man ihm solche eben so wenig absprechen kann, als seine Existenz.

Allein was ist die gepriesene Menschenkenntniß, mit welcher Hedonius gegen sein elendes Leben sich tröstet, was ist sie? Eine praktische Kenntniß aller Ar-

ten von Ausschweifungen — der mancherley Gelegenheiten, Geld zu verthun, und geprellt zu werden — selbst gemachte Erfahrung, welcher Kunstgriffe die Laisen sich gebrauchen, junge Laffen in ihr Netz zu locken, und alles dessen zu berauben, was Menschen geraubt werden kann. Weg mit einer solchen Menschenkenntniß! sie kann zu nichts nützen, als die Zahl sich selbst elend machender Thoren zu vermehren, und das Leben durch fruchtlose Reue, und unheilbaren Schmerz an Leib und Seele zu verbittern.

Die Menschenkenntniß, worauf es bei der bürgerlichen Klugheit ankömmt, muß eine nicht nur unschädliche, sie muß eine nützliche, eine nicht mit Schaden erkaufte, sondern vor Schaden bewahrende Menschenkenntniß seyn. Unter Menschenkenntniß verstehen wir nämlich die Kenntniß des Menschen überhaupt, nach seinen gewöhnlichen Vollkommenheiten, Unvollkommenheiten, Schwachheiten, Thorheiten, Lastern; die Kenntniß der Triebfedern, welche den Willen der Menschen in Bewegung setzen; der Gründe, worauf ihre Urtheile von Tugend und Laster, von Verdienst, Ehre, Reichthum, vom Nützlichen und Schädlichen, von Glückseligkeit und Elend u. s. w. beruhen; die Kenntniß der Ursachen von ihrer Verstellung und Anstellung, von ihren Gemüthsbewegungen, Begierden und Leidenschaften; die Kenntniß der Beweggründe, die, und in wiefern sie die Menschen vermögen, das Wohl ihrer Mitmenschen zu befördern; kurz, die Kenntniß des Menschen nicht nur in abstracto, sondern auch in concreto.

Und eine solche Menschenkenntniß, was kann sie uns für Vortheile gewähren? Unstreitig die wichtigsten. Wir abstrahiren hievon die Regeln der Klugheit,

oder der Kunst, mit Menschen umzugehen. — Wir lernen, durch Hülfe dieser Kenntniß, einsehen, was sich mit Gewißheit, oder nur mit Wahrscheinlichkeit, von der Mitwirkung der Menschen zu unserm Besten, erwarten, oder nicht erwarten lasse. Im ersten Falle können wir darauf rechnen, im andern ersparen wir uns leere Hoffnungen, und den Gram über ihre Fehlschlagung. — Wir abstrahiren von dieser Menschenkenntniß die Maximen, den Menschen beizukommen, ihre Herzen nach unserm Wunsche zu lenken, uns ihnen beliebt, auch wohl gar nothwendig, zu machen. — Wir werden durch diese Kenntniß vorsichtig und behutsam gemacht; nehmen nicht sogleich die blosse Schminke der Tugend für wahre Tugend, denn wir wissen, daß die Menschen, wo ihr Vortheil es fordert, sich zu verstellen und anzustellen wissen. — Wir werden in den Stand gesetzt, die Sprache des Herzens von der blossen Sprache des Mundes, die Sprache wahrer Freundschaft, von der Sprache des leeren Zeremoniels oder der Schmeicheley zu unterscheiden. — Wir lernen die schwache Seite jeder Leidenschaft, und die Mittel, dieselbe, wo vonnöthen, zu unserm Vortheil anzugreifen, die verschiedenen Gestalten, in denen diese Leidenschaften theils offenbar, theils in den Schleyer der Verstellung gehüllt, theils bei Leuten von Einsicht und Klugheit, theils bei Leuten ohne Verstand und Bildung, sich zu zeigen pflegen, kennen. Mit einem Wort, unsre ganze Klugheit wird durch diese Menschenkenntniß praktisch und anwendbar, da sie ohne dieselbe eine ganz unbrauchbare Theorie bleiben würde. Wie oft werden die Menschen, aus Mangel dieser Kenntniß, Opfer ihres guten Herzens, ihrer Aufrichtigkeit, ihres voreiligen Zutrauens, ihrer Leichtgläubigkeit!

Kleon kömmt zu seinem Busenfreund Elpin, und wirft voll Freude sich an dessen Busen. „Ach mein Freund, spricht er, nehmen Sie Theil an meinem Glück; ich werde endlich befördert! So eben komme ich vom Minister; er hat mir das Amt, um das ich eingekommen war, zugesagt. Was für ein Amt? fragt Elpin; und nachdem Kleon es ihm genannt hat, fährt er fort: „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, und freue mich, wie Sie wohl denken können, innigst darüber, daß man Ihren Verdiensten endlich einmal Gerechtigkeit erweist.“ — Kaum hat Kleon seinen Freund wieder verlassen, als dieser um das nämliche Amt schon eine Bittschrift entwirft, solche ohne Zeitverlust gehörigen Orts einreicht, und Mittel findet, die Stelle davon zu tragen.

Was in unserm Kleon vorgehen mußte, als er von seinem vermeinten Gönner sich getäuscht, und von seinem Freunde verrathen, sah, läßt sich leicht erachten. Wahrscheinlich wird folgender, oder ein ähnlicher Monolog seinem beklemmten Herzen Luft gemacht haben: „Welche abscheuliche Menschen! Wenn unsre Busenfreunde uns verrathen, wem soll man wohl trauen! Niederträchtiger Elpin, wie schändlich hast du mir mitgespielt — mit welcher Treulosigkeit meine Aufrichtigkeit erwiedert!! — Und jener doppelzüngige Grosse, mit welcher heuchlerischen Miene versprach er mir, was er nicht zu halten gesonnen war! Setzen Männer dieser Art Treu und Glauben bei Seite, wo soll man sie denn suchen?“

Hätte Kleon nur einige Menschenkenntniß besessen, er hätte sein Glück nicht so voreilig für ausgemacht und sicher gehalten; wäre mit seinem Freund etwas zurückhaltender umgegangen; hätte gewußt, daß jeder sich selbst der Nächste sey, und wenn Selblie-

be

be und Freundschaft in Kollision kommen, jene insgemein den Vorzug behaupte. Er hätte gewußt, daß man von Menschen, im Durchschnitt genommen, nicht fordern, vielweniger erwarten könne, daß sie Andre mehr als sich, ein fremdes Glück mehr, als ihr eigenes lieben; — hätte gewußt, daß, wenn es auch zuweilen so enthusiastische Freunde gab, die das Gegentheil thaten, man diese seltnen Beyspiele nicht als Regel annehmen dürfe. — Er hätte in die Zusage seines Gönners noch immer einiges Mistrauen gesetzt, und für möglich gehalten, daß dieser sich blos der Ministersprache bedient habe, oder daß sich mittlerweile noch ein andrer Kompetent finde, mit dessen Beförderung das eigene Intresse des Ministers (und dergleichen Intresse kann es vielerley geben) verbunden wäre; in welchem Falle vernünftigerweise nicht zu verlangen sey, daß Wort halte.

„Nun so hätte er entweder nichts versprechen, oder sein Varspechen halten sollen.„

Freylich wohl! Allein es gehört mit zu den Unvollkommenheiten unsers Planeten, daß die Menschen nicht immer thun, was sie sollten. *)

Philint bittet seinen Freund Amyant, für ihn um Wilhelminen anzuhalten.

Sie hat, spricht er, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verstand und Reiz und Glück.

*) Quid sibi tandem volunt homines? Existimantne cunctos, quorum opera utuntur, & quibuscum versantur, angelos esse aut sanctos? Nesciunt ne illos ad proprios fines aspirare, aut unumquemque priorem esse sibi, quam alteri? Baco Verul.

Ihr Herz, von Redlichkeit beseelet,
Gefällt, und spricht aus jedem Blick.
Ach Amyant! du kannst mir dienen;
Du bist ein angesehner Mann.
Verreis' und halt, um Wilhelminen
Bey ihren Aeltern für mich an.

Amyant that auf der Stelle, was sein Freund von ihm verlangte.

Er reiste, sahe Wilhelminen,
Und nahm die Schöne selbst für sich.

Allein nicht Amyant hat Philinten um seine Braut gebracht, sondern der Mangel an Menschenkenntniß. Hätte er diese besessen, er würde keinen so gefährlichen Unterhändler gewählt — würde für möglich gehalten haben, daß Wilhelmine ebenden Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, auf seinen Freund mache. Er hätte bedacht, daß Liebe eine mächtigere Leidenschaft sey, als Freundschaft, welche, wenn sie in seinem Freunde rege gemacht würde, er, über dem Anliegen seines eignen Herzens, ganz natürlich, und ohne eben ein unwürdiger Freund gewesen zu seyn, den Auftrag seines Freunds bey Seite setzen, und der Forderung seines Ichs den Vorzug geben werde.

Melampus füttert geraume Jahre den ehelosen, geizigen Chremes, in der Hoffnung, dieser werde, wenigstens nach seinem Tode, sich erkenntlich bezeigen, und ihn in seinem Testamente reichlich bedenken. Auch hat Chremes ihm solches versprochen, und bey jeder Mahlzeit, die er mit vorzüglichem Appetit genoß, sein Versprechen erneuert. Melampus, um seinen Kostgänger noch mehr sich zu verbinden, läßt es nebenbey auch an mancherley Unterhaltungen und Ergetzungen

nicht fehlen, wie er denn überhaupt keinen Aufwand spart, ihm sein Leben möglichst angenehm zu machen.

Chremes stirbt. — Und Melampus ist sein Erbe? Ey ja wohl! Es findet sich kein Testament; die ganze Erbschaft, wie sie steht und liegt, gedeiht folglich an des Chremes nächste Anverwandten. Melampus weis über diesen Vorfall sich kaum zu trösten, den er doch, bey einer mässigen Dosis von Menschenkenntniß, leicht hätte vorhersehen können. Der gute Mann wußte fürs Erste nicht, daß von keinem Menschen in der Welt weniger Erkenntlichkeit zu erwarten sey als von einem Geizigen. *) — Er wußte fürs Zweyte, nicht, daß Geizhälse nicht leicht ein Testament machen, weil die Ausdrücke hinterlassen — schenken — vermachen ihre Leidenschaft zu sehr empören, und ihnen bitterer sind, als der Tod selbst **) — Er wußte endlich fürs Dritte nicht, daß, hätte Chremes sich auch zu einem Testament entschliessen können, er doch nie ihn (den Melampus) zum Erben eingesetzt haben würde, warum? Weil er ihn als einen Mann kannte, der nicht wirthschaften gelernt hatte; der zu viel auf einen guten Tisch, und auf entbehrliche Ergetzlichkeiten verwendete, überhaupt, mit seinem Schaden, Andern Gutes erwies, zu welchem letztern Chremes sich selbst, als einen Belag, ansah. Wie der Gelehrte nach dem Tode seine Bücher am liebsten wieder in den Händen eines Gelehrten; der Münzsammler in den Händen eines Numis-

---

*) Non patitur aviditas quemquam esse gratum. Sen.

**) Jener Geizhals, der in eine Grube gefallen war, antwortete einem gutherzigen Manne, der, um ihm herauszuhelfen, verlangte, daß er ihm die Hand gäbe:
„Geben kann ich sie Ihnen nicht, aber leihen will ich sie Ihnen.“

matikers; der Antiquarius in den Händen eines Alterthumforschers wünscht, eben so natürlich wünscht der Geizige sein Geld am liebsten nach seinem Tode in den Händen eines Filzes, wie er. Wahrgenommener Hang zur Verschwendung ist ihm eine undispensirliche Enterbungsursache.

Wie weit man es in der Menschenkenntniß bringen, und welche Macht, auf die Menschen zu wirken, man durch sie erhalten könne, wird sich aus einem historisch-richtigen Beyspiel besser einsehen lassen, als aus einer weitläuftigen Abhandlung.

Der Verfasser der Memoires secrets de la vie de Pharamond. Roi de France, schildert uns diesen Prinzen als den erfahrensten Menschenkenner. Er sagt unter andern: es wäre ihm ein Leichtes gewesen, um dem dummen Stolze eines Grossen zu schmeicheln, öffentlich mit ihm zu sprechen, und durch ein einziges Wort, das er ihm ins Ohr flisterte, zu machen, daß der Thor alle seine vormaligen Freunde, auf der Stelle, vergaß. — Eine langwierige Erfahrung hätte ihm eine solche Kenntniß der Menschen verschafft, daß er (wie er selbst zu sagen pflegte) die ganze Masse des Bluts in jedem Menschen zu verändern im Stande wäre, wenn er nur dreymal mit ihm gesprochen hätte. — Durch einen einzigen Blick, und durch ein zu rechter Zeit angebrachtes Lächeln, hätte er zween Todtfeinde vermocht, einander zu umarmen, und so feurig, daß es schien, als ob sie sich erdrücken wollten. — Er hätte sich mehrmals verlauten lassen, daß er im Stande wäre, den Menschen aller fünf Sinne zu berauben, und ihm wieder hundert Sinne zu geben, jenachdem es ihm beliebe. Derjenige (hätte er hinzugesetzt) der in Ungnade fällt, verliert augenblicklich

seine

seine natürlichen Fähigkeiten und Talente; und wer die Gunst des Fürsten besitzt, erhält sogleich die Weisheit eines Engels ꝛc.

Zur Erwerbung einer so tiefen und sichern Menschenkenntniß, haben freylich nur Regenten Gelegenheit. Aber auch für niemand ist Menschenkenntniß ein so dringendes Bedürfniß, als eben für sie. Verkennt der Privatmann die Menschen, mit denen er umgeht, so trifft der Nachtheil davon größten Theils nur ihn. Thut aber ein Regent in der Wahl Derjenigen, denen er sein Ohr und Zutrauen schenkt, einen Fehlgriff: dann ist oft das Wohl von Millionen Menschen kompromittirt.

„Wie erwirbt man sich Menschenkenntniß?"

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir eine doppelte Menschenkenntniß unterscheiden, eine allgemeine nämlich, und eine besondere. Jene besteht in der Kenntniß der Theorie von den allgemeinen Verschiedenheiten menschlicher Gemüthsarten, sammt deren nächsten und entferntern Gründen. Diese Theorie, da sie auf allgemeinen Erfahrungsgrundsätzen beruht, folglich Philosophie ist, erwirbt man sich — wie Philosophie überhaupt — durch Reflexion, und durch das Studium derjenigen Philosophen, welche diesen Theil menschlichen Wissens bearbeitet haben.

Die besondre Menschenkenntniß, ist die Kenntniß der Gemüthsarten individueller Menschen, derjenigen nämlich, mit denen wir eben zu thun haben, als die wir genau kennen müssen, wenn wir fähig seyn sollen, richtig zu beurtheilen, wie wir uns gegen dieselben zu benehmen haben, um sie entweder in unser Intresse zu ziehen, oder wo solches nicht nöthig oder nicht möglich wäre, wenigstens so zu behandeln, daß ein gutes Auskommen mit Ihnen Statt finde. Diese besondre

sondre Menschenkenntniß setzt die allgemeine, als Vorbereitung, voraus, erwirbt sich folglich durch die Anwendung dieser auf die Erforschung der Gemüthsarten schon bestimmter Menschen verbunden mit einer aufmerksamen Beobachtung ihrer Handlungen nach den Regeln, welche hiezu die allgemeine Menschenkenntniß an die Hand giebt.

Da übrigens zur bürgerlichen Klugheit, wie bereits oben gezeigt worden, die besondre Menschenkenntniß ein unentbehrliches Vorerforderniß ausmacht, und diese ohne die allgemeine nicht zu erlangen ist: so wird es nicht undiendlich seyn, wenn wir der Abhandlung unsrer Klugheitslehre das Wesentlichste aus der Theorie der allgemeinen Menschenkenntniß einschalten, und zugleich damit eine Art von allgemeiner Klugheitslehre, als Grundlage zur besondern Klugheitslehre, verbinden. Das Meiste von dem, was das Charakteristische in den Gemüthsarten der Menschen konstituirt, liegt unstreitig in ihren jedesmaligen Neigungen und Abneigungen, wovon wieder die nächsten Gründe in der Verschiedenheit der Leibestemperamente und der herrschenden Leidenschaften zu suchen sind. Um also aus der Theorie der allgemeinen Menschenkenntniß das Wesentlichste auszuheben, werden wir nunmehr von den Temperamenten und den herrschenden Leidenschaften, insofern Beyde in die menschlichen Gemüthsarten einfliessen, zu handeln, und sodann auch Regeln zur Erforschung sittlicher Charaktere anzugeben haben.

Von

Von den vier Haupttemperamenten.

Von dieser überaus reichhaltigen Materie wird zu unserm Vorhaben so viel genügen, als zu wissen nöthig ist, um den Einfluß der Temperamente in die menschlichen Gemüthsarten, auf deren Erkenntniß es eigentlich hier ankömmt, uns begreiflich zu machen. *)

Die vier Naturen, nämlich die warme, die kalte, die trockene und feuchte, leiden verschiedene Mischungen, aus welchen vier Haupttemrperamente entstehen, die von derjenigen Natur, welche die Oberhand hat, ihre Benennung erhalten. **) Diese sind das sanguinische, das melancholische, das cholerische und phlegmatische Temperament, deren doch keines ganz allein angetroffen wird, sondern jedes ist noch mit einem andern, welches das mitherrschende genannt wird, verbunden. Und hieraus entstehen die zusammengesetzten Temperamente, als z. B. das sanguinisch

*) Wer hierüber einen vollständigen Unterricht wünschten werden Zückert über die Leidenschaften — Kampf über die Temperamente, Feder in der Untersuchung über den menschlichen Willen II. B. Plattner in den philosophischen Aphorismen II. B. und vorzüglich Haller in seiner Physiologie, vollkommen befriedigen.

**) Cum elementa sint quatuor, ignis aqua, aer et terra; potestates pares his sunt, frigida, fervida, arida, atque humida. Et locorum itaque et animalium, et corporum et morum varietates, mixtura elementorum facit, et proinde in aliquos magis incumbunt ingenia, prout alicuius elementi major vis abundavit. Inde quasdam humidas vocamus, aridasque regiones, et calidas et frigidas. Eadem animalium et hominum discrimina sunt. Sen de ira.

nisch = cholerische, das cholerisch = sanguinische, das sanguinisch = phlegmatische, das melancholisch = cholerische, u. s. w. in unendlich verschiedenen Nuanzirungen.

Beym sanguinischen Temperament herrscht die warme und feuchte, beym melancholischen, die kalte und trockene, beym cholerischen die warme und trockene, und beym phlegmatischen die kalte und feuchte Natur. In jedem dieser Temperamente liegen ganz eigene natürliche Dispositionen zu gewissen guten und bösen Neigungen und Abneigungen, die man daher mit dem Namen der Temperaments = Neigungen und Abneigungen zu belegen pflegt, und die man, wenn das Temperament eines Menschen richtig erkannt ist, in der Regel immer voraussetzen kann. Ich sage, in der Regel, weil diese Dispositionen eben nicht nothwendig zu den wirklichen Neigungen und Abneigungen, zu welchen sie einen Hang gründen, sich entwickeln müssen, sondern dieser Entwicklung, in wiefern sie der Tugend nachtheilig werden könnte, durch eine weise Erziehung, und frühzeitige Bildung des moralischen Charakters, vorgebeugt werden, oder falls dieses nicht geschehen wäre, der Mensch in reifern Jahren, die schädlichen Neigungen und Abneigungen seines Temperaments, durch tugendhafte Selbstbeherrschung, gar wohl bemeistern, kann, so selten dieß auch der Fall zu seyn pflegt.

Die Mischung des Bluts und der Säfte, die Beschaffenheit der Nerven und Fibern, und die hievon abhängenden Bewegungskräfte des Körpers, sind in jedem Menschen von einem besondern und verschiedenen Verhältnisse. *) Die drey Bestandtheile des Bluts, der=

*) Seneca nennt das Leibestemperament corporis temperaturam. — Quaecunque attribuit conditio

cruor, das serum, und die lympha sind in unendlich verschiedener Proporzion mit einander vermischt, und die festen Theile sind in verschiedenen Menschen dichter oder schlapper, mehr oder weniger gespannt, mehr oder weniger reizbar und empfindlich. Diese festen Theile wirken durch ihre zusammenziehende Kraft in das Blut, und bestimmen dessen Bewegung, nach dem Grade des Widerstandes, den dieses leistet, und nach der Stärke ihrer Zusammenziehnng. Dagegen wirkt das Blut in die festen Theile zurück, und dehnt dieselben mehr oder weniger aus. Die Kraft der festen Theile, wird nach dem Verhäftniß ihrer Ausdehnung und des Reizes, den die Wärme des Bluts in sie macht, entweder vermehrt oder vermindert.

Von dem Sanguinischen Temperamente.

Dieses bringt mit sich, daß ein Mensch von diesem Temperament (der Sanguineus) bewegliche, elastische Fäsern und Nerven, die weder zu schlapp, noch zu stramm sind, ein gutes, fliessiges, gesundes Blut, dessen Bestandtheile in ziemlich gleichmässigem Verhältniß gegen einander stehen, hat, und von warmer und feuchter Natur ist.

Alle Bewegungen, alle Absonderungen, überhaupt alle Verrichtungen der körperlichen Maschine, gehen hier leicht, frey und ordentlich von statten. Da die Werkzeuge der Sinne sich in dem besten Zustande befinden, so können alle Gegenstände leicht und lebhaft in sie wirken. Eine besondre Empfänglichkeit für alle sinnlichen Eindrücke ist daher dem Sanguineus natürlich. Die Empfindungen davon entstehen schnell in seiner Seele, weil nichts die Bewegung des Bluts und des Nervengeistes hindert. Er geräth schnell in Gemüthsbe-

---

nascendi et corporis temperatura, cum multum se diuque animus composuerit, haerebunt.
Ep. IX.

wegungen des Verlangens, des Abscheus, der Freude, der Traurigkeit, der Liebe, des Hasses, des Mitleids der Beyfreude ꝛc. Da jedoch seine Seele bald, und eben so leicht und lebhaft, von andern Gegenständen gerührt wird, so können seine Empfindungen und Gemüthsbewegungen nicht tief eindringend, folglich auch nicht anhaltend seyn; sie gehen eben so schnell vorüber, als sie entstunden. Der Sanguineus ist daher ein wahrer Wetterhahn, den jedes Lüftchen eine andre Richtung giebt.

Man pflegt die vier Haupttemperamente mit den vier Elementen zu vergleichen. Nach dieser Vergleichung, wird die Luft für das Sinnbild des sanguinischen Temperaments angenommen. Und in der That hat dasselbe ähnliche Eigenschaften mit der Luft, die das leichteste und veränderlichste Element bald kalt bald warm, bald feucht, bald trocken ist, bald von Aufgang, bald von Niedergang kömmt Eben so sehen wir, daß der Sanguineus in kurzer Zeit von der Fröhlichkeit zur Traurigkeit, vom Zorn zur Gelassenheit übergeht; in kurzer Zeit sich zaghaft und beherzt, vergnügt und ärgerlich zeigt, jetzt weint, und bald darauf wieder lacht; mutatur in horas. Leichtsinn, Flatterhaftigkeit, Uebereilung, Sorglosigkeit sind ihm natürlich, wie sein Verlangen nach Willkühr und Freyheit, nach angenehmen sinnlichen Empfindungen, nach Ergötzungen und allen Vergnügungen, die ohne viel Mühe genossen werden können. Aus eben dem Grunde hat er eine fast unüberwindliche Abneigung gegen alles, was mit Beschwerniß, Zwang und mühsamer Anstrengung der Leibes - oder Geisteskräfte verbunden ist. Zu seinen Endzwecken wählt er stets die leichtern und bequemern Mittel, wären sie auch minder zuverlässig, als andre, die Mühe und anhaltende Betriebsamkeit fordern würden. Bei seinen Unternehmun-

mungen beginnt er mit Hastigkeit und Energie, wird aber durch dazwischen tretende Hindernisse, und ihm aufstossende Schwierigkeiten gar bald von der Verfolgung seiner Endzwecke abgeschreckt. Von ihm gilt vorzüglich

Principium fervet, medium tepet, exitus alget.

Mit der Noth und dem Elende seiner Mitmenschen sympathisirt der Sanguineus überaus schnell und lebhaft; hilft auch, sofern er ohne viel Beschwerniß kann, herzlich gern, um der unangenehmen Empfindung des Midleids loß zu werden. Seine Gutherzigkeit ist sonach eine blosse Scheintugend seines Temperaments, gewirkt von der instinktmässigen Sympathie.

Mit jedem, der ihm freundlich begegnet, oder Ergetzungen verschafft, ist er ohne viel Bedenken der beste Freund, aber auch, weil er in allen Dingen den Wechsel liebt, äusserst unbeständig in der Freundschaft. Er glaubt leicht, was man ihm sagt, besonders wenn die Erforschung der Wahrheit ihm Mühe machen würde. Freundlichkeit, Sanftheit, Leutseligkeit, Friedfertigkeit, Dienstwilligkeit, gehören zu den Tugenden, die seinem Temperament natürlich sind. Wie er denn auch Dienste und Wohlthaten, die ihm erwiesen werden, mit gefühlvoller Dankbarkeit erkennt, und, wo er es kann, auf die edelmüthigste Art erwiedert.

Das Verdienst eines angenehmen Gesellschafters ist, zumal wenn er eine gute Erziehung oder sonstige Bildung erhalten hat, dem Sanguineus vorzugsweise eigen. Durch sein aufgewecktes, munters, gefälliges Wesen, durch seinen Witz, der insgemein die herrschende Kraft seines Verstandes ausmacht, verbreitet er Leben und Frohsinn allenthalben um sich her.

„Wie ist der Sanguineus zu erkennen?" Von den in die Augen fallenden Kennzeichen sind wohl dieß die allgemeinsten und minder trüglichen. Sein Blick ist munter, lebhaft, aber unstet, herumschweifend und fixirt sich nicht leicht auf irgend einen Gegenstand. Haben Krankheiten oder Ausschweifungen seine Gesundheit nicht zerstört, so ist der Sanguineus wohlbeleibt, und von blühender, hellrother Gesichtsfarbe. Sein Haar ist gemeinhin dunkelbraun, sein Gang hurtig, in welchem jedoch, wie überhaupt in der Tragung der Glieder eine gewisse Nachlässigkeit auffällt. Am zuverlässigsten aber wird der Sanguineus (wie jeder andre Temperamentist überhaupt) dem Menschenkenner sich in seinen Handlungen blosgeben.

Da übrigens das sanguinische Temperament, wie gezeigt worden, zu angenehmen sinnlichen Empfindungen so aufgelegt macht, zugleich aber mit der stärksten Abneigung gegen Mühe und Anstrengung verbunden ist: so liegt hierinn der Grund, warum dieses Temperament mächtiger, als jedes andre, zur sinnlichen Wollust disponirt, und diese insgemein die herrschende Leidenschaft sanguinischer Menschen ausmacht. Denn diese kann, ohne viel Anstrengung der Geistes- und Leibeskräfte, befriedigt werden; der roheste und trägste Mensch ist geschickt dazu. Indessen, (daß wir es wiederholen) weil das sanguinische Temperament zur sinnlichen Wollust blos disponiret, nicht determiniret, so läßt diese sich bei jedem Sanguineus mit untrieglicher Zuverlässigkeit nicht voraussetzen, sondern, im Zweifel, lediglich vermuthen. Eben dieß gilt von den herrschenden Leidenschaften der übrigen Temperamente; wie wir ein für allemal erinnert haben wollen.

Aus obigen Betrachtungen ergeben sich nun folgende Klugheitsregeln, nach welchen man, in Beziehung auf den Sanguineus, sich zu benehmen hat.

1. Regel. „Will man die Gunst oder Freundschaft des Sanguineus sich erwerben, so verschaffe man ihm so viele leicht zu geniessende Vergnügungen, als man kann. Daß es unschuldige erlaubte Vergnügungen seyn müssen, versteht sich von selbst, da echte Klugheit sich keiner unerlaubten Mittel, selbst bei den erlaubtesten und tugendhaftesten Endzwecken, gebrauchen darf.“

Die Lieblingsneigungen der Menschen befriedigen, wo solches auf eine erlaubte Art geschehen kann, bleibt wohl der sicherste Weg zu ihrem Herzen. Da jeder Mensch in dieser Befriedigung größten Theils seine individuelle Glückseligkeit sucht: so ist es natürlich, daß wir Diejenigen, die zur Beförderung unsrer Glückseligkeit beitragen, auch würdigen—schätzen—lieben, wäre es auch nur aus Dankbarkeit. Nach leichtem Genuß angenehmer Empfindungen strebt der Sanguineus am heftigsten; wer ihm dazu verhilft, als etwa durch köstliche Mahlzeiten, muntre Gesellschaften, Bälle, Spazierfahrten, Musik, Schauspiele ꝛc. der wird — es kann nicht fehlen — sich bald seines Herzens bemächtigen, bald sich ihm sogar nothwendig machen.

2. Regel. „Auf die Versprechungen und Zusagen eines Sanguineus, der noch ein Sklave seines Temperaments ist, läßt sich, wenn deren Erfüllung mit anhaltender, oder ermüdender Anstrengung der Geistes- oder Leibeskräfte, mit muthiger Ueberwindung aufstossender Schwierigkeiten, und mühvoller Hinwegräumung dazwischen tretender Hindernisse, verbunden ist, ganz und gar nicht bauen, so aufrichtig gemeint, und feyerlich diese Verheissungen auch seyn mögen.“

Aus dem Grunde der ihm natürlichen Gutherzigkeit, läßt er—zumal bei aufwallendem Blute—sich leicht zu übereilen, unüberlegten Versprechungen hinreissen. Kömmt es aber zur Ausführung, dann streubt sein Temperament sich dagegen, und er fühlt, daß er sich zu mehr, als er zu leisten vermag, anheischig gemacht habe. Sein Herz meinte es gut, aber sein Temperament macht ihn zum Lügner. Wären seine Zusagen jedoch von der Art, daß deren Realisirung seinem temperamentsmässigen Hange zur Bequemlichkeit, und seiner Abneigung gegen mühsame Geschäftigkeit keine Gewalt anthut: darin darf man um so sichrer darauf rechnen, als sein vorzüglich empfindsames und wohlwollendes Herz ihn auch vorzüglich antreibt, sich jedermann gefällig zu bezeigen. Verspricht er uns etwas zu schenken, oder einen nicht gar beschwerlichen Dienst zu leisten, oder überhaupt etwas nicht zu thun, so wird er, da sein Versprechen in diesen Fällen mit seinem Temperament nicht kolidiret, treulich Wort halten; wenigstens liegt alsdann kein Grund in seinem Temperamente, warum er es nicht sollte halten können.

Hr. v. Willberg, Direktor des Zoll- und Mauthwesens in der Hauptstadt, wird im Rückwege von einem Spazierritt, von einem schrecklichen Ungewitter überfallen, und genöthigt, beim nächsten Thorcinnehmer, Treulieb, abzutreten, welcher, trotz seines hohen Alters, mit aller der Freude, die ein so vornehmer Besuch in ihm erregen muß, seinem Vorgesetzten entgegeneilt.

v. W. Ist es erlaubt, lieber Alter, gegen dieß ungestümme Wetter bey ihm Schutz zu suchen?

T. Die größte Gnade, gnädiger Herr! Wenn nur meine armselige Stube da —

v. W. Da ich nur ein Obdach brauche, und dieses seine Stube mir gewährt, was könnt' ich mehr verlangen?

T. Ew. Gnaden müssen schon für lieb nehmen. Ein schlechter Thoreinnehmer! (er zuckt die Achseln.)

v. W. Kein Amt, mein Lieber, macht irgend jemand schlecht. Wer seine Schuldigkeit thut, verdient, auch bey dem niedrigsten Amte, immer Achtung. Und daß er sich in diesem Fall befinde, dafür bürgt diese heitere Miene, die seinem Alter trotzt, und nur zu sichtbar Selbstzufriedenheit verräth.

T. Dank dem gütigen Himmel! ich lebe mit meinem Gewissen so ziemlich in Eintracht. Freylich Schwachheitssünden —

v. W. Die haben wir alle, weil wir Menschen sind. Wollte Gott, die meisten Menschen hätten sich keine andern vorzuwerfen! Wie lange dient er schon?

T. In zween Monaten mach ich 43 Jahre voll.

v. W. Eine schöne Zeit! wahrlich eine schöne Zeit! Aber wie kömmts, daß er, binnen so geraumen Jahren, es nicht weiter, wenigstens nicht auf einen einträglichern Posten, gebracht hat? Sein Alter, in der That, verdient etwas mehr Behaglichkeit, als ihm der gegenwärtige verschaffen kann.

T. Wenn's nur die Behaglichkeit wäre, gnädiger Herr, ich würd' auch mit diesem Posten zufrieden seyn. Mit mir kann's nicht lange mehr währen; und das Alter ist immer ein guter Wirth, es braucht nicht viel.

v. W. Das mag seyn! Hat er aber keine Kinder?

T. Fünfe — aufzuwarten.

v. W. Auf ein so schmales Einkommen fast zu viel Segen Gottes. Ohne Zweifel lebt er mit den Seinigen klemm genug?

T. Gott sey Dank! an dem Nothdürftigen hat es uns noch nie gemangelt. Wer weis, wären meine Kinder auch so gut gerathen, hätt' ich ein grössers Einkommen gehabt. Die Tugend verträgt sich immer besser mit Armuth, als mit Ueberfluß.

v. W. Da sagt er eine grosse Wahrheit, mein Freund! Doch um wieder auf meine Frage zu kommen, warum hat er es nicht weiter gebracht? Fast sollt' ich glauben, er hab' es nicht weiter bringen wollen?

T. Sollt' ich noch einmal anfangen, und wissen, was meine Erfahrung mich nun gelehrt hat, — ja, gnädiger Herr, ich würde so denken.

v. W. Das bedarf einer Erklärung.

T. Erlaßen mir Ew. Gnaden, — wenn ich bitten darf — diese Erklärung. Sie kann zu nichts dienen, als eine Wunde wieder aufzureissen, die nur langsam heilte, und die, da ich bereits in mein Grab hinablächle, mir gefährlich werden könnte, wenn sie aufs Neue blutete.

v. W. Was er mir da sagt, macht mich nur neugieriger, und die Art, wie er sich ausdrückt, vermuthen, er befinde sich nicht auf dem Posten, für den er gemacht scheint. Er verräth eine Denkart, die man bey Leuten seines Standes nicht zu finden gewohnt ist.

T. Und doch muß ich Ew. Gnaden versichern, daß ich diese Art zu denken, wenn anders etwas gutes darinn ist, gerade meinem gegenwärtigen Stande, und etwa einem guten Buche, das ich hier und da gelesen, zu verdanken habe.

v. W. Sonach hätt' er sich jemals in einem andern, wahrscheinlich bessern, Zustande befunden?

T. In einem andern, ja, auch glücklichern, nach der gemeinen Art zu denken, aber bessern nicht, nach meiner Art zu denken.

v. W. Er führt eine räthselhafte Sprache, mein Freund! Mich verlangt sehr, ihn näher kennen zu lernen. Möcht' ich doch sein Zutrauen verdienen! Schade, daß es keine Amtsangelegenheit betrifft, da würd' ich befehlen können.

T. Liegt euer Gnaden wtrklich daran, meine Geschichte zu wissen: nun wohl! Sie sollen sie erfahren, und so kurz als möglich. — Vor 31 Jahren stand ich als Kassierer, bey der Hauptzollkasse, mit dem gewöhnlichen Gehalt von 1000 Fl. Und, ob ich gleich mein Amt mit der pflichtschuldigsten Treue versah, gelang es meinem Vorgesetzten doch, mich bey Hofe anzuschwärzen, und eine Untersuchung gegen mich zu veranlassen, die sich damit endigte, daß ich meiner dreyzehnjährigen, treugeleisteten, Dienste unangesehen, abgesetzt wurde.

v. W. Und sein Vergehn?

T. Daß ich meiner Amtspflicht zu treu war! Da ich nämlich zu gewissen Eigenmächtigkeiten, die mein Vorgesetzter gegen die mir anvertraute Kasse sich gern herausgenommen hätte, nicht Hand bieten wollte, noch — ohne meine Pflicht zu verrathen — konnte: so war ihm daran gelegen, die Kasse in den Händen eines geschmeidigern und gefälligern Mannes zu wissen. Er hatte einen Anverwandten, der diese Eigenschaften in vorzüglichem Grade besaß, diesem mußte ich Platz machen. Aber nicht lange genoß er seines Raubes, er starb in einem halben Jahre darauf. Und — sehen Sie, gnädiger Herr — ich lebe noch!

v. W. Wenn das, was Sie mir da erzählen, wahr ist, wie Ihr graues Haar, und Ihr ehrliches Gesicht mich nicht zweifeln lassen: so hat man Ihnen auf eine Art mitgespielt, worüber man sich entsetzen muß. Aus den Umständen zu schliessen, war der Niederträchtige,

durch dessen Ränke Sie gestürzt wurden, wohl gar mein Vorfahrer?

T. Nein, sondern der Vorfahrer Ihres Vorfahrers. Auch er starb in ein paar Jahren nachher; entdeckte aber, auf seinem Sterbebette, demjenigen, den die Reihe, ihm nachzufolgen, traf, meine Unschuld, und das Unrecht, das er mir zugefügt hatte, mit der Bitte, zu einiger Beruhigung seines Gewissens, mir nach Thunlichkeit wieder zu einem Stück Brod zu verhelfen. Eben war die Thoreinnehmerstelle, die ich jetzt versehe, in Erledigung gediehen. Diese wurde mir angetragen; und, durch Brodlosigkeit gedrungen, nahm ich solche an, so ein unverhältmässiger Ersatz sie auch für das war, was schändliche Kabale mir geraubt hatte.

v. W. Abscheulich! — Warum liessen Sie es aber bey Ihrer ungerechten Absetzung bewenden? Warum brachten Sie, wenigstens nach dem Tode des Unwürdigen, ihre Sache nicht bey Hofe an? Dieß waren Sie doch Ihrer gekränkten Ehre, und ihren Kindern schuldig.

T. Ach, gnädiger Herr, Unglück macht schüchtern und verzagt! Und ein paar Jahre in unverschuldetem Elende verlebt, o! die rauben Einem sogar den Verstand. Wär' aber auch dieß nicht gewesen, man kömmt gegen seine Vorgesetzten nicht leicht auf; um der Subordinazion willen, muß der Untergebene stets Unrecht haben.

v. W. Nach Gestalt der Sache, und in Fällen wo es um Handhabung der Subordinazion zu thun ist, wohin aber Ihr Fall gar nicht gehörte.

T. Genug, gnädiger Herr, noch nie hab' ichs bereuet, daß ich die Sache nicht wieder rege gemacht. Der Mann, der mich zu verderben suchte, hat mir, ohne es zu wollen und zu wissen, einen wichtigen Dienst geleistet, in Ansehung wessen ich selbst wünsche, daß sein Richter

jenseits

jenseits des Grabes ihm möge vergeben haben. Mein Unglück hat mich weiser, und auch zufriedner gemacht. — Widerwärtigkeiten sind, wie Arzneyen, anfangs widerstehend — bitter, in der Folge aber zeigt sich ihre heilsame Wirkung. Sehen Sie, gnädiger Herr, vor einer halben Stunde war der Himmel mit finstern und blitzenden Wolken, aus denen fürchterliche Regengüsse herabstürzten, bedeckt. Und nun, wie heiter ist der Himmmel wieder! Die ganze Natur athmet neues Leben, und lächelt Dank dem stürmenden Ungewitter. Lauter heitere, vergnügte Tage ziehen auch in unsrer Seele eine schädliche Dürre nach sich, bey welcher die in uns liegenden Keime der Tugend hinwelken, denen aber vorübergehende Ungewitter von Widerwärtigkeiten, erquickende, ihr gedeihen befördernde, Nahrung gewähren.

v. W. Nie hätt' ich vermuthet, aus dem Munde eines Thoreinnehmers so viel Weisheit zu hören. Nur zu Recht hatt' ich, als ich sagte: kein Amt in der Welt mache irgend jemand schlecht. Sie sind ein vortrefflicher Mann! und je weniger Sie, bey Ihrer Art zu denken, billigen werden, was ich für Sie zu thun beschlossen habe, um so mehr muß es geschehen.

T. Was könnten Sie, gnädiger Herr, owhl für mich thun? Für mich läßt sich weiter nichts thun. Hienieden hab' ich keinen Wunsch mehr, wo ich vielleicht nur noch einige Tage — Stunden vielleicht —

v. W. (mit Eifer) Aber die Gerechtigkeit! — Ihre Kinder!

T. Es sind gute Kinder; Gott wird für sie sorgen.

v. W. Gewiß, das wird er. Wenn er es aber durch Menschen, wenn er es durch mich thun wollte?

T. Dann will, dann kann ich es nicht hindern.

v. W.

v. W. Nun gut! Vor allen Dingen muß Ihr ehrlicher Name wieder hergestellt werden. Die Welt muß erfahren, welch großes Unrecht Ihnen zugefügt worden. Ich werfe mich zu Ihrem Sachwalter auf. *)

T. Bedenken Sie, gnädiger Herr —

v. W. (hastig) Hier ist nichts zu bedenken, als wie ich meiner Pflicht, die Bosheit zu entlarven, und Ihnen, mein Freund, Gerechtigkeit zu verschaffen, am schleunigsten, und wirksamsten nachkommen möge. Morgen vormittags um 10 Uhr erwart' ich Sie bey mir, um von allen Umständen Ihrer Geschichte mich noch vollständiger zu unterrichten. Indessen, bis zu Austrag der Sache, nehmen Sie monatlich 8 fl. als einen kleinen Beytrag zu ihrer Haushaltung an. Und kann ich noch sonst etwas —

T. Nicht doch, gnädiger Herr! Sie gehen in Ihrem Edelmuth zu weit. So viele Wohlthaten auf einmal, wie könnt' ich sie verdienen?

v. W. Sie verdienen alles! Wie gesagt, morgen um 10 Uhr. Leben Sie wohl.

Dankbare Thränen zittern in den Augen des redlichen Greises, und tausend Segenswünsche ruft sein Mund dem erhabenen Menschenfreunde nach.

Zufrieden mit sich selbst, und fest entschlossen auszuführen was er zugesagt, eilt Willberg nach Hause. „Welch ein glücklicher Zufall! (spricht er zu sich selbst) Ohne dieses Ungewitter, das mir so ungelegen kam, hätt' ich diesen ehrwürdigen Greis nicht kennen lernen, und, was noch mehr ist, nicht Gelegenheit gefunden, ihm Genugthuung zu verschaffen. Er soll, er muß sie

---

*) Welch übereiltes, unüberlegtes Versprechen! dem Sanguineus aber sehr natürlich.

sie haben, es koste, was es wolle! Sein trauriges Schicksal hat mich im Innersten meiner Seele gerührt. *) Gott, was für abscheuliche Menschen! — Aber auch was für vortreffliche Menschen! Wie klein bin ich mir gegen diesen erhabenen Unglücklichen geworden! — Ich will ihn zu erreichen suchen; giebt er mir doch die schönste Gelegenheit dazu."

Ja, wenn er dir auch Kräfte dazu geben könnte! So, wie ich Willbergen kenne, wird er, bey aller Aufrichtigkeit und Wärme seines Versprechens, schlecht Wort halten. Er ist ein Sklave seines sanguinischen Temperaments, das ihn zwar auf der einen Seite gegen das Unrecht, welches dem ehrlichen Treublieb zugefügt worden, äusserst empfindsam machte, auf der andern aber auch hindern wird, sein Versprechen zu erfüllen.

Als Willberg nach Hause kömmt, ruft ihm seine Gemahlin mit spöttischer Schadenfreude entgegen:

G. Ausgezahlt, Herr Gemahl, ausgezahlt! Nun! hat meine Prophezeyung, daß wir ein Gewitter bekommen würden, eingetroffen?

v. W. (ohne zu antworten, wirft sich auf die Sofa und scheint ganz verdrießlich und nachdenkend.)

G. Doch, wie ich sehe, bist du noch leidlich weggekommen; dein Unglaube hätt' eine empfindlichere Strafe verdient. Ich besorgte, der Himmel würde dir den Kopf tüchtig gewaschen haben.

v. W. Der Himmel war gütiger gegen mich, als du dir einbilden kannst.

G. Das machten Sie gut, Herr Gemahl! Aber wenn ich glauben soll, was Sie mir da sagten, müssen Sie

*) So brachte es sein Temperament mit sich.

Sie eine freundlichere Miene annehmen; diese hier verräth eher Verdruß, als Zufriedenheit.

v. W. Man kann verdrießlich und froh zugleich seyn, wie ich eben Beydes bin.

G. O ja! Ihr Männer verbindet in euerm Betragen nur zu oft die auffallendsten Widersprüche, das können wir Weiber, auf allmaliges Verlangen, und da, wo vonnöthen, eydlich bezeugen.

v. W. Dein Scherz kömmt zur Unzeit. Mir ist gar nicht scherzerlich.

G. Ihr Männer seyd in euerm Benehmungen doch äusserst inkonsequent! Da brüstet ihr euch mit eurer Vernunft, mit euerm männlichen Geiste, mit eurer Stärke der Seele: und sieh da! die unbedeutendste Kleinigkeit, oft ein Nichts, bringt euch so gut auser Fassung, wie uns schwachen Geschöpfe. Ein wenig naß werden!

v. W. Wie ich sehe, bist du glücklicher im Prophezeyen, als im Errathen.

G. Deine Mißlaune hat also einen andern Grund? Der Himmel, sagtest Du, wäre gütiger gegen dich gewesen, als ich mir einbilden könnte, und — doch so verdrießlich?

v. W. (mit Bedeutung) Und doch so verdrießlich, ja Madame.

G. Sonderbar genug!

v. W. Nicht sogar. Das Ungewitter, das mich übereilte, eh' ich nach Hause kommen konnte, hat mir zu einer Entdeckung Gelegenheit gegeben, die mir lieb ist, weil sie mich in den Stand setzt, einem Unglücklichen Hülfe zu leisten.

G. Gewiß, gewiß hat der Ruf von deiner Gutherzigkeit wieder irgend einen Betrieger zu einem Anschlag auf deinen Beutel aufgemuntert? Du bist zu

leicht=

leichtgläubig, mein Schatz, und, wie du weißt, schon so oft angeführt worden.*)

v. W. Das darf mich nicht abhalten, gutes zu thun. Wer mich durch Betrug, durch falsche Vorspiegelung zu einer gutgemeinten Handlung verleitet, schadet sich, nicht mir. Meine Wohlthat verliert nichts von ihrem Werth, ob ich sie gleich einem Unwürdigen erweise. Wie würd' es um die Wahrhaftunglücklichen stehen, wollte man allem Mitleid aus dem Grunde sein Herz verschliessen, weil hier und da ein Nichtswürdiger sich desselben mißbrauchte?

G. Alles recht! alles schön! Nur wünscht' ich, du wärest bey deinem guten Herzen etwas vorsichtiger, und auf eine kluge Art mißtrauisch. Es giebt Niederträchtige, die Elend lügen, und durch künstlichen Betrug ein Mitleid zu erschleichen wissen, worauf nur wahres, unverschuldetes Elend Anspruch hat.

v. W. Der Unglückliche, den ich heut habe kennen lernen, kann so wenig ein Betrieger oder Heuchler seyn, als ich einer bin. Seine Gesichtszüge, aus denen Wahrheit, Redlichkeit und ein unbefangenes Gewissen so laut sprachen, — sein hohes, ehrwürdiges Alter — seine Art zu denken, sind mir eben so viele untriegliche Bürgen, daß er mich nicht hintergangen hat. Auch drang er sich nicht auf; ich hatte Mühe, ihn zur Sprache zu bringen. Und was noch mehr ist, er verbat sogar die Hülfe, die ich ihm antrug.

G. Bey diesen Umständen, freylich, müßt' er wenigstens der feinste Betrieger seyn, falls er einer wäre.

v. W.

---

*) Fr. v. Wallberg scheint die Schwäche ihres Gemahls sehr genau zu kennen; in der Folge wird sich dieß noch deutlicher zeigen.

v. W. Nein, gewiß, der ist er nicht. Du sollst ihn kennen lernen, und — ich bin versichert — Mitleid mit ihm haben. Böse, abscheuliche Menschen haben ihm so übel mitgespielt, daß seine Geschichte einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele zurückgelassen hat. *) Und siehst du, mein Schatz, das ist die Ursache meiner übeln Laune.

G. Doch! bald hätt' ich vergessen. Der neue Wagen ist fertig, und steht schon in der Remise. Kaum warst Du fort, brachte man ihn.

v. W. (schnell die Miene ändernd, und vor Freude aufspringend) Wirklich? — Der Wagen fertig? Ist er recht schön, und nach meinem Wunsch ausgefallen?**)

G. Allerliebst! sag ich Dir. Du wirst eine Freude haben.

v. W. (hastig) Ich muß ihn sehen — ich muß ihn sehen! Komm begleite mich!

Beyde fliegen die Treppe hinab, und der neue Wagen wird bis auf alle Kleinigkeiten untersucht.

v. W. In der That, der Wagen ist geschmackvoll — prächtig! Er ist das Geld werth. Unvergleichlich wird sichs darinn fahren! Morgen, hörst Du, mein Kind! — morgen machen wir eine kleine Spazierfahrt darinn, wir müssen ihn versuchen. Da es heut geregnet, und die Luft sich abgekühlt hat, dürfen wir auf den angenehmsten Tag rechnen.

G. Eben recht, mein Bester! wir sind auf morgen zu einer Spazierfahrt geladen.

---

*) Es wird sich bald zeigen, wie unauslöschlich dieser Eindruck seyn werde.

**) Dieser rasche Uebergang vom empfindlichsten Verdruß zur lebhaftesten Freude, charakterisirt den Sanguineus.

v. W. Das wäre!

G. Was ich dir sage. Der Baron Ehrenfels hat uns eine Partie auf sein Landgut antragen lassen.

v. W. Ganz vortrefflich!

G. Weil ich aber ohne dein Vorwissen nichts versprechen wollte, so —

v. W. Schicke hin! schicke gleich hin! Wir würden mit Vergnügen Gesellschaft leisten. Diese Einladung hätte nicht erwünschter kommen können! So kann ich mich doch dem Baron, und seiner Gesellschaft in meinem neuen Wagen zeigen, ohne Schein, damit prahlen zu wollen.

G. Eine kleine Eifersucht wird es wohl absetzen. Des Barons Wagen ist nicht halb so schön.

v. W. Das ist er nicht — wahrlich nicht.

G. Gewiß, er macht deinem Geschmack Ehre.

v. W. Ich habe Dir eine kindische Freude über den Wagen. Der Bildhauer hat meine Gedanken vorzüglich erreicht; er soll auch eine Diskrezion über den Akkord haben.

Nun wird von nichts, als von dem neuen Wagen gesprochen — beym Abendessen, beym Schlafengehn, immer von dem neuen Wagen — von der neuen Erfindung — von der Bequemlichkeit — von den Vorzügen des neuen Wagens vor andern seiner Art. — Was man für Urtheile darüber fällen — was man etwa daran tadeln — was vorzüglich Beyfall finden dürfte — wie hoch man ihn taxiren — wie bald man ihn nachmachen — wie herrlich das klingen werde: Ich muß auch einen Willbergischen Wagen haben u. s. w.

Nach allem dem läßt sich leicht errathen, mit welchen Gedanken Willberg einschlafen, und wovon er träumen werde. Von dem ehrlichen Treulieb? — O!

O! diesen hat der neue Wagen so gänzlich aus seiner Seele verdrängt, daß sie so leer davon ist, als sie es war, ehe er den Redlichen noch kennen lernte. Seine Einbildungskraft beschäftigt sich jetzt mit ganz andern, ganz wichtigern Dingen; — mit den Anstalten zur morgenden Spazierfahrt — mit dem bevorstehenden Freudentage — mit Entwürfen, das Vergnügen des Landlebens auf die ausgebreiteste Art zu geniessen. Alles dieß macht auch den Inhalt seines Gesprächs mit seiner theuern Hälfte beym Aufwachen, beym Frühstücken aus.

Und unser ehrliche Treulieb? — Wahrscheinlich hat er eine sehr unruhige Nacht gehabt. Der Vorfall mit Willbergen — dessen edelmüthiges Versprechen — die Hoffnung seinen ehrlichen Namen hergestellt zu sehen — die Schwierigkeiten, die dabey zu überwinden seyn werden — die günstige Aussicht für das Wohl seiner Kinder, falls die Sache einen guten Ausgang gewänne, — alles dieß muß so viele, so mannichfaltige Vorstellungen, Sorgen, Betrachtungen, Gemüthsbewegungen in ihm veranlaßt haben, daß zu vermuthen steht, er werde nur wenig, und sehr unterbrochen geschlafen haben. Hat er ja geträumt, so war es ohne Zweifel von dem günstigen Wechsel seines Schicksals, von den glücklichen Folgen des edelmüthigen Schutzes, den ihm Willberg so feyerlich zugesichert hatte. Aber auch nie muß ein Traum so sehr gewesen seyn, als eben dieser.

Zur bestimmten Stunde schleicht der gute Alte keuchelnd noch der Behausung seines vermeynten Erretters, und erreicht sie noch vor 10 Uhr. Da er aber vor derselben einen mit vier raschen Pferden bespannten Wagen stehen, und zween Bedienten mit Anstalten zur Abreise beschäftigt sieht, wagt er es nicht, sich melden zu lassen, aus Besorgniß, seinem Gönner zur Unzeit zu kommen.

Ganz

Ganz in sich zurückgezogen, bleibt er demnach neben dem Hausthore stehen, um sich Willbergen wenigstens zu zeigen. Nicht lange, so kömmt dieser die Stiege herabgehüpft, und geht, ohne den sich tief verbeugenden Treulieb wahrzunehmen, auf seinen Wagen zu; besieht jeden Nagel, jeden Riemen; fragt nach tausend Dingen, und befiehlt bald dieß so, bald jenes anders zu machen. Endlich fällt ihm Treulieb in die Augen. Gern möchte er sich anstellen, ihn nicht bemerkt zu haben; allein jener begeht die Unhöflichkeit, durch einen Handkuß, es ihm unmöglich zu machen.

v. W. Guten Morgen, guten Morgen, lieber Alter! Wo mir recht ist, sagte ich um 10 Uhr?

T. Es muß den Augenblick schlagen. Doch wenn ich Ew. Gnaden ungelegen falle, kann ich schon —

v. W. (einfallend) Ungelegen eben nicht, mein Freund. Aber — wie Sie sehen — ich bin im Begriff zu verreisen. Unaufschiebliche, dringende Amtsgeschäfte — Mein Gott, man ist nicht immer Herr von seiner Zeit! *)

T. Ich kann wiederkommen, wenn immer Ew. Gnaden es befehlen; zu jeder Stunde kann ich abkommen.

v. W. Nur thut es mir leid, daß Sie diesen Gang vergebens gemacht haben. Ich hätt' Ihnen sollen absagen lassen. Auch wollt' ich, aber —

T. (unterbrechend) Bin ich nicht Ihr Untergebener? Ew. Gnaden sind zu gütig, Sich zu entschuldigen.

v. W. Sonst bin ich gewohnt, pünktlich Wort zu halten **) Doch, Sie werden, da ich für dießmal da-

---

*) Noch weniger über sein Temperament.

**) Ja, wenn das Temperament nichts dagegen einzuwenden hat!

daran gehindert werde, mich entschuldigen, und die Gutheit haben, morgen, um eben diese Zeit, Sich wieder bey mir einzufinden.

T. Wie Ew. Gnaden befehlen.

Die gnädige Frau kömmt. Willberg wirft sich an ihre Seite in den Wagen, und ruft dem guten Treulieb, noch im Wegfahren, zu: „Morgen um 10 Uhr! Haben Sie verstanden?"

In einigen Sekunden verschwindet der Wagen aus den Augen des betrogenen Alten, welcher bey seiner, obgleich geringen, Menschenkenntniß, doch die Bemerkung macht, daß Willbergs gestern so aufflammender Eifer für seine Sache sich über Nacht merklich wieder gelegt habe. Die Kälte, mit welcher er aufgenommen worden, erregt in ihm gewisse dunkle Ahndungen, die sein Vertrauen auf die Zusage seines Gönners ungemein schwächen. Ganz niedergeschlagen kehrt er zurück, und bereuet beynahe, sich Willbergen entdeckt zu haben.

„Es kömmt — spricht er zu sich selbst — noch auf einen Gang an, und ich werde wissen, woran ich bin. — Gut, daß so viel nicht daran gelegen ist! Hülft er mir nicht, nun so bleib' ich, was ich immer war, und noch bin, ein ehrlicher, und mit seinem Geschick zufriedener Mann. Gott befohlen!"

Ohne Zweifel wird Fr. v. W. — und wäre es nur, um ihren weiblichen Vorwitz zu befriedigen — sich bey ihrem Gemahl erkundigen, wer dieser Alte sey, dem er aus dem Wagen zugerufen.

G. War dieß etwa der Unglückliche, von welchem Du mir gestern erzähltest?

v. W. Er selbst. Und was hältst Du von Ihm?

G.

G. Hab' ihn so genau nicht betrachtet; auch fand ich, durch sein unbedeutendes Ansehn, mich eben nicht versucht, es zu thun.

v. W. Gleichwohl muß ich Dir versichern, daß ich ungemein viel Achtung für diesen Mann habe. Auf den ersten Anblick scheint er gar nicht, was er ist.

G. Wer ist er denn?

v. W. Zwar nur Thoreinnehmer, er könnte aber, und sollte auch, von Rechts wegen, was bessers seyn.

G. Nun, so wirst wohl Du, allem Ansehen nach, ihn zu etwas besserm machen sollen?

v. W. Das hab' ich ihm versprochen, und werd' auch Wort halten.

G. Was liesse sich auch aus einem so abgelebten, stumpfen Manne machen! — Er steht ja schon mit einem Fuß im Grabe. Durch ein Stück Geld, um sich vor seinem Ende noch zu laben, wär' ihm, meines Erachtens, wohl am besten geholfen.

v. W. Das braucht er eben so nöthig nicht. Er ist mit seinen, obgleich sehr kärglichen Glücksumständen vollkommen zufrieden.

v. W. Nun, so laß ihn zufrieden seyn! Wieder jung kannst Du ihn doch nicht machen?

v. W. Ich muß dir schon aus dem Traume helfen. Diesem Mann ist auf die himmelschreyendste Art mitgespielt worden. Vor 31 Jahren stand er, als Kassierer, bey der Hauptzollkasse, und weil er zu gewissen unerlaubten Zumuthungen, die sein Vorgesetzter, einer von meinen Vorgängern, an ihn that, sich nicht verstehen wollte — oder vielmehr, ohne Verletzung seiner Amtspflicht, nicht konnte — so brachte es dieser, durch teuflische Ränke, dahin, daß er seines Amts entsetzt wurde. Nachher hat man, zu einiger Vergütung des erlittenen

Un-

rechts und Schadens, ihm diese sehr unbedeutende Thor-einnehmerstelle wieder zukommen lassen. Ist das nicht abscheulich — unmenschlich?

G. Wenn's wahr ist! — Die Sache wird sich aber wohl anders verhalten? Döch es sey, er habe Wahrheit geredet: was geht denn alles das Dich an? Ist ihm Unrecht geschehen, so mögen's Diejenigen verantworten, die Schuld daran sind.

v. W. Nicht doch, mein Kind! Da ich nun weis, daß der Redliche durch Bosheit gestürzt worden: so ist es Pflicht, alles beyzutragen, daß ihm Gerechtigkeit wiederfahre, zumal mein Amt mich in den Stand setzt, es mit Erfolg zu thun.

G. Uebertrieben, mein Bester! übertrieben! — Vor allem müßtest Du untriegliche Gewißheit haben, daß der Fall, mit allen Umständen gerade so liege, wie er Dir erzählt worden. Und wo hast Du diese?

v. W. Was könnt' einen so abgelebten, dem Grabe so nahen. Mann auch verleiten, sich mit Lügen abzugeben.

G. Der Erste wär' er doch nicht, der mit grauen Haaren Unwahrheit geredet hätte. Doch ich will — weil Du es willst — besser von ihm denken, und also glauben, daß etwas an der Sache wahr sey. Allein die eigentlichen Umstände? — Man verjagt doch niemand so ganz ohne Verschulden von seinem Amte.

v. W. Ich sagte Dir ja schon, daß es durch die schwärzeste Kabale geschehen.

G. Wie er vorgiebt!

v. W. Genug, ich muß die Sache wenigstens untersuchen, weil ich es versprochen habe, und Rechtschaffenheit fordert, daß ich Wort halte.

G. Eine Sache von 31 Jahren her! — Wo vielleicht diejenigen, die Theil daran hatten, schon lange todt sind!

v. W. Der Urheber der schändlichen Kabale ist zwar todt; ich bin sein zweyter Nachfolger. Aber das thut nichts; deßwegen kann ich zu einer so himmelschreyenden Ungerechtigkeit nicht schweigen, ohne mich derselben theilhaft zu machen.

G. Willst Du etwa mit dem Todten Prozeß anfangen?

v. W. Die vorfindigen Akten werden schon an Statt seiner Red' und Antwort geben.

G. Zwar bin ich nur ein unverständiges Weib: aber so viel seh' ich doch ein, daß die Sache nicht wenige, nicht geringe Schwierigkeiten haben wird.

v. W. (mit Befremden) Schwierigkeiten? Wie so? *)

G. Bedenk doch, was wird es nicht brauchen, eine so verjährte Sache mit guter Art wieder rege zu machen, und in Gang zu bringen. Die etwa noch lebenden Anverwandten oder Freunde des Thäters, werden sie nicht vielmehr alles anwenden, nicht Himmel und Erde bewegen, um eine ihrer Ehre so nachtheilige Entdeckung zu verhindern? Mit allen diesen Leuten wirst Du nun zu thun bekommen; wirst sie Dir zu Feinden machen; am Ende die Sache doch nicht durchsetzen, und Spott und Feindschaft werden der ganze Lohn seyn für deine überspannte, unzeitige Gerechtigkeitsliebe, wenn Du anders

*) Dieses Befremden verräth nur zu sehr, wie wenig Willberg sein Versprechen überlegt, und daß ihn bloß seine aufwallende, temperamentsmäßige Gutherzigkeit dazu bestimmt habe.

noch glücklich genug bist, nichts von deinem Kredit bey Hofe zu verlieren. *)

v. W. Das Letztere besorg' ich nicht. Der Hof muß doch erkennen, daß ich ein Gerechtigkeit liebender Mann sey.

G. Ja, wenn Du dein Vorhaben ausführst, was hast Du aber für Hoffnung dazu? Ueber dieß, was für Sorgen, was für Arbeit ladest Du Dir auf den Hals? Hast Du etwa nicht Geschäfte genug? — Willst Du Dich zu Tode arbeiten, und vor der Zeit mich zur Wittwe machen? und alles dieß eines Mannes wegen, der Dich nichts angeht?

v. W. Pfuy! Alle Menschen müssen mich angehen; sie alle sind meine Brüder.

G. Aber Weib und Kinder müssen dich doch näher angehen.

v. W. Unstreitig.

G. Nun so zeig' in der That, daß Du dieß glaubst, und gib Dich mit so verdrießlichen, weitaussehenden Händeln nicht ab. Der Mann, sagtest Du, wäre mit seinem Schicksale zufrieden — was kann er mehr wünschen? Vielleicht würd' er aufhören, es zu seyn, wenn er aufhören sollte, Thoreinnehmer zu seyn? Und dann hättest Du ihm einen herrlichen Dienst erwiesen! Ihm fehlt nichts mehr, als der Himmel, und dahin kann er, auch als Thoreinnehmer kommen, wenn er anders ehrlich war.

v. W. (nach einigem Nachdenken) Im Grunde hast Du, mein Schatz, nicht Unrecht. Die Sache ist allerdings

---

*) Dieser kluge Angriff auf Willbergs schwächste Seite, von dessen Unwiderstehlichkeit seine Gemahlinn wahrscheinlich schon mehrere Beweise hat, wird auch hier nicht mißlingen.

lerdings mit grossen, und beynah unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft. — Ich seh' immer mehr ein, daß es rathsamer wäre, mich damit lieber gar nicht zu bemengen.

G. Daran wirst Du wohl thun. Du könntest nur in ein Wespennest stirlen, und keinen andern Lohn davon tragen, als schmerzende Stiche.

v. W. Ja, ia, so könnt' es kommen. Ich will dem Mann auf andre Art gutes erweisen. Auch würd' ich ihn selbst nur in Unruhe stürzen, und dadurch seine noch übrigen wenigen Tage verbittern. Stirbt er, nun! so will ich nach Thunlichkeit, für seine Kinder sorgen, das kann mir niemand wehren noch verargen. Zudem hab' ich mich ia nur anheischig gemacht, ihm zu helfen, *) ob es auf diese oder jene Art geschieht — wenn ihm nur geholfen wird.

G. So recht mein Schatz! Du mußt Dich mir und unsern Kindern zu erhalten suchen. Dein allzu gutes Herz führt Dich manchmal zu weit: Du wirst mir vergeben, wenn ich mir herausnehme, Dich noch zu rechter Zeit aufmerksam zu machen.

v. W. Du hast recht, allzu gut ist nicht gut. — — Nicht wahr, es fährt sich ganz vortrefflich in diesem Wagen?

Und nun da capo von dem Wagen, und von nichts andern, als dem Wagen.

Der Tag auf dem Landgute des Baron Ehrenfels wird im Genusse aller ländlichen Vergnügungen

*) Um sein Gewissen über sein schändliches Zurücktreten einzuschläfern, beredet sich der Feige. Treuliebe weiter nichts versprochen zu haben, als ihm, wie immer, zu helfen, da er ihm doch ausdrücklich und wiederholt wegen des erlittenen Unrechts Gerechtigkeit und Genugthuung verheißen hatte.

zugebracht. Willberg vorzüglich ist ganz Gefühl, und in dem wahren Elemente seines Temperaments. — Da man gestern erst spät in der Nacht nach Hause gekommen, so kann man Willbergen nicht verargen, daß er heut eben noch beym Frühstücke sitzt, als der gute Treulieb sich melden läßt. Auch war Willberg gestern mit seiner guten Laune zu verschwendrisch, um heut, und zwar schon so früh, aufgelegt zu seyn, Audienz zu ertheilen.

Bedienter. Der Thoreinnehmer Treulieb. Er sagt, er wäre bestellt.

v. W. (verdrießlich) Mein Gott, gerade jetzt! (zum Bedienten) Seht ihr nicht, daß ich frühstücke? Saget ihm, er möchte nur morgen —

G. (unterbrechend). Bemühe den alten Mann nicht so oft hieher, mein Schatz. Wenn es dir nichts verschlägt, will ich mit ihm sprechen, und ihm deine Gesinnungen eröffnen. *)

v. W. Ja, ja! sprich Du mit ihm. Ohnehin bist du von allem unterrichtet. Hab' ich einmal Muße, so kann ich ihn ja rufen lassen — kann ihm meinen Wagen schicken.

G. Allerdings. (zum Bedienten) Führet den Mann ins Nebenzimmer. (Bedienter ab)

Fr. v. W. (zu Treulieben) Guten Tag, lieber Alter! Ich habe durch meinen Mann so viel schönes und liebes von ihm gehört, daß ich dem Verlangen, ihn kennen zu lernen, nicht widerstehen konnte, und mir darum

von

---

*) Die Schlaue sucht, zu verhindern, daß ihr Gemahl nicht selbst mit Treulieben spreche, weil sie mit Grund besorgt, er dürfte zu neuen Versprechungen sich hinreissen lassen.

von meinem Mann ausbat, statt seiner, mit ihm zu sprechen.

T. (der den Anfang seiner Geschichte, aus der Erscheinung der Fr. v. Willberg, sogleich ahndet, macht eine stumme Verbeugung, die einem Mienenleser für eine ganze Rede gegolten hätte.)

Fr. v. W. Mein Mann hat die besten Gesinnungen für ihn. *) Er wünscht nichts sehnlicher, als ihm Gerechtigkeit zu verschaffen.

T. (macht eine ähnliche stumme Verbeugung)

Fr. v. W. Allein, nachdem mein Mann die Sache reiflich überlegt, und von allen Seiten erwogen hat, glaubt er, man müsse mit Behutsamkeit zu Werke gehen, weil bey der Sache viele und grosse Schwierigkeiten zu überwinden seyn dürften.

T. Das seh' ich wohl selbst ein — hab' es von jeher eingesehen; und bloß, weil der gnädige Herr, meiner Gegenvorstellungen ungeachtet, darauf bestand. —

Fr. v. W. Da sieht er nun selbst, wie sehr mein Mann für seine Sache eingenommen ist. Gewiß er ist bereit, das Aeusserste für ihn zu thun, wenn nur — **)

T. O! es ist gar keine Nothwendigkeit vorhanden, es auf das Aeusserste ankommen zu lassen.

Fr. v. W. Auch nicht rathsam, mein Freund.

T. Auch nicht nöthig, das Mindeste zu thun.

Fr. v. W. Das wieder nicht. Mein Mann will sein Versprechen halten, und seine Umstände, mein Lieber, auf andre Art verbessern. Er will für seine Kinder sorgen.

T. Zu viel Gnade!

Fr. v. W.

---

*) Gesinnungen wohl; wenn nur mit blossen Gesinnungen etwas ausgerichtet wäre.

**) Sein Temperament nichts dagegen einzuwenden hätte.

Fr. v. W. Nein, das wird mein Mann sich durchaus nicht wehren lassen — durchaus nicht.

T. So viel Gnade verdien' ich nicht.

Fr. v. W. Ich überzeuge mich immer mehr, daß mein Mann sein Lob, guter Alter, nicht übertrieben hat. So ein Mann, wie er, verdient alles.

T. (macht abermals eine stumme Verbeugung; küßt der gnädigen Frau die Hand, und entfernt sich.)

Im Weggehen ruft ihm Willberg zwischen der geöffneten Thüre seines Zimmers nach: „Bey den 8 fl. monatlich hat es sein unwiderrufliches Verbleiben. Versteht er mich?"

Aber Treulieb stellt sich an, es nicht zu hören, und tief fühlend die Demüthigung, die er erfahren müssen, schleicht er, ohne den Elenden einer Antwort zu würdigen, davon. Was in seiner Seele vorgeht, läßt sich unschwer errathen. Wahrscheinlich hat er im Nachhausegehn folgenden Monolog gehalten.

„Man hat also eine Komödie mit dir gespielt? hat dich auf deine alte Tage geprellt? — Thut nichts! hast ja dafür monatlich 8 fl. mehr zu verzehren! — Nun ist ja deine Ehre gerettet, dein Glück gemacht! ha, ha, ha! „Bey den 8 fl. monatlich bleibt es." sagte er nicht so? — Der Unwürdige! der feige Prahler, muß er mich noch zum Bettler machen, der ich, zufrieden mit meinem Schicksal, vielleicht reicher bin, als er? — Du versprachst mir, meinen ehrlichen Namen wieder herzustellen; und nun bietest du mir Geld an, um dich von deinem übereilten Versprechen loszukaufen? O! ich geb' es dir um sonst zurück; und so kannst du dein Geld auch behalten. So arm bin ich wahrlich noch nicht, um Wohlthaten solcher Art annehmen zu müssen. — Gut, daß ich meinen Kindern von dem Vorfall nichts erzählte! Wie verlegen

wär'

wär' ich ietzt, ihre Fragen, mit denen sie mich bestürmen würden, so zu beantworten, daß sie sich an dem schändlichen Prahler nicht ärgerten. — Möchtet ihr, gute Kinder, nie solche Menschen kennen lernen!"

Aus dieser Geschichte, wird unsre obige Regel, die wir in Rücksicht auf die Versprechungen des Sanguineus angegeben haben, sich sowohl erläutern, als rechtfertigen. Folgerung hieraus ist nachstehende:

3. Regel. „Soll der Sanguineus uns einen etwas mühsamen Dienst leisten: so muß man es ihm so leicht und bequem machen, ihm so viel vor=, so viel in die Hände arbeiten, als immer die Umstände erlauben."

Ganz natürlich. Sonst schreckt ihn die Beschwerniß ab; und er kann unsrer Absicht nicht entsprechen, weil er seiner temperamentmässigen Abneigung gegen alles Mühsame nicht zu gebieten vermag.

4. Regel. „In der Freundschaft mit dem Sanguineus muß man zurückhaltender seyn, als irgend anderswo, und sich hüten, ihm Geheimnisse an deren Verschweigung uns gelegen ist, anzuvertrauen."

Zwar ist er, wie schon errinnert worden, ein überaus warmer, aber auch, da wenig Festigkeit in seinem Charakter liegt, ein unbeständiger, wetterwendischer Freund, kann daher leicht aufhören, unser Freund zu seyn, auch wohl gar unser Feind werden, folglich sind Geheimnisse nicht sonderlich bey ihm aufgehoben. Hiezu kömmt, daß er in der Trunkenheit seiner Vergnügungen, die er so ausschweifend liebt, nicht immer genug auf seiner Hut seyn könne, um

mit unter nicht zu reden, was er nicht soll. Und wie leicht ist es da, daß er ohne es eben zu wollen und zu wissen, an seinen Freunden zum Verräther werde?

5. Regel. „Wäre man, durch ein gewisses Zusammentreffen von Umständen, in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, entweder mit einem Sanguineus, oder mit einem Cholerikus, oder mit einem Melancholikus sich zu verfeinden: so wähle man, caeteris paribus, die Feindschaft des Sanguineus."

Denn da dieser nicht nur versöhnlicher ist, sondern auch, als Feind, in seiner Rache nicht so weit geht, als die andern Beyde: so wagt man bey seiner Feindschaft, wenn sie, wie gesagt, durchaus nicht zu vermeiden ist, auch das Wenigste.

6. Regel. „Ist der Sanguineus, in Rücksicht auf irgend einen Endzweck, dein Mitwerber, so laß der Sache ihren Lauf, und verhalte dich bloß leidend; zumal wenn er mit Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hätte, um dir den Rang abzulaufen."

Schwierigkeiten muthig entgegenarbeiten, und ausdaurende Thätigkeit, sind gar die Sache des Sanguineus nicht. So lebhaft er auch beginnt, so bald erkaltet sein Eifer, und daher räumt er, schon in der Mitte des Kampfes, seinem Gegner das Feld.

Für den Umgang mit dem Sanguineus giebt uns die Klugheit nachstehende Regeln.

7. Regel. „Gestatte dem Sanguineus so viel Bequemlichkeit, als die Umstände möglich machen, und erbitte dir die Unterlassung alles dessen, was das Zeremoniel steifes und zwanganlegendes hat, bey Höhern als eine Gnade, bey Deinesgleichen als einen Beweis der Freundschaft."

Du findest deinen sanguinischen Gönner (wir verstehen einen solchen, zu dem der Zutritt dir offen steht; denn wir reden von Umgange) der schwülen Sommerhitze wegen, ausgekleidet, in seinem Garten spazieren. Bey deiner Erscheinung ruft er den Bedienten, daß er ihn ankleide. Geschwinde dawider protestirt, und so dringend, als möglich! Der Sanguineus geniret sich äusserst ungern, und wer ihn von der Nothwendigkeit, es zu thun, nicht, wo er kann, dispensiret, wird sich ihm schlecht empfehlen, vielmehr nur lästig machen. Indessen leidet diese Regel bey sehr vornehmen Personen, d. i. bey allen, mit denen wir in dem Verhältniß nicht stehen, daß Umgang in eigentlichem Verstande Statt fände, eine Ausnahme. Hier muß man im Gegentheil wider gar nichts protestiren — sich gar nichts verbitten, was solche Personen, aus Höflichkeit zu thun, für gut finden. Se. Herrlichkeit geruhen bis zur Thüre des Zimmers, oder gar des Vorzimmers, dich zu begleiten. Beyleibe nicht dawider protestiret! — Oder Sie würdigen Sich, den Hut vor dir abzuziehen, und mit entblößtem Haupte mit dir zu sprechen. Um alles in der Welt nicht einmal eine Miene, die zu sagen scheine: „Wollten Eure Herrlichkeit nicht die Gnade haben, Sich zu bedecken, einer solchen Herablassung bin ich ganz unwürdig."

Der Grund dieses Verhaltens liegt in Folgendem. Es ist unhöflich und arrogant, zu verrathen, daß man solche Höflichkeitsbezeigungen für bar Geld annehme, welches man nicht thun würde, wenn man sich nicht für wichtig genug hielte, Anspruch darauf machen zu dürfen. Vielmehr fodert die Bescheidenheit, daß man anzunehmen scheine, was so vornehme Personen aus Höflichkeit thun, könne uns nicht gelten, sondern ge-

schehe lediglich aus eigener Bequemlichkeit, — aus blosser Willkühr — aus guter Laune.

Se. Herrlichkeit sitzen auf der Sofa, und verlangen, daß du dich neben Sie setzest. Der Kluge muß auch auf die seltensten Fälle sich vorbereiten. Auf den ersten Antrag eine tiefe, stumme Verbeugung. *) „Setzen Sie Sich, ich bitte" wiederholen Se. Herrlichkeit. Nun eine zweyte noch tiefere Verbeugung, und sodann ohne Weiters niedergesessen, aber auch so wenig Raum auf der Sofa eingenommen, als nöthig ist, sich in einer sitzenden Attitude zu erhalten. Unhöflich ist es, den Vornehmen das Vergnügen zu rauben, sich gegen uns mehr, als standesmässig, herabzulassen. Höflichkeit, zur unrechten Zeit angebracht, wird Grobheit.

Nach dieser, vielleicht nicht unnützen, Ausbeugung lenken wir wieder ein.

8. Regel. „Im Umgange mit dem Sanguineus muß man für den Stoff der Unterredung selbst sorgen, und darauf bedacht seyn, damit in dem Gespräche so viel Munterkeit, Intresse und Abwechslung herrsche, als immer möglich."

Er redet schon gern mit, wenn man ihm die Sachen vorlegt, und dadurch die Mühe erspart, sie erst selbst zu suchen. Sodann ermüdet das Allzuernsthafte — Tiefsinnige seine unstätte Aufmerksamkeit gar bald, und hindert ihn, an der Erschöpfung irgend einer Materie der Unterredung Behagen zu finden.

Ueberhaupt können wir bey dieser Gelegenheit nicht umhin, anzumerken, daß jedes Gespräch langweilig, ermüdend

---

*) Wie abgeschmackt und kleinstädtisch, wenn man etwa sagen wollte! „O ich kann schon stehen; es ist meine Schuldigkeit, Euer Herrlichkeit aufzuwarten. — Diese Gnade verdiene ich nicht."

müdend werde, das kein beziehendes Intresse auf die Charaktere der Personen hat, mit denen man sich unterredet. Dieß Intresse besteht darinn, daß der Stoff der Unterredung den Gesellschaftern angenehm, auch bekannt genug sey, um Theil daran nehmen zu können.

Wider diese Klugheitsregel wird in Gesellschaften häufig verstossen, und zwar dadurch, daß man dieselbe nicht nur nicht befolgt, sondern wohl gar das Gegentheil davon thut. Ein kluger Gesellschafter sollte immer die Materie des Gesprächs nach dem Genie und dem Geschmack derer wählen, mit denen er eben umgeht; und man wählt insgemein solche Materien, die den Sprechenden selbst am meisten intressiren, — sein Steckenpferd ausmachen.

Navita de ventis, de spicis narrat arator.

Der Geizhals spricht von schweren Zeiten, von schlechten Zahlern, von Pfand und Hypothek. Der Advokat erstattet der Gesellschaft ausführlichen Bericht über den Gang und Erfolg seiner Rechtshändel. Der Arzt unterhält sie mit der Geschichte — oft eckelhaften Geschichte, — seiner Krankenstuben. Der Astronom spricht von Sonnenfinsternissen, Lufterscheinungen, neuen Entdeckungen am gestirnten Himmel. Der Oekonom kramt seine gelungenen und mißlungenen Versuche in der Agrikultur, Viehzucht u. s. w. aus. Der Soldat macht eine detaillirte Erzählung von den Feldzügen, denen er beywohnte. Der Kluge, der feine Weltmann spricht von allem, nur von sich und seinen Angelegenheiten nicht. *) Ihn verstehen Aerzte, Rechtsgelehrte, Oekono-

*) Platon, auf seiner Rückreise von Syrakus, wohnte den olympischen Spielen bey, und machte die Bekanntschaft zweer Kaufleute, mit denen er in einem

konome und Soldaten. — Gelehrte und Ungelehrte, Damen von und ohne Geist, Greise, Männer, Jünglinge hören ihn mit Vergnügen, und haben in seiner Gesellschaft nie Langeweile.

„Aber das ist schwer; da muß man ja erstaunlich viel gelernt haben und wissen, wenn man im Stande seyn soll, mit jedem Menschen so zu sprechen, wie er es wünscht — wie es ihn unterhält.“

Freylich ist es schwer, unmöglich sogar, wenn im Kopfe alle Schubladen leer sind, bis auf die einzige, welche die liebe Brodwissenschaft füllt. Ein Proteus, ein Chamaleon muß ein Politikus seyn. *)

9. Re=

---

und demselben Gasthof wohnte. Ungeachtet er ganze Tage mit ihnen umgieng, auch in ihrer Gesellschaft nach Athen zurückkehrte, hatte er doch weder vom Sokrates, noch von der Akademie, noch weniger von sich und seinen Schicksalen am Hofe des Dionysius, ein Wort schiessen lassen. Zu Athen nahm er die Fremden in sein Haus auf. Diese, als sie kaum angelangt waren, ersuchten ihn, er möchte sie zum Platon, dem berühmten Philosophen, und Schüler des Sokrates, führen. Hier erst entdeckte sich Platon seinen Gästen zu ihrem nicht geringen Befremden. — Diese so ausgezeichnete Bescheidenheit ist einer der schönsten Züge in dem Leben dieses echten Philosophen. Manches Philosophchen unsrer Zeit würde die guten Kaufleute nicht so lang in Ungewißheit gelassen haben.

*) An tu existimas, aut suppetere nobis posse, quod quotidie dicamus in tantâ varietate rerum, nisi animos nostros doctrina excolamus? aut ferre animos nostros tantam posse contentionem, nisi eos doctrina eadem relaxemus? — — Caeteros pudeat, si qui ita se studiis abdiderunt, ut nihil possint ex his neque ad communem afferre fructum, neque in aspectum lucemque proferre. Cic. pro Arch.

9. Regel. „Gib genau darauf Acht, wenn dein Besuch dem Sanguineus anfängt, lästig zu fallen. Am besten wirst du thun, dich noch eher zu entfernen, als du merkst, daß er dich wegwünsche. Wird er dich noch länger zu sprechen Lust haben, so wird er dich schon nöthigen, zu bleiben.“

Dem Sanguineus ist alles, was ihm Zwang auflegt, äußerst unangenehm. Ist uns an seiner Zuneigung und Gunst gelegen, so muß man ihn damit verschonen. Ueberhaupt liegt bey Besuchen jeder Art ungemein viel daran, zu wissen, wenn man wieder seiner Wege zu gehen hat. Bleibt man einmal länger, als man gern gesehen wird, so ist man das 2temal schon minder willkommen, und das dritte weist man uns wohl gar ab.

Dieß wären etwa die Hauptregeln der Klugheit, nach denen man sich gegen den Sanguineus zu benehmen hat, und zwar in Bezug auf dessen Gunst — Versprechungen — Dienstleistungen — Freundschaft — Mitwerbung — Umgang. Wir sagen Hauptregeln, weil sie bey jedem Sanguineus, von was für einer Art es auch sey, Anwendung leiden; freylich immer mit Einschränkung oder Ausdehnung, das, bey der wirklichen Anwendung auf individuelle Fälle, von den Umständen abhängt, und jeder Mensch selbst beurtheilen muß. Denn die Mischungen und Nuancen des sanguinischen Temperaments — wie jedes andern auch — sind von einer so unendlichen Verschiedenheit, daß, wenn ich Ihnen M. M. H. H. die Anwendung von obigen Grundregeln auch in hundert Idealen von sanguinischen Menschen zeigte, oder vielmehr zeigen könnte, vielleicht nicht eines darunter gerade auf einen Sanguineus, mit dem Sie es eben zu thun haben oder künftig zu thun haben werden, genau passen würde.

Um uns mit Klugheit im Umgange mit den Menschen zu benehmen, ist es nicht genug, Andre zu kennen; wir müssen eben so unumgänglich uns selbst kennen, folglich auch wissen, was wir für ein physisches Temperament haben. Denn hievon hängen die Klugheitsregeln ab, die wir, aus dem Grunde unsers Temperaments, in Beziehung auf uns selbst, zu befolgen haben.

Unser Betragen gegen andre Menschen von sanguinischem Temperament bestimmten obige Regeln. Nun müssen wir auch untersuchen, was der Sanguineus selbst, aus dem Grunde der Klugheit, zu thun habe, damit das Fehlerhafte und Nachtheilige seines Temperaments seiner äussern Glückseligkeit minder Eintrag thue. Wir sagen aus dem Grunde der Klugheit, und in Rücksicht auf äussere Glückseligkeit. Denn was der Sanguineus aus dem Grunde der Tugend, und in Absehn auf seine innere Glückseligkeit thun müsse, um das Fehlerhafte seines Temperaments zu verbessern — die demselben natürlichen bösen Neigungen zu bemeistern — überhaupt den nachtheiligen Einfluß seines Temperaments in seine Moralität, so viel, wie möglich, zu schwächen, dieß zu erörtern, gehört nicht hieher.

1. Regel. „Der Sanguineus — gleichwie auch jeder andre Temperamentist — muß sich sorgfältig hüten, zu verrathen, wie sehr sein Temperament ihn etwa noch beherrsche.“

Da jedes Temperament, durch natürliche, unverkennbare, äussere Kennzeichen sich ankündiget, so läßt sich dieses durchaus nicht verbergen. Allein, wie sehr man davon etwa noch abhänge — in welchem Grade man von demselben zum Handeln noch bestimmt

werde,

werde, das kann und muß verhehlt werden, damit man seine schwache Seite nicht bloßgebe, und dadurch andern Menschen nicht zu viel Macht über sich einräume. Momus fand an der Einrichtung des Menschen auszusetzen, daß er kein Fenster in der Brust habe, um dadurch in sein Innerstes sehen zu können. Wer seine Neigungen und Abneigungen, seine am meisten geliebkosten Begierden und Leidenschaften, seine Schwächen, und die Seiten, wo ihm am leichtesten und sichersten beyzukommen ist, kurz, seine Gemüthsart bloßgiebt, der macht sich dieß Fenster in seiner Brust selbst; — befindet sich mit dem Spieler, der sich in die Karte sehen läßt, in gleichem Falle.

2. Regel. „Der Sanguineus beobachte im Umgange mit andern Menschen nicht stets einerley Betragen, sondern zwinge sich zuweilen, besonders da, wo er merkt, daß man ihn auszuforschen vorhabe, oder wohl gar auf eine entscheidende Probe stelle, das Gegentheil von dem zu thun, wozu sein Temperament ihn natürlich antreibt. Fühlt er sich zu einer solchen Selbstverläugnung zu schwach, so weiche er der Versuchung vielmehr aus, als daß er der Gefahr, zu unterliegen, sich aussetze."

Hier haben wir einen Fall erlaubter, und selbst von echter Klugheit angerathener, Simulazion und Dissimulazion. Der Sanguineus ist aus keinem Grunde verpflichtet, andern Menschen zu entdecken, wie sehr oder wenig sein Temperament ihn beherrsche. Es muß ihm folglich erlaubt seyn, durch was immer für Mittel, sein Innerstes andern Menschen zu verbergen; zumal wenn er sich dadurch vor Schaden hüten kann. In welchem Falle die Klugheit es ihm sogar, als Pflicht gegen sich selbst, empfiehlt.

3. Regel. „Beym Genusse des Vergnügens, vorzüglich des sinnlichen — bey Lustbarkeiten und Ergetzungen, sey der Sanguineus vorzüglich auf seiner Hut; und wenn ihm solche bevorstehen, waffne er sich in voraus mit Selbstbeherrschung."

Denn eben hier befindet er sich in der größten Gefahr, die Macht seines Temperaments bloßzugeben, und mehr von seinem Innersten zu verrathen, als die Klugheit erlaubt.

4. Regel. Merkt er, daß jemand um seine Freundschaft oder Gunst werbe, mit dem er sich, aus erheblichen Ursachen, nicht einlassen kann: so meide er alle Gelegenheit, wo derselbe durch Vergnügungen und Ergetzlichkeiten auf seine schwache Seite einen Angriff wagen könnte."

Denn in dieser Schlinge würde er eher, als in jeder andern, gefangen werden. Ueberhaupt räth die Klugheit, niemanden Verbindlichkeiten schuldig zu werden, der uns durch Wohlthaten, Dienstleistungen, und Begünstigung unsrer Lieblingsneigungen, in sein Intresse zu ziehen sucht, mit dem man sich aber keineswegs einlassen kann. Denn man setzt sich durch das Gegentheil unausweichlich der Alternative aus; entweder den eigennützigen Absichten solcher Leute gern oder ungern, auch wohl der Rechtschaffenheit zuwider, sich fügen *) oder dem Vorwurfe preisgeben zu müssen, daß man selbstsüchtig genug sey, anzunehmen ohne zu erwiedern. Beydes ist gleich mißlich — gleich unklug.

5. Regel. „Mit Versprechungen, wozu seine temperamentsmässige Gutherzigkeit ihn so aufgelegt macht,

über=

*) Hier gilt vorzüglich: Beneficium accipere libertatem vendere est.

eilte sich der Sanguineus, zumal im Zustande des Affekts, nicht, sondern erwäge zuvor bey kaltem Blute, ob er, was er zu versprechen sich geneigt fühlt, auch werde leisten — ob er seinem Hange zur Gemächlichkeit auch werde so viel Zwang anthun können, als die Erfüllung seiner Zusage ihm auflegen wird."

Verspricht er mehr, und kann sodann nicht Wort halten, so zeigt er sich als einen Maulmacher, und zieht sich Verachtung zu.

6. Regel. „Bey der Aussehnung mit seinen Feinden, oder bey der Nichtahndung erlittener Beleidigungen, schütze er solche Beweggründe vor, welche seiner Versöhnlichkeit, die seinem Temperamente so natürlich ist, vielmehr das Ansehn der Tugend, als der Wirkung seines Temperaments geben können."

Diese Benehmungsart hat zugleich günstige Folgen auf die Moralität. Anfänglich schützt man dergleichen tugendhafte Beweggründe nur vor, um die eigentliche Triebfeder seiner Handlungen (das Temperament) zu maskiren; nach und nach setzen sie sich in der Seele fest, und endlich handelt man danach mit Reflexions- und Temperaments-Tugenden, werden Willens-Tugenden.

7. Regel. „Da der Sanguineus durch Schwierigkeiten bald abgeschreckt wird, seine Endzwecke zu verfolgen, so muß er den leicht vorzusehenden Bemühungen seiner etwaigen Mitwerber oder Feinde, ihm Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg zu legen, durch sorgfältige Geheimhaltung seiner Absichten, vorzubeugen suchen."

Dieß ist zwar eine allgemeine Klugheitsregel, der Sanguineus aber wagt bey deren Nichtbefolgung das Meiste.

8. Regel. „In Gesellschaften hüte er sich vor ausschweifender Lustigkeit, wozu sein Temperament ihn so aufgelegt macht."

Sittsamkeit, ein gesetztes Betragen, anständige Munterkeit erhalten allenthalben Beyfall, nicht so Muthwille und ausgelassene Schäckerey. Ueberhaupt ist die Rolle eines Spaßmachers (wie unten ausführlicher wird gezeigt werden) eine gefährliche Rolle, zu welcher ein Mann von Klugheit, Geschmack und feiner Lebensart sich niemals erniedrigt.

Von dem melancholischen Temperamente. *)

Das Temperament, welches dem sanguinischen beynah entgegensteht, wird das melancholische genennt, dessen Natur kalt und drocken ist. In diesem Zustande sind die Fäsern steif und zäh, aber doch reizbar, obgleich mehr Gewalt, sie zu bewegen, erfordert wird, als bey irgend einem andern Temperament. Ein dickes und schweres Blut schleicht langsam durch die Adern. Alle Bewegungen, alle Absonderungen, kurz alle Verrichtungen der Maschine des Körpers, gehen langsam, schwer, unordentlich von statten. Die Lebensgeister sind, so zu sagen, von einer gröbern Masse, und bewegen sich langsam. Die Werkzeuge der Sinne werden, weil die Fäsern und Nerven doch noch reizbar sind, von den äussern Gegenständen zwar leicht erschüttert: allein die träge, zusammenziehende Kraft der steifen Fäsern vermag, keine solche Gewalt in das schwere dicke Blut auszuüben, und dasselbe mit den Lebensgeistern in kei-

ne

*) Von μελας (schwarz) und χολη (Galle) atribiliosus (schwarzgalligt.)

ne so schnelle Bewegung zu setzen, daß das Bild davon auf die Seele merklichen Eindruck machen könnte.

Daher kömmt es, daß die angenehmen sowohl als unangenehmen Dinge den Melancholikus weniger affiziren. Denn zur Hervorbringung einer lebhaften Gemüthsbewegung müssen das Blut und die Lebensgeister in eine Art von Aufbrausen gerathen, welches aber bey dem dicken und zähen Blut des Melancholikus nicht wohl geschehen kann. Hieraus erklärt sich die Gleichgültigkeit und mindre Empfindlichkeit des Melancholikus gegen Dinge, die Andre rühren und ergetzen.

Da der Zorn mit der schnellsten und gewaltsamsten Bewegung der festen und flieſſi[illegible]en Theile verknüpft ist, so vermag ein erlittenes kleines Unrecht nicht, die steifen Fäsern, und die trägen Säfte des Melancholikus in eine so starke Bewegung zu setzen, als zur Hervorbringung des Zorns nöthig ist. Daher geräth der Melancholikus nicht leicht in Zorn. Man muß ihn oft reizen, es ihm sehr nage legen, wenn ihm die Galle überlaufen soll. Indessen empfindet er doch leicht Unwillen und Verdruß, ob er gleich nicht bis zum Zörnen aufgebracht wird; und er grinselt, tadelt und zankt daher immer. Geräth er aber einmal in Zorn, so geschieht es auf eine Art, daß es sich der Mühe verlohnt. Alsdann ist er auch schwer zu versöhnen; trägt es seinem Beleidiger lange nach, und rächt sich auf eine tückische Art. Man hat daher Ursache, gegen den Melancholikus auf seiner Hut zu seyn. *)

*) Cäsar sagt (beym Shakespear) zum Antonius: Ich muß Leute um mich haben, die fett sind, Leute mit

Die ihm natürliche Unfähigkeit, das Vergnügen lebhaft zu schmecken, sind die hieraus entstehende Gleichgültigkeit gegen Ergetzungen und Lustbarkeiten (zumal lärmende, geräuschvolle) machen den Melancholikus tiefsinnig, düstern, mürrisch, und erzeugen einen mächtigen Hang zur Einsamkeit, aus dessen Grunde denn natürlich Misanthropie, Mißtrauen, Argwohn, Furcht bey ihm sich festsetzen.

Uebrigens ist der Melancholikus arbeitsam, besitzt einen hartnäckigen Fleiß, und kann Anstrengung der Geistes- und Leibeskräfte leichter ertragen, als jeder andre Temperamentist. Hat seine Seele einen Gegenstand der Beschäftigung gefaßt, so verläßt sie ihn so bald nicht wieder, weil sie nicht leicht in Bewegung gesetzt, folglich nicht bald wieder von einem andern affizirt werden kann. Seine Empfindungen sind gerade denjenigen des Sanguineus entgegengesetzt; sie entstehen langsam, halten aber desto länger an.

Der Melancholikus bewahrt nicht nur seine eigenen (denn er ist äusserst mißtrauisch) sondern auch die ihm anvertrauten Geheimnisse mit Sorgfalt, in Befolgung des natürlichen Gesetzes: Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thu auch keinem andern.

Sei-

---

rothen Backen, und die des Nachts schlafen. Cassius dort hat ein hageres, hungeriges Gesicht; er denkt viel. Solche Leute sind gefährlich. Er liest viel; er ist ein grosser Beobachter, und sieht die Handlungen der Menschen mit einem Blicke durch. Er liebt keine Schauspiele, wie du Antonius. Er lächelt selten, und wenn er's thut, so ists, als ob er seiner selbst spotete, daß er sich bewegen läßt, über irgend etwas zu lächeln.

Eine ungemein treffende Schilderung des Melancholikus, welcher Cassius gewiß auch war!

Seine Meynungen behauptet der Melancholikus mit Hartnäckigkeit, es hält darum ungemein schwer ihn davon abzubringen. In Rücksicht auf Vorurtheile, ist er der inkurabelste Patient. — Seine Verstellung ist schwer auszuforschen, denn sie ist mit vielem Vorbedacht angelegt. — Er scherzt nicht leicht, und kann Scherz, besonders wenn er in Ausgelassenheit übergeht, nicht wohl vertragen. Aus eben diesem Grunde macht er sich nicht gern gemein, und ist in der Freundschaft kalt.

Sollen wir das melancholische Temperament mit einem der vier Elemente vergleichen, so können wir am füglichsten die Erde dazu wählen. Denn gleich ihr ist der Melancholikus trocken, kalt, finster, und nicht leicht veränderlich.

Die in die Augen fallenden Kennzeichen des Melancholikus sind folgende: Sein Blick ist matt, ernsthaft, düstern, fest und etwas niederwärts gekehrt. Seine Leibesbeschaffenheit fällt ins Hagere, und seine Gesichtsfarbe ins Bräunlichte — Blaßgelbe. Sein Haar ist schwarz, sein Gang schleichend, und die Bewegung seiner Glieder minder lebhaft.

Die Temperamentsneigungen des Melancholikus schränken sich auf die Neigung zur Einsamkeit, Stille und einem ungestörten Selbstgenuß ein. Wiewohl dieß, eigentlich genommen, nur Neigungen negativer Art sind, da sie vielmehr darauf gehen, daß etwas nicht geschehe, als geschehe. Wer Einsamkeit und Stille liebt, wünscht, mit ungestörter Willkühr seinen Gedanken und Empfindungen sich überlassen zu können. Er hat in sich selbst so viel Stoff zur Beschäftigung und Unterhaltung, daß er nicht Ursache zu haben glaubt, dießfalls von andern Menschen abzuhängen. Wer an Stille und ungestörtem Selbstgenuß Behagen findet, dem

müssen

müssen sich aufdringende Zerstreuungen, rauschende Ergetzungen, bachantische Lustbarkeiten äusserst zuwider seyn. Und hieraus erklärt sich, warum der Melancholikus die größte Abneigung gegen dergleichen Dinge hegen muß.

Von diesen Beschaffenheiten des melancholischen Temperaments zieht nun die Klugheit folgende Verhaltungsmaximen für den Umgang mit dem Melancholikus ab.

1. Regel. „Da, wie gleich errinnert worden, die Temperamentsneigungen des Melancholikus eigentlich nur negativer Art sind, die Erwerbung der Gunst andrer Menschen aber lediglich die Wirkung befriedigter positiver Neigungen seyn kann: so ist von dieser Seite dem Melancholikus nicht wohl beyzukommen."

Wer mir nicht lästig fällt, mir nur keinen Verdruß macht, hat der schon ein Recht auf meine Gunst und Zuneigung? Niemand zu beleidigen, niemanden zur Last zu fallen, ist ja Zwangspflicht, für deren Befolgung man wohl nicht verbindlich seyn kann?

Sollte man also der Gunst eines Melancholikus, zur Erreichung gewisser Entzwecke, benöthigen, so wird man ihm bey seiner herrschenden Leidenschaft, die gemeinhin der Geiz ist, anzugreifen haben, um ihn in unser Intresse zu ziehen. Wie man aber den Menschen von der Seite ihrer herrschenden Leidenschaften beykommen könne, dieß zu zeigen, müssen wir für jetzt, wo wir die Temperamente zum Gegenstande, und für diese die Benehmungsart, nach den Vorschriften der Klugheit, zu bestimmen haben, noch verschieben.

2. Regel. „Was die Versprechungen des Melancholikus betrifft, so liegt wenigstens in seinem Temperament kein Hinderniß, warum er solche nicht halten sollte, wie in dem Temperamente des Sanguineus.“

Vielmehr machen seine Arbeitsamkeit, seine Kraft, gegen Hindernisse und Schwierigkeiten auszudauern, dann auch seine Gleichgültigkeit gegen Ergetzungen und Zerstreuungen, ihn fähig, sich anzustrengen, und Versprechungen, wäre deren Erfüllung auch mit Mühe verbunden, zu realisiren. Hiezu kömmt noch, daß der Melancholikus in seinen Versprechungen sich nicht übereilt. Aus dem Grunde seines Temperaments ist er ein wenig menschenfreundlich gesinnt, wenigstens viel kälter gegen seine Mitmenschen, als irgend ein andrer Temperamentist. Daher nimmt er auch nicht so lebhaften Theil an den Angelegenheiten und Schicksalen andrer Menschen, daß etwa aufwallende Sympathie ihn zu übereilten Versprechungen hinreißen könnte. Nebst dem machen sein Tiefsinn, und sein stets gesammelter Geist ihn in seinen Handlungen überlegt und vorsichtig. Wenn er demnach etwas verspricht, so darf man annehmen, daß er es nach reifer Ueberlegung gethan habe, folglich seiner Zusage treulich nachkommen werde.

Eine Ausnahme von dieser Regel könnte allenfalls in seiner Moralität liegen, als z. B. wenn er etwa kein sonderliches Gefühl für Ehre und Rechtschaffenheit hätte, ein Maulmacher, und nach solchen Grundsätzen zu handeln gewohnt, wäre, die ihn lediglich, unter der Bedingung seines unmittelbaren Intresses, zum Worthalten bestimmten. Allein, wie gesagt, in seinem Temperament liegt kein Grund,

warum

warum er in Gefahr stünde, mehr zu versprechen, als er zu leisten Lust und Vermögen hat.

3. Regel. „Auf Dienstleistungen ist beym Melancholikus nicht sonderlich zu rechnen, so sehr derselbe, aus dem Grunde seiner beharrlichen Thätigkeit, und Kraft seiner, gegen Schwierigkeiten und Mühewaltung aushaltenden, Standhaftigkeit, dazu geschickt wäre.“

Seine temperamentmässige Misanthropie hindert ihn, für seine Mitmenschen sich lebhaft zu intressiren, und macht ihn immer etwas selbstflüchtig. Bietet er jedoch seine Dienste in irgend einem Falle selbst an, so darf man sich von ihm alles versprechen. Nur muß man ihm auch Zeit lassen, weil er in seinen Geschäften, mit vieler Ueberlegung und Vorsicht zu Werke zu gehen, gewohnt ist.

4. Regel. „Kann die Freundschaft eines Melancholikus dir Vortheil bringen, und findest du ihn einigermassen geneigt dazu: so mußt du ihm weiter, als auf dem halben Weg entgegengehen, und ihn vorzüglich, durch Vertraulichkeit und Offenherzigkeit, überzeugen, daß du keine Geheimnisse vor ihm habest.“

Der Melancholikus ist, aus dem Grunde seines Temperaments, äusserst mißtrauisch, und hält niemand, ohne die stärksten Proben, für seinen Freund. Die Aufschliessung unsers Innern ist unstreitig der unzweydeutigste Beweis der Freundschaft; der Melancholikus wird ihn also von seinem Freunde fordern. Hernach, da er, aus dem Grunde seines Temperaments, die Geheimnisse, die man ihm anvertraut, mit der strengsten Treue verwahrt, so wagt man auch nichts, indem man sich ihm ohne Zurückhaltung mittheilt. Gleichwohl muß man sich hüten, ihm seine Geheimnisse zu entlo-

cken,

ken, denn er ist mißtrauisch und argwöhnisch, und hält aus der ihm natürlichen Misanthropie, die Menschen für schlimmer, als er oft Ursache hat. Forscht man ihn aus, so kann er leicht argwöhnen, man habe Absichten dabey, und dieß vermindert sehr unsern Werth in seinen Augen. Vertraut er sich uns aber aus eigenem Antrieb, so beobachte man, zum Beweis, daß man schweigen gelernt habe, auch in den unbedeutendsten Angelegenheiten, die strengste Verschwiegenheit. Wiederholte Proben dieser Art werden ihm allmählig mehr — und endlich ein unbeschränktes Zutrauen, einflössen.

Ueberhaupt muß man mit einem melancholischen Freunde sehr behutsam umgehen — ihn äusserst schonen. Ein minder vorsichtig gewählter Ausdruck, eine zweydeutige Miene, oft ein Nichts erregt ihm Verdacht, erregt ihm Argwohn; wie er denn überhaupt sehr geneigt ist, alles auf das Schlimmste auszulegen.

So kalt er übrigens selbst in der Freundschaft ist, so warme Freundschaft fodert er von Andern. Man erwarte daher nicht, daß er jeden Freundschaftsdienst, jede Gefälligkeit erwiedre, und halte es für zuträglicher, ihn dießfalls zum Schuldner zu haben, als sein Schuldner zu werden.

5. Regel. „Die Feindschaft des Melancholikus ist die allergefährlichste; du mußt dich also sorgfältigst davor hüten.“

Denn eines Theils ist er nicht leicht zu versöhnen, und andern Theils tückisch in seiner Rache. Er wählt immer die empfindlichste, und verzieht damit so lange, bis man sich ihrer nicht mehr versieht. In Rücksicht auf ihn ist die Klugheitsregel: Traue einem versöhnten Feinde nicht, mit doppelter Sorgfalt zu befolgen. Nur für zu wahrscheinlich muß man annehmen,

daß

daß seine Versöhnung — zumal wenn er hiezu den ersten Schritt thut — nur ein Deckmantel seiner projektirten Rache sey, dessen er sich bedient, um seinen Feind recht sicher zu machen. Seine Rache ist meuchelmörderischer Art, sie lauert im Hinterhalte.

6. Regel. „Ist der Melancholikus, in Rücksicht auf irgend einen Endzweck, dein Mitwerber, dein Gegner, so gewinnst du nichts, wenn du ihm Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg legest.“

Er verfolgt seine Endzwecke mit ausdauernder, unüberwindlicher Hartnäckigkeit, ist daher der furchtbarste Widersacher. Durch Geschwindigkeit allenfalls kann man ihm den Rang ablaufen; denn er ist, aus dem Grunde seines Temperaments, etwas langsam in seinen Entschliessungen, und deren Ausführung. Der ihm natürliche Tiefsinn beschäftigt sich zu lange mit der Abwägung des pro und contra, und schafft sich übertriebene Bedenklichkeiten. Daher braucht er Zeit, sich zu bestimmen.

7. Regel. „Im Umgange mit dem Melancholikus mußt du nicht vergessen, dich in sein Temperament zu schicken dadurch, daß du ein gesetztes Wesen annehmest. Ein aufgeweckter lustiger Humor ist ein sehr zweckwidriges Mittel, dich bey ihm in Achtung zu setzen.“

Wir schätzen an Andern nur solche Eigenschaften, die wir selbst besitzen, oder zu besitzen glauben, und für Vollkommenheiten ansehen. Das ist aber nun gerade nicht der Fall des Melancholikus in Bezug auf einen lustigen Humor. *)

---

*) Oderunt hilarem tristes, tristemque iocosi.

Hor.

Jukundus wünscht, der Schwiegersohn des melancholischen Morosus zu werden. Auch geben die von weitem gepflogenen Unterhandlungen ihm Hofnung dazu. Jukundus besitzt zwey nicht unbedeutende Landgüter, ist jung, wohlgebildet, und versteht sich meisterhaft auf den guten Ton. Welcher Vater, denkt er bey sich selbst, könnte mir auch seine Tochter verweigern! Hier, es kann nicht fehlen, wird ein Cäsarisches veni, vidi, vici vorgehen. — „Ich muß doch den Mann zuvor sehen, sagt Morosus mit gerunzelter Stirne, daß er Vermögen hat, das setzt ihn zwar in den Stand, meine Tochter zu ernähren; um ihr aber auch das Leben angenehm zu machen, dazu muß er Gehirn im Kopfe haben. Vor allem muß ich ihn von dieser Seite kennen lernen."

Jukundus erscheint. Ein ziemlich sanguinisches, lustiges und flüchtiges Herrchen. Alles lebt und lacht an ihm; denn sein ansehnliches Vermögen bot ihm alle Mittel an, sich einen allerliebsten, rosenfarbenen Humor eigen zu machen. Noch in allen Gesellschaften, die er mit seiner Gegenwart beehrte, war er willkommen; wie könnte ihm nur im Traum einfallen, zu zweifeln, ob er sein Glück auch bey unserm Morosus machen werde. Unter andern Beweggründen, die er daher faselt, um seinen gewünschten Schwiegervater zu einem schleunigen Jawort zu vermögen, führt er auch diesen an: „Sehen Sie, werthester Herr Morosus, gerade so einen Schwiegersohn, wie ich bin, müssen Sie haben. Sie sind viel zu ernsthaft, viel zu düstern; Sie brauchen jemand, der Sie aufmuntre, und Ihnen die Falten auf der Stirne ein wenig ausglätte: überlassen Sie mir dieß Geschäft. Bin ich nur einmal Ihr Eidam, dann soll in Ihrem Hause ein ganz ander Leben beginnen. Alle Tage eine

andere Lustbarkeit! Heut eine Spazierfahrt, morgen ein Ball, übermorgen eine Jagd — dann ein musikalisches Konzert, dann große Spielgesellschaft, dann eine Komödie u. s. w. Kurz Sie sollen kaum Zeit haben, eine Lustbarkeit vor der andern auszuschlafen. Ich liebe unschuldige Vergnügungen, und sehe gern frohe Gesichter um mich her.

„Ist dieß Ihr Ernst?“ (fragt Morosus mit einer Miene, in welcher ein etwas klügerer, als Jukundus, den Rath gelesen hätte, aus der Sache Scherz zu machen.)

J. So wahr es mein Ernst ist, Ihr Schwiegersohn zu werden! Ich besitze einiges Vermögen; wie könnt' ich es besser anwenden, als Ihnen, meinen künftigen zweyten Vater, das Leben angenehm zu machen?

M. Angenehm? Halten Sie dafür?

J. Ich bin überzeugt.

M. Auch ich bin überzeugt, —

J. (einfallend) Daß Sie keinen bessern Schwiegersohn finden können, als mich.

M. Allerdings, wenn ich Lust hätte, mich zum Schwiegervater eines Unsinnigen zu machen.

J. Wie? Sie scherzen?

M. Das sollten Sie mir doch schon angemerkt haben, daß ich nicht gern eine Schellenkappe anziehe.

J. Sie sind doch ein seltsamer Mann!

M. Mit Ihnen verglichen, allerdings.

J. Im Ernste? Sie wollen also Ihre Tochter —

M. (unterbrechend) einem Manne geben, der da weiß, daß das menschliche Leben eine ganz andre Bestimmung hat, als wegspaziert, weggetanzt, weggehetzt, wegmusizirt, weggespielt zu werden.

J. Frey=

J. Freylich werden Sie besser thun, Ihre Tochter an einen Sauertopf, wie Sie, zu verheurathen.

M. Ein wenig Essig aus diesem Sauertopfe würde Ihnen sehr dienlich seyn, um Ihr schnackiges Seelchen in etwas zu konsolidiren.

J. Hätt' ich doch Ihrer gerunzelten Stirne nicht zugetraut, daß Sie so witzig scherzen können.

M. Lassen Sie Sich an diesem Scherz genügen, damit ich nicht bemüssiget werde, auf eine so ernsthafte Art mich zu erklären, daß Sie gewiß Ernst für Scherz nicht verkennen sollen.

Jukundus zieht mit seinem Korbe ab; und Morosus hat Stoff, seinen Spleen auf acht Tage, mit Betrachtungen über die herrschende schlechte Erziehung, und das überhandnehmende Sittenverderbniß, zu unterhalten.

Was hat nun den unklugen Jukundus um seine Braut gebracht? Die Nichtbefolgung unsrer obigen Regel, als welcher zuwider er auf das Temperament des Morosus keine Rücksicht nahm, vielleicht nicht einmal wußte, daß hierauf, bey seinem Vorhaben, alles ankomme. Nach der Art, wie er sich dem Morosus ankündigte, konnte er, bey dem so auffallenden Kontraste seiner Gemüths- und Denkart mit derjenigen des Morosus, unmöglich dessen Beyfall, noch weniger Gunst, erhalten. Und dieß war doch, zur Erreichung seines Endzwecks, unumgänglich nöthig.

Astutus, bevor er seine Anwerbung thut, erkundigt sich genau nach der Lebensart des Morosus. Ein Menschenkenner, wie er, weis hievon auf den Gemüths-

müthscharakter zu schliessen. Aus dem, was er dießfalls vom Morosus erfährt, nimmt er sogleich ab, daß dieser eines melancholischen Temperaments sey. Astutus kennt die Regeln der Klugheit, nach denen man sein Betragen, in Absicht auf den Melancholikus, um dessen Achtung zu verdienen, einzurichten hat. Morosus befindet sich bereits im 63ten Jahre seines Lebens. In einem solchen Alter arten gemeiniglich alle Temperamente in das melancholische aus; denn das Alter macht an und für sich traurig, eigensinnig, mürrisch, argwöhnisch, ungesellig; und der Zustand des Körpers bey alten Leuten, ist beynah ganz der nämliche, welcher das melancholische Temperament ausmacht. Ein bejahrter Melancholikus ist ein doppelter Melancholikus; daher muß man die Regeln der Klugheit, welche das Benehmen gegen ihn bestimmen, auch mit doppelter Sorgfalt beobachten.

Alles das weis Astutus; und nachdem er den Plan, zu seiner Aufführung gegen den Morosus, entworfen hat, begiebt er sich zu ihm. Ernst, Sittsamkeit und Anstand begleiten seine Worte, Geberden, Handlungen, und erregen schon von seiner Gemüthsart das günstigste Vorurtheil beym Morosus. Allmälig lenkt er das Gespräch auf den Endzweck seiner Erscheinung. „Ich besitze, spricht Astutus, kein unbedeutendes Landgut, das mich von dem Geräusche der Stadt, und von dem Umgange mit Menschen, die kein anders Geschäft haben, als in einem steten Taumel von schnöden Ergetzungen zu leben, unabhängig macht, daneben so viel abwirft, als ich bey meiner eingezogenen Lebensart, brauche, um auszukommen. Stille und Einsamkeit hab' ich bereits gewöhnt, und schmecke das Süsse eines, auf die Simplizität der Natur eingeschränkten, Lebens,

mit jedem Tage intensiver. — Eine vernünftige, tugendhafte Gattin, um mit ihr meine Glückseligkeit zu theilen, und eine angenehme Gesellschafterinn an ihr zu haben, ist alles, was ich noch zu wünschen habe.“ *)

Moro=

*) Hier hält Astutus, aus kluger Schüchternheit, inne. Er thut wohl, daß er mit seinem Anliegen nicht eher herausplatzt, als bis er den Morosus einigermassen vorbereitet, und geneigt gefunden hat, seinen Antrag nicht mißfällig aufzunehmen. Dieser kann aus dem Eingang der Rede des Astutus, leicht errathen, worauf sie endlich hinauslaufen werde. Er wird daher dem Astutus schon wieder ins Gleis helfen, wo er nicht abgeneigt ist, ihn zum Schwiegersohn zu haben. Thut er es nicht; bricht er die Unterredung ab, und fängt von etwas anderm zu sprechen an: so kann Astutus hieraus schliessen, daß er nichts zu hoffen habe; und erspart sich eine abschlägige Antwort.

Ueberhaupt ist es eine allgemeine Klugheitsregel, keine Bitte von Wichtigkeit an wem immer zu wagen, bevor man nicht von weitem ausgeforscht hat, wie sie werde aufgenommen werden. Man setzt durch überraschende Bitten zuweilen in grosse Verlegenheit. Wir möchten nicht gern abschlagen, und oft müssen wir doch. Den eigentlichen Grund können wir nicht immer offenbaren, und ein andrer schicklicher Vorwand fällt uns auf der Stelle nicht ein. Lauter Umstände, die in eine unangenehme Lage versetzen. Allem diesen läßt sich, durch die so eben empfohlene Klugheitsmaxime vorbeugen, mit deren Befolgung noch diese zween, nicht unbedeutenden, Vortheile verbunden sind, daß man fürs Erste sich keiner Fehlbitte, die man hernach, nicht gethan zu haben, wünschen muß, aussetzt; und fürs Zweyte, daß man uns wohl gar selbst anträgt, was wir zu bitten Willens waren. Z. B. Ehrenwald findet sich in der Verlegenheit, 1000 fl. deren er dringend bedarf, als ein Darlehn aufzutreiben. Er weis, sein Freund Treugut hat immer

einige

Morosus. Das ist ein sehr vernünftiger Wunsch. Eben dazu schuf Gott das andere Geschlecht, um dem unsrigen Gesellschaft zu geben. Auch ich bin, wie Sie, niemals, selbst in jüngern Jahren nicht, ein Freund von lärmenden Gesellschaften, und affenmässigen Lustbarkeiten gewesen, womit die meisten Menschen ihr Leben vertändeln; und noch nie hab' ich's bereut. Glauben Sie mir, werther Astutus, in 63 Jahren, die ich bereits auf meinen Schultern trage, läßt sich etwas erfahren. Es ist eben kein beneidenswerthes Glück, mit vielen Menschen Umgang pflegen zu können. Ein Drittheil davon sind Schurken, ein Drittheil Narren, und das übrige Drittheil machen die Dummen aus, die nicht böse sind, weil es ihnen hiezu an Verstande fehlt. Der Vernünftigen, der Weisen giebt es so wenige, daß man von Glücke sagen kann, wenn man einen oder zween davon ausfindig gemacht hat. — In dem Zirkel meiner Familie eingeschlossen, hab' ich stets so ruhig und zufrieden gelebt, als ein Mensch, in diesem Zustande der Prüfung, leben kann. Seit 15 Jahren geniesse ich das Glück nicht mehr, das Sie Sich wünschen; hab' es aber im vollsten Masse genossen. Der Himmel hatte mir eine zärtliche, und, in jedem Betracht, schätzbare Gattinn geschenkt. Eine Tochter, dem Geiste und Liebe nach, ihr Ebenbild ersetzt mir einigermassen ihren Verlust, dessen Andenken mir

---

einige tausend Gulden baar liegen; allein er möchte sich nicht gern einer Fehlbitte aussetzen. Er unterrichtet daher seinen Freund bloß von seiner Verlegenheit, ohne ihn um das Darlehn anzusprechen; worauf dieser antwortet: „Hier kann ich Rath schaffen. Mit wahrem Vergnügen schiesse ich Ihnen die Summe vor; und sollte es beynah übel nehmen, daß Sie Sich nicht geradezu an mich gewendet haben.“

mir zuweilen noch eine melancholische Stunde kostet. Kennen Sie meine Tochter? *)

A. Ich habe die Ehre, ihren Vater zu kennen; das ist mir genug, um auch sie zu kennen.

M. Hätten Sie, im Ernst, meine Tochter niemals gesehen?

A. Gesehen wohl; aber nunmehr kenn' ich sie besser, als wenn ich sogar Umgang mit ihr gepflogen hätte. Ein Vater, wie Sie, werthester Herr Morosus, kann keine Tochter haben, die seiner unwürdig wäre.

M. Das ist sie nicht, Gott sey Dank! das ist sie nicht. Und wie hat sie Ihnen gefallen?

A. Besser, als ich — wünschte.

M. Sonderbar! Was könnten Sie auch für Ursache haben, zu wünschen, daß sie Ihnen minder gefallen hätte?

A. Dann hätte sie keinen Wunsch in mir erregt, der vielleicht nie erfüllt werden wird, — vielleicht nicht erfüllt werden kann.

M. Ich verstehe. Allein was verleitet Sie denn, Ihren Wunsch für unerfüllbar zu halten?

A. Mehr als eine Bedenklichkeit. Vielleicht kömmt mein Wunsch schon zu spät? — Vielleicht streitet er gar mit einem ähnlichen Wunsche von Seiten Ihrer Tochter selbst?

M. Sind dieß Ihre Bedenklichkeiten alle?

A. Und sind diese nicht schon hinreichend, mich schüchtern zu machen?

*) Es muß unserm Astutus zur günstigsten Vorbedeutung dienen, daß Morosus selbst das Gespräch auf seine Tochter lenkt, und dadurch den abgerissenen Faden der Unterredung wieder anknüpft, um den Astutus zur Sprache zu bringen.

M. Nun, so muß ich Ihnen sagen, daß die erste Ihrer Bedenklichkeiten ganz ungegründet ist. Vor einigen Wochen that ein gewisser junger Mann, an Verstand und Jahren jung, *) zwar Anwerbung um meine Tochter; aber das war kein Schwiegersohn für mich — kein Mann für meine Tochter. Die Sache zerschlug sich.

A. Wenn es mir nun eben so gienge?

M. Erklären Sie Sich nur, ob es Ihnen Ernst sey, und dann hoffen Sie alles.

A. Ob es mir Ernst sey? In eben dieser Absicht hab' ich mir die Freyheit genommen, Sie zu besuchen.

M. Nun es kann Rath werden — es kann Rath werden. Lernen Sie erst meine Tochter näher kennen. Vielleicht, daß sie die Vollkommenheiten nicht besitzt, die ihre Aussenseite anzukündigen scheint! Der Schritt, den Sie zu thun vorhabens sind, fordert reife, reife Ueberlegung, da er, wenn er einmal gethan ist, nicht zurückgethan werden kann. Lassen Sie es noch eine Zeit anstehen, werthester Freund. Zuvor muß ich mit meiner Tochter aus der Sache sprechen; denn auf ihre Beystimmung kömmt es vorzüglich an. Indessen geb' ich Ihnen Hoffnung — alle Hoffnung. — Sie gefallen mir; Sie sind ein Mann nach meinem Geschmack. Lassen Sie Sich für jetzt an dieser Erklärung genügen.

A. Mehr, als ich mir zu wünschen getraut hätte! Herzlich gern laß' ich mir alles gefallen, wenn Sie mir nur zu hoffen erlauben.

M. Das dürfen — das sollen Sie. Mittlerweile kömmt meine Tochter, die auf einige Wochen zu meiner Schwester gereist ist, zurück — Dann mehr von der Sache! Man muß sich in keinem Stücke, zumal von der Wich-

*) Er meint den Jukundus.

Wichtigkeit, wie eine Heurath ist, übereilen. Auch werden wir mittlerweile einander noch besser kennen lernen; und das ist nöthig.

A. Wie Sie befehlen; Ihr Wille ist mir Gesetz. — Nach einer über alle meine Erwartung so glücklichen Ausrichtung, kann ich meine Rückreise mit Freuden antretten. Ich empfehle mich zu fernerm Wohlwollen.

M. Wollten Sie mich schon wieder verlassen? Das würde das Ansehn haben, als ob Sie bloß Ihrer eigenen Angelegenheit halber zu mir gekommen wären. Ich wünsche aber, auch ich hätte an Ihrer Anherokunft einen kleinen Theil.

A. Bloß die Besorgniß, Ihnen, durch meinen längern Aufenthalt, lästig zu fallen —

M. Das dürfen Sie ganz und gar nicht besorgen. Mit Leuten Ihrer Denkart geh' ich nur zu gern' um. Sie werden mich demnach verbinden, wenn Sie heut, morgen, und so lang es Ihnen gefällt, bey mir verweilen. Ich will mich einmal wieder satt schwatzen; ein Glück, das mir nur selten zu Theil wird!

Astutus bleibt, und bemächtigt, durch sein klug's, und dem Temperament des Morosus entsprechendes, Benehmen, sich dergestalt seines Herzens, daß er binnen einem Vierteljahr sein Schwiegersohn wird.

Wir kehren zu dem Verhalten, das in Absehn auf den Umgang mit dem Melancholikus, zu beobachten ist, zurück, und müssen dießfalls noch hinzufügen folgende

8. Regel. „In der Konversazion mit dem Melancholikus spreche man so lange von gleichgültigen Dingen, bis er selbst einen bestimmten Stof zur Unterhaltung giebt. Dann aber hüte man sich, ihm geradezu, und mit Hitze, zu widersprechen."

Aus dem Grunde seines Temperaments, ist er äusserst hartnäckig in Behauptung seiner Meinungen, wird daher durch Widerspruch nur zu leicht aufgebracht. Schon oben haben wir die möglichste Schonung gegen den Melancholikus empfohlen; seine versauerte Gemüthsart macht ihn überaus schiefrig und empfindlich. Ueberdem muß man sich ihm nicht aufdringen, noch durch allzu lange Besuche zur Last fallen; denn er liebt die Einsamkeit, und ungestörten Selbstgenuß. Nöthigt er uns, ihm unsern Besuch länger zu schenken, so habe man Acht, ob es auf eine Art geschieht, daß man es für Ernst halten könne.

„Was wird nun der Melancholikus selbst für Regeln der Klugheit zu befolgen haben?"

Da das melancholische Temperament so viel menschenfeindliches und zurückschreckendes an sich hat: so muß der Melancholikus die bereits oben allgemein eingeschärfte Klugheitsregel, nämlich nicht zu verrathen, wie sehr sein Temperament ihn beherrsche, mit vorzüglicher Sorgfalt beobachten. Wer geht auch gern mit verdrüßlichen, mürrischen, argwöhnischen, eigensinnigen Menschen um! Jedermann scheut und flieht sie, um von ihrer Mißlaune nicht gequält, oder gar angesteckt zu werden. Insbesondre aber müssen wir dem Melancholikus folgende Verhaltungsregeln empfehlen.

1. Regel. „In zahlreichen, muntern Gesellschaften, woran er, seiner düsternen Gemüthsart wegen, kein sonder-

sonderliches Behagen findet, muß er sich vorzüglich angelegen seyn lassen, seine Stirne in etwas zu entfalten.

Der Grund dieser Regel ist, weil fürs Erste solche Gesellschaften eine gefährliche Versuchung für ihn sind, die Macht seines Temperaments bloßzugeben. Fürs Zweyte, weil er, durch ein unsrer Regel entgegengesetztes Betragen, ein unangenehmer Gesellschafter, und Andern zur Last wird. Fürs Dritte, weil man seine Düsternheit leicht für die Wirkung einer ihm etwa zugefügten Beleidigung ansehen kann, welche Besorgniß die Gesellschaft mit unnützen Muthmassungen quälen, und Anlaß geben würde, ihn für einen übertrieben empfindlichen Menschen zu halten. Kann dieses Vorurtheil seiner Ehre gleichgültig seyn?

Die ganze Gesellschaft ist bereits versammelt, nur geht der melancholische Finster noch ab. Endlich kömmt er geschlichen, den Kopf hängend, beyde Hände in dem Busen, starr vor sich hinblickend. Ganz leise klopft er an, und tritt mit einer Ernsthaftigkeit ein, als käme er einem Blutgerichte beyzuwohnen. Die Gesellschaft grüßt er mit einer stummen Verbeugung. „Weil Sie so befohlen haben" sagt er zum Herrn vom Haus, und substituirt dem, was zur Vollendung dieses frostigen Kompliments gehört, einen nachlässigen Bückling.

Hr. v. Haus. Es freut mich, daß Sie mir meine Bitte nicht abgeschlagen. Wir warteten nur noch auf Sie.

F. So? Ich bitt' um Vergebung.

H. v. H. Genug, Sie sind da! Auf einen angenehmen Gast wartet man nie zu lange.

F. Un=

F. Unterthäniger Diener.

H. v. H. Nun wollen wir essen.

Finster sitzt über der Tafel so still und stumm, daß man ihn für eine Bildsäule halten würde, wenn seine Hände und sein Mund sich nicht zuweilen bewegten. Selbst spricht er nicht, und auf das, was man zu ihm spricht, antwortet er blos in einsilbigen Worten; selten arbeitet sich ein ganzer Satz aus seinem Munde hervor. Das wiederholte Anbieten, von dieser oder jener Speise zu geniessen, nöthigt ihm manchmal ein. „Ich danke," — „Ich habe schon davon gehabt" — „Ich habe zur Genüge" ab. An dem allgemeinen Gespräche nimmt er so wenig Theil, als ob er der Sprache, in der man spricht, unkundig wäre. Wenn alles bis zum Zerplatzen lacht, lächelt er kaum mit dem einen Winkel des Mundes. So bald er sieht, daß die Tafel zu Ende ist, beginnt er allmälig mit dem Stuhle zu schieben, womit er so lange fortfährt, bis er den allgemeinen Aufstand bewirkt. Hastig springt er vom Stuhl auf, und äussert eine Miene, die nicht undeutlich zu sagen scheint: Wie froh bin ich, daß es überstanden ist!

Um sich mit Niemanden in Gespräch einlassen zu müssen, tritt er sogleich an ein Fenster, und sieht mit so viel Intresse auf die Gasse, als wenn er nur so eben an diesem Orte angekommen wäre. Der Herr vom Hause, um ihm Ansprache zu verschaffen, tritt neben ihn.

H. v H. Sie scheinen heut nicht aufgeräumt, werthester Herr Finster?

F. O ja!

H. v. H. Man sieht es Ihnen nur zu deutlich an, daß Sie nicht vergnügt sind.

F. Das ich nicht wüßte.

H. v. H. Hat man Sie beleidigt?

F. Nichts

F. Nichts weniger.

H. v. H. Herzlich leid sollt' es mir thun, wenn es so wäre.

F. Wie ich Ihnen sage, ganz und gar nicht.

H. v. H. Oder ist Ihnen nicht wohl?

F. Wie könnte mir in einer solchen Gesellschaft anders, als wohl seyn?

H. v. H. Bey Tische haben Sie fast gar nichts genossen.

F. Mehr, als ich gewöhnlich pflege.

H. v. H. Womit kann ich Ihnen Unterhaltung verschaffen?

F. Ich danke.

H. v. H. Beliebt Ihnen, ein Spiel mitzumachen.

F. Ich spiele niemals.

H. v. H. Sie spielen also gar kein Spiel?

F. Shach zuweilen.

H. v. H. Ich bedaure; zum Unglück findet sich gerade kein Shachspieler unter uns.

F. Hat nichts zu bedeuten. Ohnehin muß ich mich bald wieder empfehlen.

H. v. H. Wollten Sie uns schon so bald verlassen?

F. Unaufschiebliche Verrichtungen —

H. v. H. Ich schmeichelte mir, Sie würden uns auch den Abend schenken?

F. Ein andermal, wenn ich bitten darf; heut ist es eine offenbare Unmöglichkeit.

H. v. H. Zwang will ich Ihnen nicht anlegen. Wär' es aber möglich —

F. Dann würd' ich mich sicher nicht bitten lassen.

H. v. H. Nach Belieben. Wenn Sie nur keine andere Ursache haben, uns zu verlassen, als Geschäfte.

F. Nein,

F. Nein, ich versichre auf Ehre.

Die übrige Gesellschaft ordnet sich in Spieltische. Finster schleicht nach seinem Hute, und — verschwindet. *) Als man ihm vermißt, fragt Einer den Andern anfänglich leise: Wo ist denn Finster? hernach alle laut: Wo ist denn Finster hingekommen? „Er ist fort" sagt irgend ein Bedienter. „Es schien ihm nicht wohl zu seyn" sagt der Herr vom Haus. — „Du bist wohl ein guter Tropf, — versetzt seine theure Hälfte — daß du so was glauben kannst! Unsre Gesellschaft stand ihm nicht an; das ists."

„Nein! Sie thun ihm Unrecht; — sagt ein Dritter, mit einer hämischen Miene, — er wird so gewisse Gänge haben."

„Ey ja wohl Gänge, — sagt ein Vierter, — er fürchtete ein paar Groschen zu verspielen. Ich hörte es wohl, als er sagte, er spiele zuweilen nur Shach. Shach ist ein Kunstspiel, das man um kein Geld, sondern bloß um die Ehre spielt."

„Wie man doch so lieblos von den Leuten urtheilen kann!" sagt ein Fünfter mit Ironie. Es ist die Frage, ob der ehliche Mann je eine Karte in der Hand gehabt hat? Er kann ja nicht einmal reden, das er doch von seiner Wärterinn lernen konnte: wo soll er den Verstand hernehmen, ein Spiel zu begreifen? Recht hat er, daß er gieng, wenigstens hat er seine Ungeschicklichkeit nicht bloßgegeben."

„Mir scheint, — sagt ein achtzehnjähriges Frauenzimmer mit viel sichtbarer Theilnahme, — mir scheint, er

---

*) Sollte Jemand Finsters Charakter, als Ideal, übertrieben finden, dem müßte ich unter vier Augen vertrauen, daß er Kopie ist.

er hatte Kopfschmerzen, denn ich sah, daß er sich oft die Stirne rieb."

„Ich bin Ihrer Meynung Fräulein — sagt ein Siebenter, der sich auf die Menschen versteht — im Kopfe mag das Uebel wohl seinen Sitz haben. Der Mann fürchtet sich unter den Menschen. Melancholisch, und ziemlich über den gewöhnlichen Grad melancholisch, ist er; man muß Mitleid mit ihm haben."

„Nun, wenn er ein Murrkopf ist, — sagt ein Achter, — so bleibe er es für sich. Was kömmt er hieher, uns mit seinen finstern Gesichtern zu schrecken."

„Nicht doch! — sagt ein Neunter — eben solche trübsinnige Menschen bedürfen des Umganges am meisten."

„Gut! — versetzt ein Zehnter — dann sollten Sie auch ein wenig um die Kunst, mit Menschen umzugehen, sich bewerben; und wenn sie einmal aus ihrer Höhle hervorkriechen, ihren Spleen zu Hause lassen.

Armer Finster! daran denkst du wohl nicht, was so eben für ein Gericht über dich gehalten wird? Ein wenig Zwang — etwas mehr Leutseligkeit, und du wärest mit Ehren davon gekommen! So bald wird man dich nicht wieder laden; und wenn du ja noch einmal in dieser Gesellschaft erscheinst, wird man einander ins Ohr flistern: „Sieh da das fromme Gespenst! Gebet Acht, eine Weile wird es unter uns herumschweben, und dann, wenn seine Stunde schlägt, in sein Grab zurückkehren."

Hier ist also eines von zwey Oder zu wählen. Entweder der Melancholikus muß zuweilen, und vorzüglich in Gesellschaften, sich Gewalt anthun, um seiner mürrischen Laune zu gebieten; oder allen Anspruch an die Vortheile des gesellschaftlichen Lebens aufgeben. Aber nicht leicht findet sich ein Mensch in einem solchen

Zustan-

Zustande der Unabhängigkeit, daß er sich selbst genügete, und den Beystand, die Mitwirkung Andrer, ohne Nachtheil missen könnte.

---

2. Regel. „Trägt der Melancholikus Bedenken, seinen Freunden sein Herz aufzuschliessen, so lasse er sie wenigstens nicht merken, daß er vor Ihnen Geheimnisse habe. Kein Zutrauen, keine Vertraulichkeit äussern, beleidigt nicht so sehr, als mißt auische Zurückhaltung."

„Sie sind unzufrieden, bester Finster (spricht sein Freund Medor) Sie drückt ein heimlicher Kummer; entdecken Sie Sich!"

F. Wozu könnt' es auch nützen? Sie können mir doch nicht helfen!

M. Ein aufrichtiger Freund nimmt wenigstens Theil an dem Kummer seines Freundes.

F. Das würde Ihnen nur Unruhe machen, und in der Sache doch nichts ändern.

M. Manchmal weis ein Andrer Rath, wo es dem, der leidet, daran gebricht.

F. Ich sag' Ihnen, Niemand kann mir helfen. — Wie unartig! Hätte Finster nicht besser gethan, seinen Kummer seinem Freunde zu verbergen, als daß er dessen Theilnahme auf eine so beleidigende Art zurückweist?

Wie der Melancholikus sich gegen seine Feinde zu benehmen hat, müssen ihn Moral und Religion lehren. Beyde werden ihm Versöhnlichkeit und Schonung zur Pflicht machen, Rache aber durchaus verbieten.

3. Regel. „In Absehn auf seine Unternehmungen, lege er seine übertriebenen Bedenklichkeiten ab; fasse seinen Entschluß, und zaudre nicht, ihn mit Thätigkeit auszuführen.“

Von dem cholerischen Temperamente. *)

In diesem Temperament, dessen Natur warm und drocken ist sind die Fäsern sehr gespannt, ungemein reizbar und beweglich. Das Blut fließt leicht und ungehindert durch die Adern. ist aber mit vielen salzichten und öhlichten Theilen vermischt, welches von dem starken Zusatz der Galle, die sich in dem Blute befindet, herkömmt. Diese scharfen Theilchen prückeln die Fäsern unaufhörlich. Der beständige Reiz, den die Fäsern dadurch leiden, zwingt sie zu öftern und sehr starken Zusammenziehungen. Sie wirken mit der größten Gewalt auf das Blut, und treiben es sehr schnell, und mit vieler Heftigkeit durch die Gefässe. Alle Absonderungen, alle Bewegungen, alle Verrichtungen der Maschine gehen mit eben dieser Lebhaftigkeit von Statten. Die Lebensgeister werden eben so lebhaft und schnell bewegt.

Hieraus erklärt sich, warum der Cholerikus überaus munter, lebhaft, thätig, sogar heftig, äusserst ungeduldig und unerwartlich ist. Seine Entzwecke verfolgt er rasch, und mit vieler Energie; durch Hinderniße wird er vielmehr gespornt, als abgeschreckt. Weil der Zorn eine gewaltsame Bewegung der fliessigen und festen Theile verursacht, und in dem cholerischen Temperament schon natürlicher Weise eine lebhafte, schnelle Bewegung des Bluts und der Fäsern liegt: so darf nur

eine

*) Von χολεϱα (Gallsucht — biliosus.)

eine geringe Vermehrung dieser Bewegung eintreten, wenn der Cholerikus in Zorn gerathen soll. *) Hieraus begreift sich, warum er auch bey kleinen Beleidigungen aufbrauset, und durch grössere in eine Art von Wuth verfällt, in welcher er seine Leidenschaft an allem, was ihm in den Wurf kömmt, auch wohl an leblosen Dingen, auslässt. Hat er aber vertobt, dann ist alles wieder gut, und er nimmt keinen Anstand, seine Uebereilung einzugestehen, auch wohl abzubitten, und nach Möglichkeit wieder gut zu machen. **) Durch Nachgeben läßt er sich am leichtesten

*) Oportunissima ad iracundiam fervidi animi natura est. Sen.

**) Gustav Adolph, wie bekannt, war von aufbrausender, heftiger Gemüthsart. Einst, als die Armee vor ihm vorbey defilirte, entrüstete er sich über den Obersten Skaton dergestalt, daß er ihm eine Ohrfeige gab. Beschimpft in dem Angesicht des ganzen Heers, blieb dem Obersten nichts übrig, als auf der Stelle abzudanken. Bey seiner Zurückkunft in die Residenz, dachte der König mit kaltem Blut dem Vorfalle nach, und überzeugte sich bald, wie unklug er gehandelt hätte, einen wackern Offizier, der ihm noch nützliche Dienste leisten konnte, zu beleidigen. Er schickt nach dem Obersten. Man findet ihn nicht mehr, und hinterbringt dem Könige, Skaton sey nach Dänemark abgereist, wo er vermuthlich Dienste nehmen würde. Ohne Verzug schwingt sich Gustav auf ein Pferd, und setzt, nur von zwo Personen begleitet, dem Obersten nach. Auf der Gränze holt er ihn ein. „Oberster! spricht er, ihr seyd beschimpft, und dieß von mir. Es thut mir leid, denn ich schätze euch. Ich bin gekommen, euch Genugthuung anzubieten. Wir befinden uns Beyde ausser den Grenzen meines Reichs, wo Gustav und Skaton einander gleich sind. Hier sind zwo Pistolen und zween Degen, verschaf-

fet

testen besänftigen; Widerstand entflammt ihn nur noch mehr.

Seine Entschliessungen faßt der Cholerikus schnell, und ist in seinen Handlungen übereilt. Denn das heftige Aufbrausen seiner Gemüthsbewegungen macht ihn zur Ueberlegung, die Kaltblütigkeit fordert, unfähig. Er ist ein mehr enthusiastischer, als zärtlicher Freund, und intressirt sich für seine Freunde mit Eifer, auch wohl mit Gefahr seines Lebens. Wiewohl er hat der Freunde nicht viele, theils weil er alle Faule, alle Weichlinge, alle Furchtsame und Verzagte, alle Niederträchtige, und alle diejenigen, die nicht, durch Bildung des Verstands, nicht durch Geschicklichkeit, Ansehn, Verdienste, sich auszeichnen, geringschätzt. Wenn er unn aber auch mit Wenigen Freunschaft unterhält, so ist ihm ein einziger Widerspruch, eine einzige stolze oder geringschätzige Miene hinreichend, die Freundschaft wieder aufzuheben.

Ueberhaupt hat der Cholerikus viel Geisteskraft und Muth, scheuet daher keine Gefahren, denen er, zumal wenn seine herrschende Leidenschaft Ehrgeiz ist, wie sie es insgemein zu seyn pflegt, mit einer Art Tollkühnheit entgegengeht. Der Umgang mit diesen ungestümen, äusserst irritablen Menschen ist eben nicht der angenehmste. Man muß so behutsam mit ihnen umgehen, wie mit Schießpulver; immer sind sie elektrisirt,

---

set euch Genugthuung, so ihr könnet. Durchdrungen von dieser Großmuth, wirft Skaton sich dem Könige zu Füssen; dankt ihm für diese Genugthuung, und bittet um Erlaubniß, in seinem Dienste zu leben und zu sterben. Gustav umarmt den Obersten, und Beyde kehren ausgesöhnt nach Stockholm zurück.

trifirt, und wo man ihnen zu nahe kömmt, knallen Funken heraus.

Man hat daher das cholerische Temperament mit dem Feuer verglichen. Die Eigenschaften dieses Elements sind, daß es auflodert, in einer steten Bewegung ist, heiß und helle macht, alles durchdringt, und desto ungestümmer seine Kraft ausübt, je mehr Widerstand es findet. Sind dieß nicht auch die Grundzüge des cholerischen Temperaments?

Die physischen Charaktere dieses Temperaments sind folgende. Der Blick des Cholerikus ist gerade vor sich gerichtet, feurig = lebhaft, scharftreffend, durchdringend, und mehr fixirt, als der Blick des Sanguineus, doch weniger, als derjenige des Melancholikus. Der Leibesbeschaffenheit nach, ist der Cholerikus eher mager, als fett, folglich minder beliebt, als der Sanguineus, hat aber mit diesem die lebhafte Gesichtsfarbe gemein, zumal wenn das mitherrschende Temperament, das sanguinische wäre. Sein Haar ist gemeinhin blond, sein Gang lebhaft, wie die Tragung der Glieder etwas gespannt.

Die Temperamentsneigung des Cholerikus ist auf alles das gerichtet, wobey lebhafte Anwendung der Geistes = und Leibeskräfte Statt findet. Sein Geist ist sich seiner aufstrebenden Energie bewußt — fühlt sich, muß daher nach einem, dieser Energie entsprechenden, Spielraum natürlich verlangen, und so er ihn findet, das größte Wohlbehagen bey dem Gefühl seiner Selbstkraft empfinden. Gewaltsame Einengung, kraftlähmender Widerstand, Versetzung in Unthätigkeit, müssen, aus der Natur des Gegentheils, nun auch die Gegenstände seiner lebhaften Abneigung ausmachen.

Von allen obigen Eigenheiten des cholerischen Temperaments zieht nun die Klugheit folgende Verhaltungsregeln gegen den Cholerikus ab.

1. Regel. „Um sich beym Cholerikus in Gunst zu setzen, muß man mit seiner Gemüthsart so viel, wie möglich, zu sympathisiren suchen, d. i. einen eben so aufgeweckten, aktiven Geist verrathen. Langsame, matte, phlegmatische Seelen verachtet, haßt er.“ *)

Aus dieser Regel folgt, daß man mit aller Betriebsamkeit den Wünschen des Cholerikus zu entsprechen, und seine Aufträge mit der möglichsten Schnelle, Thätigkeit, Pünktlichkeit zu befolgen, sich bestreben müsse. Dadurch wird man sich bey ihm in Achtung setzen, und Achtung geht leicht in Gunst über. Da der Cholerikus selbst viel Thätigkeit besitzt, und in allen seinen Handlungen rasch zu Werke geht, so wird er diese ihm eigenen Vollkommenheiten auch an Andern, bey denen er sie findet, schätzen.

Aus eben diesem Grunde erfülle man die ihm gethanen Versprechungen und Zusagen so schleunig, als die Umstände es möglich machen. Zaudern, Verschieben, ist ihm unerträglich; und ein Dienst, eine Gefälligkeit, eine Wohlthat, verlieren bey ihm viel von ihrem Werth, wenn er länger darauf hat warten müssen, als es der Sache Thunlichkeit, seiner Meinung nach, nothwendig machte. Ja er nimmt wohl solche verzögerte Gefälligkeiten, oder Dienstleistungen, unter dem Vorwande, ihrer nicht mehr zu bedürfen, weil die Umstände sich mittlerweile geändert hätten, gar nicht mehr an.

Und

---

*) Oderunt — — — — — —
Sedatum celeres — — Hor.

Und dieß hat hernach eben die Wirkung, welche die gänzliche Nichtleistung gehabt haben würde, d. i. er findet sich beleidigt.

Kunktator verspricht dem cholerischen Expeditus, ihn auf dessen Landgute ehestens zu besuchen, den Zustand desselben in Augenschein zu nehmen, die etwa sich vorfindenden Gebrechen abzustellen, und gedeihliche Rathschläge, der verfallenen Oekonomie wieder aufzuhelfen, an die Hand zu geben. Eine Woche nach der andern verstreicht, Kunktator erscheint nicht. „Ob ich gleich, denkt er, mein Versprechen nicht so ungesäumt erfülle; es ist noch immer Gefälligkeit genug, wenn ich es nur erfülle.“ Indessen steigt die Ungeduld des Expeditus mit jedem Tage. — „Er kömmt noch nicht! Wenn doch die Leute lieber nichts versprächen, dann würde man sich wenigstens leere Hoffnungen ersparen.“

„Schreiben Sie doch dem Kunktator, (räth dem Expeditus sein Freund) vielleicht hat er auf sein Versprechen vergessen?

E. Desto schlimmer! Gefälligkeiten, wozu man die Menschen gleichsam bey den Haaren ziehen muß, verlieren allen Werth. Kömmt Kunktator nicht freywillig und gern, dann mag er lieber gar wegbleiben. Noch acht Tage will ich warten.

F. Und wenn er auch dann nicht käme?

E. Dann werd' ich, sollt' er später kommen, ihn selbst ausser Stand setzen, sein Versprechen zu erfüllen.

F. Mit Ihrem eigenen Schaden?

E Wenn auch!

F. Sie würden ihn beleidigen.

E. Der Vortheil, solche pflegmatische Seelen zu Freunden zu haben, ist leicht zu missen.

Die 8 Tage sind verflossen, und Kunktator erscheint noch nicht. Nun reißt dem Expeditus die Geduld gänzlich. „Jetzt kann er immer wegbleiben! — spricht er zu sich selbst — Das heißt, ehrliche Leute bey der Nase herumführen."

Den folgenden Tag trifft endlich Kunktator ein.

K. Ich halte mein Versprechen etwas spät; Sie werden schon verzweifelt haben.

E. (ziemlich kalt.) Machen Sie Sich bequem. Ich bin erfreut, Sie zu sehen.

K. Mehrmahls hatt' ich schon den Tag zu dieser, für mich so angenehmen, Reise festgesetzt; und immer ward ich, entweder durch dazwischen kommende Amtsgeschäfte, oder durch üble Witterung, daran gehindert.

E. Leute von Geschäften finden sich leicht in diesem Falle.

K. Heut endlich gehör' ich mir, oder vielmehr Ihnen, ganz. Ich bin gekommen, mich Ihnen ganz zu widmen.

E. Ich werde mich bemühen, Ihnen Ihren Aufenthalt, nach meinem Vermögen, angenehm zu machen.

K. Nicht so! Zuvor muß ich mich meines Versprechens entledigen. Arbeiten wollen wir vor allen Dingen, und dann von Unterhaltung sprechen. Machen Sie mich mit Ihrem Landgut bekannt.

E. Sie werden es in einem ganz andern Zustande finden, als ich es Ihnen, bey meinem letzten Besuche, geschildert habe.

K. Doch in einem bessern?

E. In einem so guten, als es die Kürze der Zeit, in der ich bisher mit allem Ernst an dessen Verbesserung arbeite, möglich machte.

K. Sind Sie mittlerweile ein so guter Landwirth geworden?

E. In der Wirthschaft macht man, bey fleißiger Verwendung, leicht Fortschritte, zumal unter Anleitung eines kunstverständigen Freundes.

K. Allerdings! Sie sind glücklich, einen solchen Freund zu haben!

E. Ich hab' einen hier in der Nachbarschaft gefunden, der ein ausgemachter Landwirth ist. Vor einem Monate besuchte er mich, und trug sich edelmüthig an, die Aufsicht über mein Landgut zu übernehmen; worinn er sich auch so eifrig bezeigt, daß ich ihm die größte Verbindlichkeit habe.

K. So? Ich wünsche Ihnen Glück dazu; Freunde solcher Art muß man schätzen. — Sonach bedürfen Sie wohl meines Raths nicht mehr?

E. Ihr großmüthiges Anerbieten gilt mir für die That. Sie haben hundert wichtigere Geschäfte, die Ihre Aufmerksamkeit fordern, auch einen ungleich weitern Weg zu mir, als mein Freund, der ganz in der Nähe sich aufhält, und weiter nichts zu thun hat, als sich mit seinem und meinem Landgut zu beschäftigen.

Aus dieser ziemlich trocknen Erklärung nimmt Kunktator unschwer ab, daß Expeditus keine Lust mehr habe, sich seines Raths zu bedienen. Er bricht demnach das Gespräch ab, und dringt weiter nicht darauf, daß er ihm sein Landgut zeige. Die übrige Unterhaltung ist, wie leicht zu erachten, sehr kalt von beyden Seiten, und Kunktator beschleunigt seine Rückreise.

„Das war aber nicht klug, daß Expeditus seinen Eigensinn, mit seinem Schaden, so weit trieb?"

Freylich nicht! Aber Ungeduld, wird leicht, — zumal beim Cholerikus — solcher Eigensinn. Und unter

ter den Menschen ist es eben nichts seltenes, daß sie wider ihren Vortheil handeln, wenn sie nur ihren Eigensinn durchsetzen können.

2. Regel. „Den Versprechungen des Cholerikus darf man trauen; wenigstens hindert ihn sein Temperament nicht an deren Erfüllung, da er ungemein aktiv ist, und Mühe, Arbeit, Beschwerdniß nicht scheuet, wie der Sanguineus."

Wäre vollends seine herrschende Leidenschaft der Ehrgeitz, wie er es gemeiniglich ist, so wird auch dieser ihn mächtig antreiben, seinen Zusagen nachzukommen, um durch das Gegentheil sich keine Verachtung zuzuziehen.

3. Regel. Aus eben dem Grunde seiner Thätigkeit und Ehrliebe ist der Cholerikus zu Dienstleistungen besonders aufgelegt, und ihn hiezu aufzumuntern das wirksamste Mittel, ihm mit gleicher Thätigkeit zu dienen.

4. Regel. „Wäre der Cholerikus nicht so empfindlich, nicht so aufbrausend und jähzornig, seine Freundschaft würde die größten Vortheile gewähren. Indessen wenn man nur, durch ein kluges Benehmen, sein Temperament zu schonen weis, wird man seine Freundschaft immer noch zu wünschen, und zu kultiviren Ursache haben. In dieser Absicht hüte man sich sorgfältig, ihm geradezu zu widersprechen."

Niemand überhaupt nimmt es gut auf, wenn man ihm sagt, er habe Unrecht, er irre. Dieß ist eine Wirkung unsrer Eigenliebe, und ihrer Tochter, der Eitelkeit. Man widerspreche daher dem Cholerikus in geringfügigen Dingen niemals, und muß man es in wichtigern thun, allemal mit Bescheidenheit und Glimpf.

Man mildere den Widerspruch durch die Formeln: „Meiner geringen Einsicht nach" — „So viel ich davon verstehe — „Man könnte dagegen einwenden; u. d. gl. Ueberhaupt streitet der Geist des Widerspruchs, unter allen Umständen, mit der Klugheit, und ist ein sichers Mittel, sich Feinde zuzuziehen. „Gegen die Thorheiten und Narrheiten andrer Menschen Ehrfurcht haben — sagt ein gewisser Schriftsteller — ist ein unumgänglich nöthiges Ingredienz der menschlichen Glückseligkeit." Wie viel Verdruß, Aerger, Unzufriedenheit kann man sich ersparen, wenn man kein so scharf sehendes Aug für die moralischen Gebrechen seiner Mitmenschen hat! Man gewöhne sich demnach, die größten Ungereimtheiten mit kaltem Blut anzuhören, die lächerlichsten Behauptungen sich nicht ausser Fassung bringen zu lassen. Unsre eigene Ruhe und Zufriedenheit gewinnt bey dieser Apathie ungemein. Bedenkt man überdieß, wie wenige Menschen die nackte Wahrheit vertragen können, wie wenige von ihren Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen geheilt zu werden, und einer bessern Ueberzeugung, fähig sind: so wird man leicht einsehen, daß es vergebliche Mühe ist durch hitzigen; obgleich noch so gegründeten, Widerspruch, urplötzliche Bekehrungen machen zu wollen. Der Widerspruchsgeist läßt sich also weder nach den Grundsätzen der Klugheit, weder nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft, rechtfertigen. Der Kluge widerspricht selten, und mit Heftigkeit niemals. Gegen den Cholerikus muß man diese Regel mit doppelter Sorgfalt beobachten.

„Eben recht, daß Sie kommen! (spricht der choleriſche Vehementius zu seinem Freund Conten-

tentiosus) Ich habe von Herzen lachen müssen. Es giebt doch unglaublich große Narren unter der Sonne! Hier hab' ich so eben in einem Buche gelesen, dessen Verfasser die Unverschämtheit hat, uns zu bereden, die Erde bewege sich um die Sonne."

C. Und das dünkt Ihnen ungereimt?

V. Sie werden mir doch kein Verbrechen daraus machen, Menschenverstand zu haben?

C. Was Sie so lächerlich finden, ist die Meinung aller heutigen Astronomen.

V. Aller heutigen Narren, sagen Sie lieber.

C. Der gelehrtesten Männer, das versichre ich Sie.

V. Possen! Kinderpossen! Albernheiten! Unsinn!

C. So müssen Sie nicht wissen, was in der gelehrten Welt vorgeht?

V. Der Henker hole die gelehrte Welt, die solche Fratzen ausheckt! — Wider allen gesunden Menschenverstand!

C. Sagen Sie das nicht; Sie würden Sich lächerlich machen.

V. Doch wohl nur in den Augen solcher gelehrten Träumer?

C. Ich will Ihnen beweisen, daß es ungleich wahrscheinlicher sey, daß die Erde um die Sonne, als daß diese um die Erde sich bewege.

V. Nun, so beweisen Sie mir einmal, daß ich alle fünf Sinne verloren habe.

C. Mit den Sinnen läßt die Sache sich nicht ausmachen. Freylich nehmen wir die Bewegung der Erde nicht wahr, indessen kann sie sich doch bewegen. Wie zum Beyspiel —

V. Ich habe Sie immer für einen vernünftigen Mann gehalten, und nun seh' ich —

C. Daß Sie Sich geirrt haben. Nicht so?

V. Bald möcht' ich so sagen.

C. Man muß Nachsicht haben! Sie sind nicht fähig, sich belehren zu lassen.

V. Nein! in diesem Stücke bin ich es nicht — will es nicht seyn; bin froh, daß ich gesunden Menschenverstand habe. Und ich schwöre Ihnen, Sie sollen mich nicht darum bringen.

C. Sie ereifern Sich; das macht Sie vollends einer bessern Ueberzeugung unfähig.

V. Wer sollte sich auch nicht ereifern, wenn man ihn wie ein Kind behandelt, und Dinge bereden will, die wider allen Gemeinsinn laufen! Wenn Sie solche Ungereimtheiten glauben, so glauben Sie sie für Sich, halten aber Andere nicht für Narren, weil sie ihr Bischen Verstand nicht zum Fenster hinauswerfen wollen.

C. Heut ist mit Ihnen nichts zu thun. Leben Sie wohl!

V. Nein! Auf diese Art ist weder heut, noch morgen, noch jemals etwas mit mir zu thun.

(Contentiosus ab.)

(Modestus erscheint.)

M. Was ist Ihnen begegnet, bester Vehementius? Sie scheinen ja ganz aufgebracht?

V. Stein müßte man seyn, um mit kaltem Blute sich solche Albernheiten aufheften zu lassen! Eben war Contentiosus bei mir. Ich sagte ihm, daß ich in einem Buche gelesen, worinn behauptet wird, die Erde bewege sich um die Sonne. Und, denken Sie! er sagte mir Anzüglichkeiten, weil ich es nicht zugeben wollte.

M. Wahr

M. Wahr ists, es giebt Gelehrte, die es behaupten, allein ein Glaubensartikel ist es eben nicht. Man hat eher und länger das Gegentheil geglaubt und behauptet; und noch jetzt steht jedem frey davon zu halten, was ihm am wahrscheinlichsten dünkt.

V. Ey, das ist was anders! Man kann also noch immer Menschenverstand haben, ob man in diesem Stücke es gleich mit dem grossen Haufen hält?

M. Allerdings! Beweisen läßt sich hier ohne dieß nichts. Beyderlei Meinung ist nur Hypothese — Muthmassung.

V. Das läßt sich hören! Welcher Meinung lieber Freund, treten Sie bey?

M. Ich? — Ich meyne, die Menschen thäten besser, sich darum zu bekümmern, wie Sie vernünftig leben, und sich glückselig machen sollen, als darum, ob die Erde stehe, oder sich bewege. *)

V. Da haben Sie wohl recht! Aber was glauben Sie von der Erde, steht sie, oder bewegt sie sich?

M. Nach dem Augenschein zu urtheilen, möcht' ich sagen, die Erde stehe, und die Sonne bewege sich.

V. Das sag' ich auch; und jeder unbefangene Menschenverstand wird es sagen.

M. Indessen hat die Gegenpartey doch auch Gründe, die sich hören lassen, ungeachtet sie nicht jeden überzeugen.

V. Mich würden sie ebenfalls nicht überzeugen.

M. Es

---

*) Modestus thut sehr klug, daß er, durch Ausbeugung, der Frage, und zugleich der Nothwendigkeit ausweicht, entweder seine Uiberzeugung, um des aufgebrachten Vehementius zu schonen, zu verläugnen, oder durch Aeusserung seiner Meinung, ihn gleichfalls wider sich aufzubringen.

M. Es kömmt auch nichts darauf an. Wie gesagt, jedem steht frey, von der Sache zu glauben, was ihm am glaubwürdigsten scheint.

V. Das sind' ich billig. Mit Ihnen, liebster Moderatus, ist ein gescheides Wort zu reden. Sie nehmen die Sache, wie sie genommen werden muß.

M. Wenn Sie einmal Zeit und Lust haben, will ich Ihnen die Gründe der Kopernikanischen Hypothese, welche die Bewegung der Erde annimmt, nur so zum Zeitvertreib, bekannt machen. Es wird so oft von dieser Materie gesprochen, daß es nicht schaden kann, die Gründe beyder Partheyen wenigstens historisch zu wissen.

V. Mit Vergnügen nehm' ich Ihr Anerbieten an. Man kann das Zeug immer wissen, und doch glauben, was einem beliebt.

M. Freylich! Freylich! Wir können zu dieser Absicht das Buch, das Sie schon zu lesen angefangen haben, mit einander vollends auslesen. Ist es nicht Fontenelle von mehr als einer Welt?

V. Ganz recht. Der Autor ertheilt einer Dame Unterricht über die Himmelskörper.

M. Vortrefflich! Wir dürfen also nur thun, als ob wir diesem Unterrichte zuhörten. Muß man doch in Gesellschaften oft paradoxere Behauptungen mit anhören.

V. Ja, ja! Wir wollen dem Lehrer und der Schülerinn zuhören, und herzlich lachen, wenn sie wie Nachtwandler, in den Planeten mit einander herumsteigen, und fortträumen. Morgen, bester Freund, morgen, wenn Sie anders Muße dazu haben, machen wir den Anfang. — Ich bin nun wieder gelassen. Der unartige Contentiosus!

Was hat nun Contentiosus durch sein unbescheidenes Widersprechen ausgerichtet? — Weniger noch als nichts; denn er hat den Vehementius in seiner vorgefaßten Meinung nur verstockter, und wohl gar sich zum Feinde gemacht. Moderatus hingegen, durch Glimpf und kluge Nachgiebigkeit, hat das Zutrauen des Vehementius gewonnen, ihn wieder besänftigt, und zu einer bessern Belehrung, die wahrscheinlich nicht fehlschlagen wird, glücklich vorbereitet.

5. Regel. „So vortheilhaft, unter der, in der 4. Regel gesetzten, Bedingung, die Freundschaft des Cholerikus seyn kann, so gefährlich ist seine Feindschaft."

Eben die Thätigkeit und Heftigkeit, die seine Freundschaft beseelen, werden auch seine Feindschaft beleben. Für Feinde dieser Art, sind daher Geduld, Gelassenheit und Nachgiebigkeit die sichersten und einzigen Entwaffnungsmittel. Man muß ihre Feindschaft aushalten, und derselben dadurch die Nahrung benehmen, so stirbt sie von selbst. Ein Körper, in eine so starke Schwingung er auch gebracht worden, kömmt allmälig doch wieder in Ruhe, wenn der Stoß nicht wiederholt wird. Das ist das Bild des beleidigten Cholerikus. Arbeitet man seiner Feindschaft nicht entgegen, so legt sie sich wieder von selbst, da sie nicht leicht in tückischen Groll übergeht, wenn sie nicht von neuem gereitzt wird.

6. Regel. „Wäre die Ueberlegung des Cholerikus seiner Thätigkeit und Standhaftigkeit gleich, er würde unstreitig der gefährlichste Mitwerber und Gegenpart seyn; Schwierigkeiten schrecken ihn nicht ab, stählen vielmehr seinen Muth. Allein, seine Raschheit,

seine Hitze, sein Ungestüm, sind oft Ursache, daß er, ohne Zuthun seines Gegners, anrennt.“

Das Eile mit Weile, ist gar die Sache des Cholerikus nicht. Daher darf man ihn am wenigsten fürchten, wo die Erreichung eines, mit ihm gemeinen, Endzwecks kaltblütige Thätigkeit fordert. Er beginnt zu lebhaft, zu rüstig, und lauft sich daher bald aus dem Athem, denen Wettläufern gleich, die anfangs sich zu sehr angreifen, dadurch zwar einen Vorsprung vor ihrem Rival gewinnen, aber auf der Hälfte der Rennbahne keuchend zusammensinken, und von demjenigen, den sie anfänglich weit hinter sich liessen, bald eingeholt und überlaufen werden. Oft verderbt der Cholerikus alles selbst, durch seine unüberlegte Hitze, und rennt seinem kältern Gegner, so zu sagen, von selbst in den Degen. Kluge Mässigung allein — wie das Sprichwort sagt — ist dauerhaft; das Allzuheftige schwächt sich selbst.

7. Regel. „Im Umgange mit dem Cholerikus suche man, ein munters und thätiges Wesen anzunehmen, sonst verursacht man ihm Langeweile.“

Derjenige ist ihm der liebste Gesellschafter, der seiner aktiven Seele, zur Ausübung ihrer Thätigkeit, Stoff und Gelegenheit zu geben weis. Aus diesem Grunde wird er lieber mit dem Sanguineus, als mit dem Melancholikus konversiren. Der Phlegmatikus, durch seine Apathie und Langsamkeit, tödtet ihn. Er steht in seinem Umgange so viel aus, als ob man ihn an einen todten Leichnam gebunden hätte.

„Was wird nun der Cholerikus selbst für Regeln der Klugheit zu befolgen haben?“

Da

Da sein Temperament viel gutes, und wenige Blössen hat, so braucht er die Macht desselben nicht so sorgfältig zu verbergen, wie der Sanguineus und Melancholikus. Leute von einem lebhaften Betragen sind an und für sich wohl gelitten. Nur muß der Cholerikus seine Lebhaftigkeit nicht in Ungestüm übergehen lassen.

Seine Irritabilität, auf welche man sogleich, wenn man sein Temperament erkannt hat, schliessen darf, kann ihm, insofern sie bloß verrathen ist, nicht schaden. Sie verschafft ihm vielmehr den Vortheil, daß man ihm aus dem Wege geht, — ihn aufzubringen sich in Acht nimmt. Gleichwohl müssen wir dem Cholerikus nachstehende Verhaltungsmaximen besonders empfehlen.

1. Regel. „Er wache mit Strenge über seine Empfindlichkeit, und bemeistre in Gesellschaften, so viel möglich, einen heimlich aufsteigenden Zorn, falls man ihn beleidigte, oder er sich für beleidigt hielte."

Zorn — wie oben angemerkt worden — ist ihm der gefährlichste Affekt; er bringt ihn dergestalt ausser Faßung, daß er aller Aufmerksamkeit auf sich selbst, aller Selbstbeherrschung, aller Rücksicht auf Personen, Ort, Zeit und Umstände, unfähig wird. Wie leicht ist es, in einem solchen Zustande von Geistesabwesenheit, die größten und irreparablesten Unbesonnenheiten zu begehen, die kaum die aufrichtigste Reue zu entschuldigen vermag! Nicht zu gedenken, daß es eine äusserst mißliche Sache sey, gestehen zu müssen, man habe sich übereilt, habe sich von einer unedeln Leidenschaft hinreissen lassen.

Der Cholerikus also muß, wenn er in Gesellschaft geht, sich dieß Gesetz machen: Ereifre dich nicht, und sey mässig im Trunke. Wenn der

Wein

Wein sein Blut und Gehirn erhitzt, dann ist er seines Temperaments um so weniger mächtig, als vielmehr dadurch dessen Macht verstärkt wird.

Sich in Streitigkeiten einlassen, muß der Choleriku s lieber gar nicht, denn er wird sich äusserst schwer in den Schranken der Bescheidenheit und Wohlanständigkeit erhalten. Hundert gegen Eins ist zu wetten, daß er weiter gehen wird, als Klugheit und gute Lebensart gestatten.

„Bei der heutigen Tafel wollen wir uns neben einander setzen; (sagt der choleri sche Dimokle s zu seinem Freund Moderatus) und wenn ich mich etwa in Streit einliesse, und Sie merkten, daß ich anfienge, warm zu werden, so stossen Sie mich mit dem Fusse. Das wird mich wieder zu mir selbst bringen.

M. Ich weis Ihnen einen bessern Rath, mein Freund. Vermeiden Sie lieber jede Gelegenheit, warm zu werden. Das ist sichrer.

D. Freylich sichrer. Allein ich kenne mich; unmöglich vermag ich mich zu halten, wenn ich Ungereimtheiten behaupten höre.

M. Eben so unmöglich könnt' es Ihnen fallen. Sich durch mein Stossen in Ihrem Eifer unterbrechen zu lassen. Folgen Sie mir, und nehmen Sie sich lieber fest vor, gar nicht zu widersprechen.

D. Ich will mir alle Gewalt anthun; sollt' ich aber, trotz meines Vorsatzes, der Versuchung unterliegen, dann — ich beschwöre Sie bey unserer Freundschaft — stossen Sie mich. Und sollt' ich es nicht bemerken, dann tretten Sie mich auf den Fuß, so stark Sie können.

M. Diesen Gefallen kann ich Ihnen schon erweisen. Allein ich besorge, das Mittel wird nicht anschlagen.

Dimokles an der Seite des Moderatus hält sich eine Zeit ruhig. Auf einmal hört er jemand aus der Gesellschaft sagen: „Die deutschen Schriftsteller sollen es ja nicht wagen, sich mit den französischen zu messen" Weg ist sein Vorsatz!

D. Was sagen Sie, mein Herr, von den deutschen Schriftstellern? Sie dürften sich mit den Franzosen nicht messen?

Periander (der Obiges gesagt hatte) Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?

D. Nichts weiter, als daß Sie Unrecht haben.

P. Das sagen Sie.

D. Und will's beweisen.

P. Ey, was beweisen! Hier läßt sich nichts beweisen. Was ich gesagt habe, leidet keinen vernünftigen Widerspruch, so ausgemacht ist es.

D. Keinen vernünftigen Widerspruch? Nun ja! unvernünftig wär' es allerdings, auf Behauptungen dieser Art etwas anders zu erwiedern, als Verachtung. (Moderatus fängt an, zu stoffen, dem ungeachtet fährt Dimokles fort.) Wenn Sie die Werke der deutschen Gelehrten nicht kennen, so muß man Ihnen erlauben, sie für Düstelköpfe zu halten. (Moderatus stößt zum zweytenmal, aber wieder ohne Wirkung.)

P. Wer hat die deutschen für Düstelköpfe erklärt? Wenn ich behaupte, daß sie sich mit den Franzosen nicht messen dürfen, folgt daraus, daß sie Düstelköpfe sind? (Moderatus stößt zum drittenmal, gleichwohl fährt Dimokles fort.)

D. We-

D. Wenigstens folgt daraus, daß die Deutschen weit unter den Franzosen stehen. Und dieß ist — mit Ihrer Erlaubniß — eben so unwahr, als für ihre Landsleute beschimpfend. (Moderatus versucht den zweyten Grad, und tritt den Dimokles auf den Fuß. Das hindert aber diesem nicht, fortzufahren.) Nennen Sie mir doch — wenn ich bitten darf — irgend einen von den unerreichbaren französischen Riesen; ich mache mich anheischig, Ihnen dagegen zween Deutsche aufzustellen, die, nach dem Urtheil eines kompetenten Richters, wohl ein paar Zolle mehr messen sollen. Doch Sie kennen ja die deutschen Schriftsteller nicht!

P. Vielleicht ein wenig besser noch, als Sie die französischen? (Moderatus tritt den Dimokles etwas stärker, aber wieder ohne Erfolg.)

D. Als ich die französischen, sagen Sie? Freylich das mußten Sie, damit ich Sie über Ihre Kenntniß der deutschen Schriftsteller nicht ausholen möchte. Nun das räum' ich ein, so fein sind wir Deutschen nicht. Diesen Seitensprung müssen Sie irgend einem Franzosen abgelernt haben?

P. Keine Beleidigungen, mein Herr! sonst geben Sie mir auf der Stelle einen Beweis, daß es Deutsche giebt, die wenigstens, in der Lebensart, den Franzosen nicht gleich kommen.

D. O! die Gesetze der Lebensart leiden ihre Einschränkungen, worunter auch der Fall gehört, wenn ein geborner Deutscher schimpflich von seiner Nazion spricht. (Moderatus tritt dem Dimokles so stark, er kann. Da fühlt er endlich.) Lassen Sie mich; (zum Moderatus) ich weis, was ich thue. Als ein Deutscher muß ich die Ehre meiner Landesleute vertheidigen.

P. Sie

P. Sie thun es schlecht, indem Sie zu Anzüglichkeiten Ihre Zuflucht nehmen.

D. O ich kann noch zu etwas anderm meine Zuflucht nehmen! Wir Deutschen haben so etwas, das sich weder vor einem gebornen, noch vor einem eingeimpften Franzosen fürchtet.

P. Ich verstehe. Wir werden uns sprechen!

D. Wenn, und wo Sie wollen. — —

Was hat nun Dimokles durch seinen heftigen Widerspruch ausgerichtet? Hat er den Periander widerlegt? eines Bessern überzeugt? Kann es ihm zur Ehre gereichen, daß er die Eintracht der Gesellschaft störte, und die ihr schuldige Achtung ausser Augen setzte? Können die Urtheile, die man über sein höchst unanständiges Benehmen fällen wird, günstig für ihn ausfallen? Die Ehre der Deutschen hängt doch nimmermehr von dem Ausspruch eines einzigen Menschen ab; also war hier gar nicht der Fall, wo sie eines Vertheidigers bedurfte, zu welchem Dimokles, mehr aus Temperament, als aus vernünftigem Patriotismus, sich so unberufen aufwarf.

Moderatus im Nachhausegehen zum Dimokles: „Sie haben Sich vortrefflich benommen! was für Unehre haben Sie Sich zugezogen!"

D. (der mittlerweile etwas kälter geworden.) Warum Unehre? Ich mußte mich doch meiner Landsleute annehmen?

M. Aber auf so eine Art! — Mit einer so unanständigen Heftigkeit!

D. (verwundert) That ich es mit Hitze?

M. So

M. So ziemlich !

D. (etwas unwillig) Und warum stiessen Sie mich nicht ?

M. Weil ich voraussah, Sie würden es nicht wahrnehmen.

D. Ey ! Sie hatten es mir versprochen. Sie sind an allem schuld.

M. Unstreitig ! Auch wohl daran, daß weder mein Stossen, noch mein Treten Sie aufmerksam machte ?

D. Wie ? Sie hätten es wirklich gethan ?

M. So nachdrücklich, daß Sie unwillig darüber wurden.

D. Im Ernste ?

M. Auf Ehre. Dreymal hab' ich Sie gestossen, und dreymal derb getreten.

D. Nicht das geringste hab' ich gemerkt.

M. Urtheilen Sie nun, ob ich Sie kenne, und ob ich Grund hatte, Ihnen zu rathen, Sie möchten Sich lieber in gar keinen Streit einlassen ?

D. Es ist nun geschehen !

M. Noch nicht alles, mein Freund ! Periander —

D. (einfallend) Er mag es haben ! Wer hieß ihn von seiner Nazion verkleinerlich sprechen ?

M. Er wird Genugthuung fordern.

D. Dazu wäre vielmehr ich berechtigt.

M. Sie selbst haben ihn dazu berechtigt.

D. Bloß vertheidigungsweise hab' ich mich verhalten ; er war der angreifende Theil.

M. Und wird es zu seiner Genugthuung noch einmal werden.

D. Da-

D. Dawider giebt es Mittel. Ich will mich hüten, irgendwo mit ihm zusammenzukommen.

M. Er wird aber Sie aufsuchen?

D. Nun so werden wir wieder gute Freunde werden. Wir haben Einer dem Andern die Wahrheit gesagt, können also gegen einander aufheben.

M. Ja, wenn Sie Sich werden zuvor mit ihm geschlagen haben.

D. So was verlohnte sich auch der Mühe! Und kenn' ich Periandern recht, so sieht ihm so was nicht ähnlich.

M. Wenn aber doch? Sie haben ihn herausgefordert.

D. Ich? herausgefordert?

M. So wenig waren Sie sich gegenwärtig, daß Sie nicht einmal wissen, was Sie geredet haben.

D. Uebereilung! Ich war ein wenig zu lebhaft, freylich! freylich!

M. Sie können diese Lebhaftigkeit theuer bezahlen.

D. Nicht doch! Ich werd' es zu keinen Weitläufigkeiten kommen lassen. Der Mann wird doch die Sache für das nehmen, was sie ist — für Patriotismus?

M. Sie haben aber seine Ehre angegriffen?

D. Wer kann fordern, daß man im Eifer jedes Wort abwäge! Schmeicheleyen kann man sich doch nicht sagen, wenn man widersprechen muß?

M. Nun, ich wünsche, daß der Auftritt weiter keine Folgen habe.

D. Im schlimmsten Falle werd' ich mich auf die Gesetze berufen, die den Zweykampf verbieten.

M. Und Periander wird diese Ausflucht als einen Deckmantel Ihrer Feigherzigkeit ansehen; wird groß damit thun; wird Ihre Geschichte der ganzen Stadt erzählen; wird —

D. (aufflammend) Beim Himmel, das soll er nicht! Er soll seinen Mann an mir finden, das versichre ich Sie! Sie sollten es hören! Ich will ihm zeigen, daß mir das Herz am rechten Flecke sitzt. Selbst will ich ihn aufsuchen. Ich muß mich mit ihm schlagen; — ich muß, und wär' er der hundertarmige Briareus selbst! Eher soll seine schwarze Seele über seine Zunge gehen, als diese schimpflich von mir spreche!

M. Aber die Gesetze? Bedenken Sie!

D. Keine Vorstellungen, Freund! Es muß geschehen, was schlechterdings geschehen muß!

M. Nicht doch! Lassen Sie uns die Sache zuvor überlegen.

D. Hier ist weiter nichts zu überlegen. Lassen Sie mich! Heut noch! Lassen Sie mich!

Er windet sich aus den Armen seines Freundes, und entfernt sich, mit der Wuth eines gereizten Tiegers, um seinen Gegner aufzusuchen.

So schnell wechseln in der Seele des Cholerikus Ebbe und Fluth ab.

Wir kehren zu den Klugheitsregeln zurück, die der Cholerikus selbst zu befolgen hat.

2. Regel. „In seinen Unternehmungen, übereile sich der Cholerikus nicht, sondern lasse sich Zeit zum Ueberlegen mit kaltem Blut: wie er denn

auch

auch wohl thun wird, zuvor mit seinen vertrauten Freunden Rath zu pflegen.“

Der Cholerikus überhaupt bedarf am dringendsten eines gesetztdenkenden und klugen Freundes, welcher theils seine ausschweifende Lebhaftigkeit mässige, theils ihm seine Einsicht leihe, wo er, aus dem Grunde seines aufbrausenden Temperaments, in Gefahr steht, Unbesonnenheiten zu begehen. Freunde von gesetztem Alter sind ihm die vortheilhaftesten, junge, gleich ihm feurige, die schädlichsten. Mit einem Melancholikus oder Sanguineus wird er am besten fahren, am schlimmsten aber mit einem Cholerikus seines gleichen.

3. Regel. „Er mässige seine enthusiastische Theilnahme an dem Wohl seiner Freunde, besonders da, wo eine zu heftige Vertheidigung derselben, ihm, und seinen Freunden selbst, nachtheilig werden könnte.“

Es ist nicht immer rathsam, zu Gunsten seiner Freunde alles zu sagen und zu thun, was eine zärtliche, enthusiastische Freundschaft eingiebt. Denn man sagt, und thut leicht zu viel, und bringt die Gemüther nur noch mehr auf. Richtig zu beurtheilen wissen, wo man zu schweigen, wo zu reden, und wie weit man sich einzulassen, habe, ist ein wesentliches Erforderniß zu einem klugen Manne.

4. Regel. „In Rücksicht auf seine Feinde betrage der Cholerikus sich mit mehr Gelassenheit und Sanftmuth, als seinem Temperamente natürlich ist.“

Der Grund dieser Regel ist, weil Nachgiebigkeit und Geduld die wirksamsten, der Vernunft und Religion angemessensten, Mittel sind, Feinde zu entwaffnen; Hize und Raschheit aber zu Unbesonnenheiten hinreissen,

wodurch man seinen Feinden nur noch mehr Waffen wider sich in die Hände giebt.

Von dem phlegmatischen Temperamente. *)

Der Phlegmatikus ist von kalter und feuchter Natur, hat sehr schwammige, nur wenig reizbare Fäsern, und ein wässriges Blut, das langsam, obgleich frey, durch die Adern fließt. Alle Verrichtungen der körperlichen Maschine gehen eben so langsam von Statten. Der Phlegmatikus hat viel ähnliches mit dem Melancholikus. Weil aber seine Sinne und sein Verstand durch diese kalte Feuchtigkeit, die ihn unempfindlich und träge macht, gewissermassen roh bleiben, so hat er in der Regel weder einen lebhaften Geist, noch Boßheit, noch Mißtrauen. Daher wird er leicht betrogen. Ist er ja mißtrauisch, so ist er es gegen sich selbst, weil er die Kraftlosigkeit seines Geistes, und sich unfähig fühlt, etwas, das Nachdenken, Mühe und Anstrengung fordert, zu verrichten. Daher kömmt es, daß er sich durch Diejenigen, die sich seiner zu bemächtigen wissen, gern leiten und beherrschen läßt.

Da er im Denken und Ueberlegen nicht geübt ist, so kann es nicht anders kommen, er muß wankend und zweifelhaft in seinen Entschliessungen, und äusserst verzagt in deren Ausführung, seyn. Alle seine Neigungen und Begierden sind sehr schwach, man darf sich daher auch nicht wundern, wenn er in der Freundschaft kalt ist. Er haßt ohne Feindseligkeit, und streitet ohne sich zu ereifern;

---

*) Von Φλεγμα (pituita,) Schleim.

eifern; ist beynah gegen alles gleichgültig, was nicht auf die Sinne wirkt, wenig empfindlich gegen Beleidigungen, die er auch bald wieder vergißt; kurz, er ist ein wahrer Apathos. Gemeiniglich ist er, wie gesagt, der Ball derjenigen Menschen, die das Geheimniß gefunden haben, sich ihm nothwendig zu machen. Die unangenehmen Empfindungen verschläft er, und die angenehmen behagen ihm nur dann, wenn sie ohne viel Anstrengung der Leibeskräfte (von Anstrengung der Geisteskräfte kann hier natürlich die Frage nicht seyn) genossen werden können.

Da des Wassers Eigenschaften diese sind, daß es kalt, feucht, geschmacklos ist, und gern nach seinem Ruhepunkt schleicht: so läßt das phlegmatische Temperament sich ziemlich passend mit diesem Elemente vergleichen. Uebrigens hat es ebenfalls seine unverkennbare Physiognomie. Der Blick des Phlegmatikus nämlich ist matt, schläfrig, und aus Trägheit fixirt. Eine schwammige, aufgedunsene Fette zeigt sich an seinem Körper, und seine Gesichtsfarbe fällt mehr ins Blasse, als Gefärbte. Sein Haar hält das Mittel zwischen dunkelbraun und blond. Sein schleppender Gang, und die träge Bewegung des ganzen Körpers, zeugen von der Kraftlosigkeit seines Geistes.

Die Temperamentsneigungen des Phlegmatikus gehen auf Unthätigkeit, Ruhe, Indolenz, auf einen leichten Genuß angenehmer sinnlichen Empfindungen, vorzüglich in den gröbern Sinnen, kurz auf Weichlichkeit. Natürlich muß das Gegentheil von allem diesen den Gegenstand seiner größten Abneigung ausmachen.

Aus den angeführten Eigenheiten des phlegmatischen Temperaments ergeben sich nun nachstehende

hende Vorschriften der Klugheit für das Betragen gegen Menschen von diesem Temperament.

1. Regel. „Da der Phlegmatikus, aus dem Grunde seines Temperaments, beynah nur sich selbst lebt, und seiner Seele Wirksamkeit ungleich mehr im Leiden, als in Selbstthätigkeit, besteht: so sind von ihm keine sonderlichen Vortheile des gesellschaftlichen Lebens zu erhalten."

Auf ihn paßt vorzüglich das italienische Sprichwort: Der Mann ist so gut, daß er gar nichts taugt. Indessen ereignet es sich doch häufig genug, daß man der Mitwirkung auch phlegmatischer Menschen nöthig hat, da der blinde Eigensinn des Glücks nur zu oft solche, bloß vegetirende, Seelen auf die wichtigsten Posten stellt, die das Schicksal Andrer in ihre Hände legen. Zum Glück ist der Phlegmatikus beynah ganz schwache Seite; es gehört folglich keine besonders feine Politik dazu, ihn für sich einzunehmen. Das ganze Geheimniß liegt in der Befolgung nachstehender

2. Regel. „Ist es dir um die Gunst des Phlegmatikus zu thun, so hüte dich, seiner Lieblingsneigung zur Gemächlichkeit und Ruhe, Gewalt anzuthun, verschaffe ihm, vielmehr nach Möglichkeit einen bequemen Genuß angenehmer sinnlichen Empfindungen. Kannst du durch köstliche Speisen und Getränke, worinn er gemeiniglich sein summum bonum setzt, dich nicht um seinen Gaum verdient machen: so arbeite statt seiner. Auch dadurch wirst du dich bei ihm nicht wenig insinuiren."

Das sinnliche Vergnügen kann ohne sonderliche Mühe und Anstrengung genossen werden. Da es größten Theils, durch den Eindruck äusserer Gegenstände auf die Organen der Sinne, gewirkt wird: so verhält die

See-

Seele sich dabey — zumal bey den Vergnügungen, der gröbern Sinne — beynah nur leidend. Hieraus begreift sich, warum der Phlegmatikus, den sein Temperament zur Ruhe und Unthätigkeit bestimmt, in dieser Art von Vergnügungen, das größte Behagen findet, und Diejenigen, die ihm hiezu verhelfen, als seine größten Wohlthäter, als seine besten Freunde ansieht und würdigt.

3. Regel. „Auf die Versprechungen des Phlegmatikus, wenn deren Erfüllung mit Beschwerniß, mit mühsamer Anstrengung der Geistes- oder Leibeskräfte verbunden wäre, darfst du noch weniger bauen, als auf die Versprechungen des Sanguineus."

Wiewohl, er verspricht nicht leicht etwas, was seinem Temperament Gewalt anthun könnte. Und gegen übereilte Versprechungen sichert ihn schon sein kaltes Blut — seine Gleichgültigkeit gegen andere Menschen, aus deren Grunde er keiner so heftigen Gemüthsbewegungen fähig ist, die ihn zu unüberlegten Versprechungen fortreissen könnten, wie dieß oft dem Sanguineus begegnet.

Dienstleistungen sind von dem Phlegmatikus wenige zu erwarten; denn er hat weder Menschenliebe genug, an Dienstleistungen zu denken, noch Geisteskraft genug, für das Wohl Andrer mit Thätigkeit sich zu intressiren. Bedarf man jedoch, zu irgend einem Endzweck, seiner Mitwirkung, so beobachte man folgende

4. Regel. „Man schone nicht nur seiner Gemächlichkeit auf das sorgfältigste, und mache es ihm so leicht als möglich, sondern treffe auch Vorkehrungen, daß er für die Mühe, die er unumgänglich übernehmen muß, eine so schnelle und reichliche Vergütung

erhal-

erhalte, als die Umstände möglich machen. Zugleich aber muß man ihn hievon zum voraus unterrichten, und die Hoffnung auf ihn wartender sinnlichen Vergnügungen, als den Hebel gebrauchen, seine träge Seele in Bewegung zu setzen.

Dion führt mit seinem ehemaligen Pächter, der ihm — wie gewöhnlich geschieht — während der Pachtzeit sein Landgut rein ausgesaugt hat, Prozeß. Mit blossem Schreiben wird in einer Sache, deren Beweis vielmehr von den Sinnen abhängt, wenig ausgerichtet. Der phlegmatische Bombast ist, im eigentlichen Verstande, der Vorsitzer des Kollegiums, welches in diesem Rechtshandel zu sprechen hat. Könnte Dion, ihn vermögen, das Landgut quaestionis in Augenschein zu nehmen, seine Sache würde dadurch grossen Vorschub gewinnen.

„Glauben Sie nicht, daß Se. Herrlichkeit (Bombast) mir diese Bitte gewähren dürften?" (spricht Dion zum Pamphilion, einem gewissen Geschöpf in dem Hause des Bombast, das vulgo der Kammerdiener heißt, in der That aber die eigentliche Seele ist, durch die Bombast denkt, beschließt, handelt.)

P. (die Achseln zuckend) Ich zweifle.

D. Und warum?

P. Se. Herrlichkeit reisen nicht gern, oder vielmehr Sie können, ihrer vielen Geschäfte wegen, nicht.

D. Mein Landgut liegt nicht weit von hier. In sechs Stunden —

P. Se.

P. Se. Herrlichkeit sind im Essen, Schlafen und in allen täglichen Verrichtungen an eine gewisse Ordnung gewöhnt.

D. Meine Sache könnte dadurch am geschwindesten entschieden werden.

P. Se. Herrlichkeit können in keinem fremden Bette schlafen.

D. Ich nehm' es auf mich, für die Bequemlichkeit Sr. Herrlichkeit bestmöglichst zu sorgen.

P. Se. Herrlichkeit lieben Ruhe und Eintracht, können daher nicht vertragen, wenn in Ihrer Gegenwart gestritten — gezankt wird.

D. Das soll nicht geschehen. Haben Sie nur die Gewogenheit, mich bey Sr. Herrlichkeit zu melden; ich will wenigstens mein Glück versuchen. Ihr Fürwort, ich weis, vermag viel bey Sr. Herrlichkeit; und auf meine Erkenntlichkeit können Sie rechnen.

P. O! ich diene jedermann auf das bereitwilligste, ohne alle Eigennützigkeit.

Pamphilion meldet sogleich unserm Dion welcher aus den wenigen Zügen, worinn jeder ihm Bombasts Charakter geschildert hat, unschwer abnimmt, daß er werde mit einem Phlegmatikus zu thun haben. Er wird vorgelassen. — Bombast liegt auf der Sofa ausgestreckt, und läßt sich die Haare zurechte machen.

B. Vergeben Sie, lieber Dion! — Um Sie nicht warten zu lassen —

D. (macht eine tiefe Verbeugung, dann spricht er) Eure Herrlichkeit werden Sich erinnern, daß mein Prozeß sich bereits ins dritte Jahr hinauszieht?

B. Haben Sie einen Prozeß?

D. Aufzuwarten — mit meinem ehemaligen Pachter.

B. So? Und wie lang sagten Sie, daß er schon daure?

D. Ins dritte Jahr.

B. Ins dritte Jahr! Und warum geht er nicht zu Ende? (Bombas klingelt. Ein Bedienter tritt ein) Chokolade! (zum Friseur) Rauf' er mich doch nicht so! Ihr Leute machet gar keinen Unterschied, ob ihr einen Menschenkopf, oder einen Perückenstock untern Händen habet. (Zum Dion) Wo blieben wir?

D. Eure Herrlichkeit geruheten zu fragen, warum mein Prozeß nicht zu Ende ginge.

B. Richtig. Nun? —

D. Die Sache läßt sich nicht wohl mit der Feder ausmachen. Viele der streitigen Punkte fordern Beaugenscheinigung.

B. Was betrifft denn Ihr Prozeß?

D. Den Ersatz des Schadens, den mir mein Pachter zugefügt hat.

B. Wahr! Was kann denn den Ausgang Ihres Prozesses beschleunigen?

D. Eine Besichtigung von Seiten des preiswürdigen Judicii.

B. Ich will einem meiner Assessoren Auftrag thun.

D. Aus gewissen Ursachen wünscht' ich vielmehr — Doch das wäre wohl zu verwegen!

B. Was wünschten Sie? (der Kammerdiener bringt die Chokolade; Bombast, solche kostend, zu jenem:) Sag' er dem Koch, er soll mir künftig die Chokolade nicht im Sude heraufschicken; seinetwegen werd' ich mir nicht die Lungensucht an den Hals blasen. (Zum

Dion) Ich will Ihnen einen meiner Assessoren hinausschicken.

D. Ich wünschte vielmehr, der Gnade nicht unwürdig zu seyn, daß Eure Herrlichkeit selbst —

B. (einfallend) Ich selbst? Das ist ein hartes Begehren!

D. Ich seh' es selbst ein. Allein —

B. Ich befinde mich nicht allerdings wohl.

D. Es könnte bis zu Eurer Herrlichkeit vollkommenen Bequemlichkeit anstehen.

B. Die freye Luft dient mir gar nicht. Und die Hitze! die Hitze! o die ist mein ärgster Feind!

D. Eure Herrlichkeit könnten gegen den Abend, oder zeitlich früh ausfahren.

B. Früh schon gar nicht! Da muß ich den Schweiß abwarten.

D. Gegen den Abend also?

B. Gehorsamer Diener! Ich liebe Ordnung. Die Nacht ist für mich verloren, wenn ich nicht wenigstens zwey Stunden vor Mitternacht schlafe.

D. Das können Eure Herrlichkeit gar füglich. Und eine mässige Bewegung in freyer Luft befördert den Schlaf.

B. Wie heißt Ihr Landgut?

D. Gründorf, aufzuwarten.

B. Gründorf? Gründorf? Wo mir recht ist, liegt Gründorf schon im Gebirge.

D. Um Vergebung, in der Gegend, wo das Mittelgebirg anfängt.

B. Und der exekrable Weg, wie er allenthalben in solchen Gegenden ist! Ich bin schon einmal in dieser Gegend gewesen. Ich glaubte, in Stücken zu zerfallen,

lera, so jämmerlich wurd' ich abgeschlagen. Verredet hab' ichs!

D. Es giebt Seitenwege, die ganz bequem zu fahren sind.

B. Der Henker mag sie ausfindig machen!

D. Ich würde Eurer Herrlichkeit meinen auserordentlich bequemen, für das Gebirg eingerichteten, Wagen, meine Pferde, und meinen Kutscher schicken, der alle Seitenwege genau kennt, auch gar vortrefflich fährt. Mit unterlegten Pferden läßt sich der Weg in sechs Stunden machen.

B. Hm! Das liesse sich hören! — das liesse sich hören! Sie müßten aber auch einen Wagen für meinen Koch mitschicken; ich bin schon an ihn gewöhnt.

D. Eure Herrlichkeit haben zu befehlen.

B. Noch eins! kann man in Ihrer Gegend auch etwas ehrliches zu essen bekommen? Auf dem Lande hat man gemeiniglich die Ehre, Hunger zu leiden.

D. Ich werde nach Möglichkeit für eine gute Tafel sorgen. Eure Herrlichkeit werden wissen, daß unsere Gegend, ihrer vortrefflichen Forellen und Krebse wegen, berühmt ist?

B. (mit Intresse) Ja freylich! Ich habe deren schon gehabt.

D. Aber frisch aus dem Bache — da schmecken sie ganz anders, als wenn sie verführt werden.

B. O das läßt sich denken!

D. Ich hoffe, Eure Herrlichkeit mit Stücken von beyden Gattungen zu bedienen, dergleichen man nicht leicht findet.

B. (mit steigendem Intresse) Das wäre?

D. Würde mir nur die Gnade zu theil, Eure Herrlichkeit bey mir zu bewirthen, vielleicht wär' ich im

Stan-

Stande, Sie zu überzeugen, daß das Land auch seine Vorzüge hat. Ich schmeichle mir sogar, die Tage, die Eure Herrlichkeit mir zu schenken geruheten, sollten Ihnen zur angenehmsten Erholung von Ihren Geschäften dienen.

B. (seufzend) O die Geschäfte! — die Geschäfte! Kaum lassen sie uns zu Athem kommen! Sie haben recht, bester Dion, man braucht zuweilen Erholung. — Nun, morgen sollen sie meinen Entschluß wissen *) Um eben diese Zeit erwart' ich Sie wieder.

D. Ich wiederhole meine gehorsamste Bitte, und empfehle mich zu Gnaden.

B. Wie gesagt morgen. (Dion ab.)

B. (klingelt. Ein Bedienter tritt ein) Der Kammerdiener!

D. (im Weggehen zum Pamphilion) Vergessen Sie meiner Bitte nicht; es ist Hoffnung. — Meine Erkenntlichkeit. (Er drückt ihm die Hand.)

(Pamphilion tritt ein.)

B. Dion hat mich gebeten, ihn auf seinem Landgute zu besuchen. Was meint er, wäre diese Bewegung nicht zu heftig für mich? — bey dieser erstickenden Hitze?

P. Wollen Eure Herrlichkeit, Sich zu Tode arbeiten?

B. Schaden könnt' es freylich nicht, wenn ich einmal auslüftete.

P. Nicht schaden? Die dringendste Nothwendigkeit — Pflicht ist es. Zudem macht frische, reine Luft ge-

*) Bombast muß ehebevor seinen Pamphilion zu Rathe ziehen; für sich selbst getraut er sich, nichts zu beschliessen.

gesund, und erweckt die Eßlust. Eure Herrlichkeit essen ja eine Zeit her, fast gar nichts.

B. Wirklich? — Ess' ich so wenig?

P. Nicht halb so viel, als sonst.

B. Auch hab' ich, die Wahrheit zu gestehen, keinen rechten Appetit.

P. Eure Herrlichkeit müssen durchaus die Luft verändern, wenn es besser werden soll. Die Gebirgsluft ist wahre Arzeney, und thut oft Wunder.

B. Glaubt er also, daß ich die Luft verändern muß?

P. Ich bitte sogar. Eure Herrlichkeit sorgen zu wenig für Ihre Erhaltung, woran doch dem Staate so viel liegt.

B. Nun, wenn er meynt, will ich diese Reise machen. — Eine Sofa, und mein Bett müssen aber mitgenommen werden. Die Leute auf dem Lande sind mit dergleichen Geräthschaften nicht sonderlich versehen. Der Koch geht auch mit. Daß ja nichts vergessen werde!

P. Ich werde alles auf das pünktlichste besorgen.

Bombast reist. Dion gewinnt seinen gerechten Prozeß. Pamphilion trägt 12 Dukaten von Dion, zur Belohnung seiner Dienstfertigkeit, und eine goldne Uhr von seinem Herrn für den guten Rath zur Reise, die ihm trefflich angeschlagen, davon, und alle Dreye sind zufriedengestellt.

Wie die Freundschaft des Phlegmatikus zu erwerben sey, sollte nun gezeigt werden. Allein, was Vortheil kann die Freundschaft einer solchen Fleischmasse,

masse, bey welcher die Seele nur die Stelle des Salzes vertritt, damit sie nicht in Fäulung gehe, verschaffen? Oder kann aus einem so gefühllosen, eigenliebigen Geschöpf, cui gelidus circum praecordia sangnis, jemals ein Freund, in der wahren Bedeutung des Worts, werden? Ist das Herz des Phlegmatikus ja für etwas empfindlich, so sind es die Dinge, die seiner groben Sinnlichkeit schmeicheln; für die edlern Gefühle überhaupt, folglich auch der Freundschaft, ist er durchaus unempfänglich. Sein Koch, und ein Pamphilion, sein weiches Bett, seine elastische Sofa, sein wohlbestellter Keller, seine leckerhafte Tafel füllen allein sein Herz; alles Uebrige — Menschen und Dinge — sind ihm gleichgültig. Befände man sich jedoch in dem Falle, seiner Freundschaft. wie er nun einmal derselben fähig ist, zu benöthigen, nun so geht der Weg zu seinem Herzen durch die Küche, durch den Keller, oder durch einen feilen Pamphilion.

5. Regel. „Als Feind hast du den Phlegmatikus nicht sonderlich zu fürchten. Sein Temperament bürgt dir dafür, daß sein Haß bald, und ohne dir merklich zu schaden, sich legen wird.“

Der Phlegmatikus hat sich zu lieb, um auf Kosten seiner Gesundheit zu zörnen. Man muß es ihm sehr nahe legen, wenn sich seine Galle regen soll; und hat sich diese wieder gelegt, so vergießt er auch schon auf die Beleidigung, um sich den Appetit und Schlaf nicht zu verderben. Kurz, er ist eben so wenig einer anhaltenden Feindschaft fähig, als er für warme Freundschaft gemacht ist.

6. Regel. „Als Mitwerber ist der Phlegmatikus ebenfalls nicht zu fürchten.“

Wie

Wie könnte er es auch seyn, da seine Feigheit, seine Unentschloßenheit, sein ungebildeter Verstand, und das geringe Selbstzutrauen, seine ohnehin schwachen Geisteskräfte noch mehr lähmen, folglich die Unthätigkeit, zu welcher sein Temperament ihn bestimmt, ungemein vermehren!

Wie man sich im Umgange mit dem Phlegmatikus zu benehmen habe, lehrt folgende

7. Regel. „Man genire seine Bequemlichkeit nicht, sondern suche vielmehr, ihn in der ihm so behagenden Apathie zu erhalten. Viel sprechen muß man ihn nicht lassen, mit unter seinem Zwerchfell eine Erschütterung verschaffen, und wenn er zu gähnen anfängt, ihn in Freyheit lassen, um ihn an der Pflegung seiner Ruhe nicht zu hindern."

„Was hat nun der Phlegmatikus selbst für Regeln der Klugheit zu befolgen?"

Gar keine. — „Wie so?" Was würde es auch nützen, ihm Verhaltungsregeln vorzuschreiben, da er sie nicht befolgen kann? Er kann sie aber nicht befolgen, weil sie auf eine unversöhnliche Art mit seinem Temperament streiten. Wir würden ihm rathen, die Macht seines Temperaments zu verbergen, in Gesellschaften etwas gesitteter sich zu betragen, etwas sorgfältiger um die Gesetze der Wohlanständigkeit und seinen Lebensart sich zu bekümmern, seinem Hange zur Gemächlichkeit einigen Zwang anzuthun. Dieß und Aehnliches müßten wir ihm rathen. Und er?

„Lieber sterben, Herr Klugheitslehrer!"

Sie machen sich aber Feinde?

„Das ist mir auch der rechte Freund, der mir nicht erlauben will, meiner Bequemlichkeit zu pflegen, und mir gütlich zu thun! Er ladet mich aus Freundschaft

schaft zu sich; und wenn ich keine Umstände mache, wird er mein Feind! Der Henker hole alle solche Freunde, die verlangen können, daß ich ihrentwegen aufhören soll, mein eigener Freund zu seyn! Wohlgeordnete Liebe fängt von sich selbst an."

Man redet Ihnen aber übel nach — spottet über Ihre unfeine Lebensart.

„Zum Lachen! Meinetwegen, mag man kritisiren und spotten, so viel man will! Ich schwöre, von allem dem fühl' ich nicht das Geringste; verdaue und schlafe darum nicht um ein Haar schlechter."

Man wird aber Ihren Umgang fliehen?

„Um so besser! um so besser! Desto ungestörter kann ich mich selbst geniessen; kann essen und trinken, was, und so lang es mir schmeckt, schlafen gehen, wenn mich schläfert, aufstehen, wenn mirs beliebt; thun und lassen, was ich will. Ey, beym Himmel, so ein Unglück ist wohl noch zu ertragen!

Von den herrschenden Leidenschaften.

Man postuliret hier aus der allgemeinen praktischen Philosophie, oder vielmehr aus der Erfahrung, daß es drey böse Grundbegierden gebe, aus welchen fast alle Laster herstammen, und mit deren einer, oder mehrern, jeder Mensch, die Tugendhaften ausgenommen, behaftet ist, nämlich Wollust, Ehrgeiz und Habsucht. Diese drey Grundbegierden werden, der Macht wegen, mit der sie die Menschen bestimmen, sich Abweichungen von dem Sittengesetze zu erlauben, auch die drey herrschenden Leidenschaften genennet.

Herrschende Leidenschaft ist sonach diejenige unter den habituellen Neigungen eines Menschen, deren Befriedigung er, aus einem Irrthum des Verstandes, oder aus Verderbniß des Herzens, zu seinem höchsten Endzweck macht. Einige Moralphilosophen geben von einer herrschenden Leidenschaft diesen Begriff, daß sie diejenige von den Begierden eines Menschen sey, welcher alle übrigen, in Rücksicht auf Befriedigung, nachstehen müssen, wenn sie mit derselben in Kollision kommen. Und man glaubt, daß diese Erklärung dem Herrschen, wovon eine solche Leidenschaft ihre Benennung erhält, am genauesten entspreche.

Allein dieser Charakter einer herrschenden Leidenschaft scheint nicht adäquat; denn es kann Fälle geben, wo in einer solchen Kollision einer — wenn man so sagen darf — untergeordneten Neigung mit der herrschenden Leidenschaft, diese gleichwohl, in der Befriedigung, jener nachstehen muß. Diese Fälle sind unter folgendem allgemeinen enthalten: wenn nämlich der aus der Befriedigung der herrschenden Leidenschaft, nach der Lage der Umstände, zu befürchtende Nachtheil beträchlicher seyn würde, als der gegenwärtige Vortheil. Ein paar Beyspiele zur Erläuterung.

Chrysander ist in einem wichtigen Rechtshandel Richter, und seine herrschende Leidenschaft die Habsucht. Eine von den streitenden Partheyen bietet ihm, zur Belohnung für ein günstiges Urtheil, eine ansehnliche Summe an. Gewiß eine mächtige Versuchung für Crysanders Leidenschaft! „Nimm das Anerbieten an, flüsterst diese ihm zu, so eine Gelegenheit ereignet

sich

sich nicht alle Tage.“ — „Was denkst du Chrysander? ruft ihm die Ehrbegierde zu. — Wenn dein Bubenstück an den Tag käme: welche Verachtung, welche Schande! die unvermeindliche Brandmarkung deines Namens! vielleicht gar der Verlust deines Amts! Bedenk, ist ein Stück Geld wohl werth, daß du dich allen diesen Gefahren aussetzest!“ — Nein! sagt Chrysanders Entschliessung, das ist es nicht werth. Ein andermal, liebe Geldbegierde, sollst du gebieten — sollst du befriedigt werden; heut muß es die Ehrliebe. Was sie von mir fordert, ist dießmal dringender, als was du verlangst. Auch kann, was ich dir jetzt abschlage, unter andern Umständen eingebracht werden; die beleidigte Ehrliebe läßt sich so leicht nicht besänftigen.“

Charmoleon ist, seiner herrschenden Leidenschaft nach, ein Wollüstling. Eben bietet sich ihm eine günstige Gelegenheit an, seiner herrschenden Leidenschaft ein Opfer zu bringen, allein nicht ohne die größte Gefahr, seinen guten Ruf mit einem Male zu verscherzen. „Ich bin deine Lieblingsleidenschaft, sagt die Wollust, was stehst du an? Du bist gewohnt mich allen andern Neigungen vorzuziehen, setze mich auch dießmal der Ehrbegierde nicht nach.“ — „Zu viel verlangst du, liebste Wollust! Die du mich sonst beherrschest, erlaube mir nur dießmal, dir ungehorsam zu seyn. Bey der ersten Gelegenheit sollst du für diesen Abbruch reiche Vergütung erhalten. Mit der Ehrliebe kann ich nicht ganz brechen. Die Vortheile, mit denen sie meine Folgsamkeit lohnt, sind mir auch wichtig, ja unwiederbringlicher, wenn sie verscherzt worden, als die deinigen.“

Aus diesen Beyspielen erhellet, daß der Vorzug in der Befriedigung, wenn die herrschende Leidenschaft mit einer andern Neigung in Kollision kömmt,

nicht für das Kriterion einer herrschenden Leidenschaft könne angenommen werden. Eben so wenig kann dieser Vorzug als ein sichers Kennzeichen, bey Erforschung der herrschenden Leidenschaft irgend eines Menschen, gelten; aber wohl das von uns angegebene Kriterion. In einzelnen Fällen kann Verstellung leicht täuschen; allein die Beobachtung des ganzen Betragens solcher Personen, deren Inneres wir auszuforschen vorhaben, kann so wenig triegen, als es möglich ist, daß ein Mensch stets, und unter allen Umständen sich verstelle, — und anders handle, als es seine Gemüthsart mit sich bringt. Doch hievon unten ausführlicher.

Von der Wollust.

Die Wollust ist diejenige der herrschenden Leidenschaften, auf deren Antrieb, der Mensch den Genuß untergeordneter angenehmen Empfindungen zu seinem höchsten Entzwekke macht. Die Hauptarten dieser Leidenschaft sind folgende: 1) die schwelgerische, oder bachantische — 2) die verzärtelte — 3) die geile — 4) die gelehrte — 5) die gutherzige Wollust.

a) Der schwelgerische Wollüstling macht Gut- und Vielessen oder Trinken, auch wohl Beydes zugleich, zu seinem höchsten Gute.

„Wie ist er zu erkennen?"

Ohne Mühe. Die Ausbrüche seiner Leidenschaft sind so auffallend, so unzweydeutig, daß er sie nicht verbergen kann. Ja er findet so wenig unmoralisches und tadelnswerthes darinn, daß er nicht einmal Ursache zu

ha-

haben glaubt, andern Menschen ein Geheimniß daraus zu machen. Essen und Trinken sind Forderungen der Natur, und wer könnte richtiger bestimmen, wie viel Speise und Trank seine Natur benöthige, als er selbst? Daß er lieber etwas gutes, als schlechtes esse und trinke, das scheint ihm so vernünftig, seiner Selbstliebe so angemessen, daß er deßwegen nicht glaubt, Tadel zu verdienen. Warum sollte er also nicht merken lassen, daß Essen und Trinken ihm Vergnügen mache? Diesem nach bedarf es keiner Anweisung, wie diese Art von Wollüstlingen zu unterscheiden sey; sie kündigt sich von selbst an. *) Eben so leicht ist die Gunst und Freundschaft eines Schwelgers zu erwerben. Man darf sich nur, durch köstliche Dine's und Soupe's, um seine herrschende Leidenschaft verdient machen, und man wird über sein Herz gebieten.

Da, wo nicht alle, doch die meisten, Wollüstlinge sanguinischen oder phlegmatischen Temperaments sind: so muß man, in Beziehung auf dieselben, alle die Regeln der Klugheit beobachten, die wir oben, in Rücksicht auf das sanguinische und phlegmatische Temperament, vorgeschrieben haben.

b) Die verzärtelte Wollust besteht in einem ungemäßigten Hange zu angenehmen Empfindungen in dem Sinne des Gefühls.

Ei-

*) „Kapaunerzungen (sagt Ben Jonson beym Shakespear) und Kamelfüsse in spiritu solari, und in aufgelösten Perlen gesotten; Bärte von Barben, und ungeborne wilde Spanferkel will ich essen. Fasane, Rebhühner und Haselhühner sind gut genug für meine Bedienten.“ Wer denkt hier nicht an die Apiciuse und Luculluse, die durch ihre schwelgerische Wollust sich unvergeßlich gemacht haben?

Einem Wollüstlinge dieser Art ist jede, auch geringe, Beschwerniß unerträglich. Wenn er nicht weich genug sitzen oder liegen *) eine harte Speise genießen, einen kalten oder schalen Trunk thun, sich einer, nur etwas mühsamen, Verrichtung unterziehen, ein wenig Kälte, oder Hitze, Wind, Nebel, Regen, üble Wege u. s. w. erdulden soll, ist er voll Unmuths, klagt und jammert, und fürchtet gleich zu sterben. Er will sorgfältig gepflegt und gewartet seyn; leidet immer an Unverdauung und Dämpfen, so, daß der Arzt den besten Kunden an ihm hat: nur muß dieser auch dafür sorgen, daß seine Arzneyen nicht übel schmecken, und gut einzunehmen sind.

Dieser Wollust sind die Männer weniger, als die Damen, (gemeine Frauenspersonen sichert der Mangel an Vermögen gegen diese Delikatesse) unterworfen Ueberhaupt, in der sogenannten bürgerlichen Welt, sind solche Zärtlinge sehr seltene Erscheinungen.

Die verzärtelte Wollust ist ebenfalls leicht zu erkennen. Ihre Symptomen fallen zu sehr in die Sinne, als daß sie sich verbergen ließen.

Da übrigens diese Art von Wollust mit dem phlegmatischen Temperament viel gemein hat, wo sie nicht gar dessen Tochter ist, so kann man, in Ansehung derselben sich nach den Regeln der Klugheit richten, die wir oben für dieses Temperament ausgezeichnet haben.

c. Die

---

*) „Meine Betten (sagt Ben Jonson beym Shakespear) sollen nicht mit Federn gestopft seyn; aufblasen will ich sie lassen. Flaumfedern sind zu hart. Meine Hemden will ich mir aus Seidenzeug machen lassen, so dünn und leicht, wie Spinnengewebe.“

c) Die geile Wollust enthält ihre Definizion schon in ihrer Benennung.

„Wie sind Wollüstlinge dieser Art zu erkennen?"

Ihr Mund geht gemeiniglich von dem, wovon ihr Herz voll ist, über; sie werden ihre eigenen Verräther. Auch lassen die Ausschweifungen dieser Wollust, da sie in ihrer Befriedigung zu abhängig ist, sich nicht leicht geheim halten.

Die Gunst und Freundschaft solcher Wollüstlinge, wäre durch Begünstigung ihrer Leidenschaft leicht und sicher zu gewinnen. Allein, da dieß Mittel ausser den Grenzen unbefangener Klugheit liegt, so läßt sich hievon kein erlaubter Gebrauch machen.

d) Die gelehrte Wollust, macht die angenehme Empfindung, welche mit der Befriedigung der natürlichen Wißbegierde, und mit der Vermehrung unsrer Einsichten und Kenntnisse, verbunden ist, zu ihrem höchsten Gute.

„Wie kann man sie erkennen?"

Ohne Schwierigkeit, denn sie verbirgt sich ebenfalls nicht. Niemand, der ihr ergeben ist, hält es für etwas unanständiges, vielweniger unerlaubt s, den Wissenschaften mit Prädilekzion sich zu widmen; vielmehr macht er sich eine Ehre daraus, sein Streben nach Aufklärung und Bildung des Verstandes frey zu erkennen zu geben. Da dieser Wollüstling aber das Aeusserliche mit einem wahren und tugendhaften Gelehrten, der, in der gehörigen Subordinazion der Pflichten, sich um die Aufklärung seines Verstandes bewirbt, nämlich um dadurch sich in den Stand zu setzen, desto vernünftiger und weiser zu leben, gemein hat: so ist dieß einzige Kennzeichen aufzusuchen, ob er sich auf Wissenschaften lege, um sich und Andern dadurch zu nützen; oder ob er, dem

Geiz-

Geizhals gleich, sich nur Kenntnisse sammle, um sie als einen todten Schatz unbenutzt aufzubewahren, und an dem Vergnügen, das mit deren Erwerbung verbunden ist, sich zu ergetzen. Denn dieß ist der eigentliche Charakter der gelehrten Wollust.

„So treff' ich Sie denn immer und ewig über den Büchern an! (sagt Kliton, indem er in das Zimmer des gelehrten Philomusos tritt.) Wollen Sie denn, wie ein Schatten in den elyseischen Gefilden, stets nur mit Abgeschiedenen umgehen?"

Ph. Was könnt' ich auch bessers thun?

K. Sie gehören noch zu den Lebenden, mit diesen sollten Sie doch nicht ganz brechen? Zuletzt werden Sie gar ein Misanthrop werden; und dieß ist eben keine Rolle, die der Menschheit, und unserer Bestimmung zum gesellschaftlichen Leben, Ehre macht.

Ph. Ob ich gleich lieber mit den Todten umgehe, als mit den Lebenden, so haß' ich doch deßwegen diese Letztern nicht.

K. Das heißt, Sie lieben sich auch nicht? Sie sollen Sie aber lieben, und wie können Sie das, wenn Sie mit Ihnen nicht umgehen?

Ph. Der Umgang mit den Menschen, hat — ich gesteh — wenig reizendes für mich.

K. Eben darum, weil Sie Sich an den Umgang mit den Todten zu sehr gewöhnt haben.

Ph. O Sie glauben nicht, liebster Kliton, Sie glauben nicht, welches Vergnügen, welche Wollust ein vertrauter Umgang mit den Todten gewährt! in welches namenlose Entzücken die Vermehrung unsrer Einsichten

und

urd Kenntnisse versetzt! Man muß es fühlen, um einen Begriff davon zu haben.

K. Der Mensch soll seine Einsichten und Kenntnisse zu vermehren suchen, allerdings. Aber es giebt Schranken, die er dabey nicht überschreiten darf, und Bedingungen, unter welchen nur es Tugend ist, viel zu wissen.

Ph. Schranken, sagen Sie? Wenn kann ein Mensch sagen: jetzt weis ich genug?

K. Schranken in der Begierde zu wissen — meine ich.

Ph. Wie kann die Begierde Schranken haben, wenn ihr Gegenstand keine Grenzen hat?

K. Insofern — deucht mir — daß die Begierde nicht über den Endzweck ihres Gegenstandes hinausgehe — nicht Begierde des höchsten Endzwecks werde, da sie nur Begierde eines untergeordneten Endzwecks seyn sollte. Warum legen Sie Sich mit so hartnäckigem Fleiß auf die Wissenschaften?

Ph. Ich finde ein unaussprechliches Vergnügen darinn, und glaube, dieß sey ein unsträfliches, ein erlaubtes, und des Menschen würdiges, Vergnügen.

K. Nicht sogar ohne Einschränkung. Ist die Erkenntniß der Wahrheit, ist die Wissenschaft manchfaltiger Dinge bloß dazu, um uns Vergnügen zu gewähren? Sollen wir bloß darum unsern Verstand mit Kenntnissen bereichern, weil Vielwissen angenehm ist?

Ph. Nicht allein. Wir müssen durch Wissenschaft auch einsehender werden, und ich werd' es täglich.

K. Sie werden täglich einsehender? Gut! aber auch weiser? Setzt Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit Sie auch in den Stand, auf eine leichtere Art tugendhaft, auf eine sichere Art glückselig zu werden? Macht,

sie

sie Sie auch geneigter zum Wohl Ihrer Gattung thätig mitzuwirken?

Ph. Eine sonderbare Frage! Wenn ich vergnügt bin, bin ich glückselig. Wenn ich mich mit den Wissenschaften abgebe, bin ich vergnügt, o ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie vergnügt! Wie sollt' ich denn nicht glückselig seyn?

K. Was Sie von der Erweiterung Ihrer Kenntnisse, und von dem Vergnügen, das Ihnen die Wissenschaften gewähren, so eben gesag. haben, das sagt der Prasser von seiner köstlichen Tafel, der Ehrgeizige von dem Genuß der Ehre, und der Habsichtige von der Vermehrung seiner Schätze auch. Glauben Sie wohl, daß der Schwelger, der Ehr- und Geldsüchtige glückselig sind?

Ph. Ich glaube nicht.

K. Und wie können Sie Sich für glückselig halten?

Ph. Schwelgerey, Ehr- und Geldgeiz sind Laster, und Laster können nie wahre Glückseligkeit gewähren. Seinen Verstand durch Wissenschaften aufklären, und mit Kenntnissen bereichern, hingegen ist Pflicht, — ist Tugend. Sehen Sie hierinn liegt der Unterschied.

K. Haben wir nicht auch eine Pflicht, zu essen und zu trinken? nicht eine uns Ehre, und zeitliches Vermögen zu erwerben? Wie können Schwelgerey, Ehr- und Geldgeiz Laster seyn?

Ph. Diese Frage beantwortet sich selbst. Weil der Schwelger, der Ehr- und Geldgeizige einen untergeordneten Endzweck zu dem höchsten machen, und irrigerweise im Schwelgen, in der Ehre, und in der Vermehrung zeitlicher Güter, ihr höchstes Gut suchen.

K. Und

K. Und der Liebhaber der Wissenschaften, der sich lediglich aus dem Beweggrund um Kenntnisse und Einsichten bewirbt, weil Vielwissen Vergnügen gewährt, thut der was anders? Die Ausbildung unsers Verstandes ist noch einem höhern Endzweck untergeordnet, welchen wenn man ausser Acht läßt, und bloß dabey stehen bleibt, daß man viel gelernet hat, viel weis, macht man da einen untergeordneten Endzweck nicht ebenfalls zum letzten? und ist man alsdann nicht auch ein gelehrter Schwelger, ein gelehrter Ehrgeizer, ein gelehrter Wollüstling? Die Hand aufs Herz, bester Freund, haben ihre Kenntnisse Sie tugendhafter gemacht? Haben Sie Andern damit genützt? Oder gewinnt der Staat, und die Menschheit überhaupt, bey Ihrer Vielwisserey? Wäre das Erstere, Sie würden — vergeben Sie meine Freymüthigkeit — Sich etwas mehr um Ihre Mitmenschen bekümmern, würden Sich nicht lebendig begraben, um nur Sich und Ihrem Vergnügen zu leben. Wäre das letztere, Se würden die erworbenen Einsichten und Kenntnisse, um damit Nutzen zu schaffen, auch Andern mittheilen. Haben Sie dieß gethan?

Ph. Sie haben eine sonderbare Moral?

K. Denken Sie hierüber nach. Sie müßten Sich um eine gewisse Gattung von Kenntnissen wenig beworben haben, wenn Sie meine Moral, bey einer unpartheyischen Prüfung, nicht gegründet finden sollten. Sich selbst, und die Triebfedern seiner Neigungen und Handlungen kennen, glauben Sie, Freund, — ist eine der allerunentbehrlichsten, eine der wesentlichsten Wissenschaften, Sie wissen — vergeben Sie meiner Freundschaft diese Anmassung — sehr wenig, fast möcht' ich sagen nichts, wenn Sie Sich noch nicht selbst studirt haben.

Dieß ist der Charakter, dieß die Philosophie des gelehrten Wollüstlings. Zum Glück giebt es kaum einen gegen tausend Wollüstlinge der übrigen Arten.

Wie kann man sich die Gunst und Freundschaft eines gelehrten Wollüstlings erwerben?"

Man verschaffe seiner Wißbegierde Nahrung, entweder dadurch, daß man ihm Gelegenheit gebe, was er weiß, an den Mann zu bringen, und sonach das Vergnügen, nach welchem seine Leidenschaft strebt, zu genießen; oder dadurch, daß man die Mittel, seine unersättliche Wißbegierde zu befriedigen, nach Möglichkeit vermehre. Hat man einmal sein Lieblingsfach der Gelehrsamkeit entdeckt, so verehre man ihm dahin einschlagende Bücher oder Sachen, und man wird ihn sich gewiß zum Freunde machen.

e) Die gutherzige Wollust ist eine Leidenschaft, auf deren Antrieb der Mensch, in dem natürlichen Vergnügen des Wohlwollens gegen Andre, und in dem Bewußtseyn, von vielen Menschen geachtet und geliebt zu werden, seine Glückseligkeit sucht.

Philander ist auf eine bewundernswerthe Art dienstfertig; er kennt kein grösser Vergnügen, als das Vergnügen seiner Mitmenschen zu befördern. Es ist nichts, was er für seine Freunde nicht mit Bereitwilligkeit thut, wenn er dieselben sich verbinden kann. Ob seine Dienstleistungen vernünftig oder unvernünftig, ihm, oder selbst seinen Freunden, nützlich oder schädlich sind — einen weisen oder thörichten, erlaub-

laubten oder unerlaubten Entzweck haben, dieß untersucht er nie; genug wenn er seinen Freunden dienen, ihr Vergnügen befördern, und sich Ihnen beliebt machen kann. Er besitzt nichts so schätzbares, das ihm nicht abzuschwatzen wäre. Seine Gattinn, seine Kinder würde er verschenken, würde er darum angesprochen, und dürfte er sie verschenken. Gegen bewegliche Vorstellungen vermag er nicht auszuhalten, und bey bittenden Thränen schmilzt sein Herz, wie Wachs an der Sonne. Für Personen, die er liebt, und von denen er wieder geliebt zu werden wünscht, hat er gar keinen Willen. Ihre Bitten sind ihm Befehle, und wenn sie es verlangen, stürzt er sich selbst in Noth und Mangel, weil er nicht fähig ist, ihnen was abzuschlagen. Andre freyhalten ist seine Glückseligkeit, ob er gleich dadurch die Seinigen in die Nothwendigkeit versetzt, selbst zu darben. Von dem Unglükke seiner Mitmenschen wird er so gerührt, daß er selbst mehr leidet, als derjenige, der seine Sympathie erregt. Im Gegentheil freuet sich niemand inniger, wenn es Andern wohl geht, als eben er. Trifft ihn selbst ein Unfall, so ist ihm das Mitleid Andrer, das er durch wehmüthiges Klagen zu erregen sucht, der kräftigste Trost, und der schmerzstillendste Balsam für seine Wunde. Kein Glück ist ihm ein Glück, das er nicht mit seinen Freunden theilen kann. Nie schmeckt ihm eine Mahlzeit besser, als in der Gesellschaft seiner Freunde, daher ist sein Tisch eine Freytafel für jeden, der Hunger hat.

Sein Herz trägt er immer auf der Zunge, und er ist froh, wenn er jemanden, durch Entdeckung seiner Geheimnisse, eine Probe von seiner Vertraulichkeit geben kann; denn er sieht dieß als ein Mittel an, sich Freunde zu machen. Da er selbst nicht leicht jemand hintergeht, und ohne alle Klugheit offenherzig ist,

so glaubt und traut er auch jedem ohne alles Bedenken. Zu vertrauten Freundschaften ist er besonders aufgelegt, und verschenkt sein Herz, ohne viel zu untersuchen, an wen, aber auch eben darum ist er zu Unterhaltung echter, und auf Grundsätze gebauter, Freundschaft schlechterdings unfähig. Hat er seinen Freund beleidigt, so kann er weder essen noch schlafen; bis er sich mit ihm wieder ausgesöhnt hat.

Dieß sind die Hauptzüge in dem Charaktere des gutherzigen Wollüstlings. Auf den ersten Blick könnte man viel gutes, viel lobenswerthes darinn finden. Allein das Tugendähnliche, das darinn liegt, fließt aus einer unlautern Quelle, ist blos Wirkung seiner Leidenschaft, hat daher nicht den geringsten moralischen Werth.

„Wie ist diese Leidenschaft zu erkennen?"

Ohne alle Schwierigkeit, denn sie verbirgt sich nicht, und kann sich nicht verbergen. Sie verbirgt sich nicht, weil sie der Tugend so ähnlich ist, und daher bey ihrer Bloßgebung nichts zu wagen glaubt. Und sie kann sich nicht verbergen, weil sie nicht nur in ihrer Befriedigung zu sehr von andern Menschen abhängt, sondern auch, weil ihre Ausbrüche zu offenbar in die Augen fallen. Wer trägt Bedenken, jedermann wissen zu lassen, daß er ein fühlbares, theilnehmendes, wohlwollendes Herz besitze? — daß er sich um Freunde bewerbe, sie auf das zärtlichste liebe, und ihr Bestes nach Kräften zu befördern für sein größtes Vergnügen halte? Was hätte der gutherzige Wollüstling also für Ursache, sich zu verbergen?

„Wie kann man seine Gunst und Freundschaft erwerben?

Er dringt sie uns von selbst auf. Auf Antrieb seiner Leidenschaft bietet er jedem sein Herz an: man darf

ihm

ihm nur zu erkennen geben, daß man es annehme; und er schenkt es uns mit Freuden. Da er jedoch zur Unterhaltung einer wahren und vernünftigen Freundschaft ganz unfähig ist, und mehr auf die Zahl als die Güte seiner Freunde sieht: so muß man, in Bezug auf seine Freundschaft, sich nachstehende Regeln der Klugheit zur Richtschnur nehmen.

1. Regel. „Man baue auf die Freundschaft eines gutherzigen Wollüstlings, so innig sie auch scheine, nicht viel. Diese scheinbare Innigkeit ist bloß Leidenschaft, nicht Zärtlichkeit von Grundsätzen erzeugt."

Wer viele Freunde hat, hat eigentlich gar keinen. Denn, bey dem so verschiedenen Intresse der Menschen, ist es einmal nicht möglich, mit vielen auf einen vertrauten Fuß umzugehen; viele Freunde reiben sich unter einander selbst auf. Zu dem, was hätte man auch für Ursache, auf einen Freund viel Stat zu machen, der seine Freunde zählt nicht wägt? und der nicht mehr unser Freund ist, als der schwelgerische Wollüstling der Freund eines köstlichen Ragou's, oder einer Bouteille Champagner; d. i. der uns nur sucht und liebt, weil wir ihm, zur Befriedigung seiner Leidenschaft, unentbehrlich sind, und das Bewußtseyn, von uns geachtet zu werden, ihm eine angenehme Empfindung verschafft.

2. Regel. „Da der gutherzige Wollüstling kein Freund, im wahren Sinne des Worts, seyn kann, und, aus dem Grunde seiner Leidenschaft, auf die unvorsichtigste Art offenherzig ist: so nehme man sich in Acht, ihm Geheimnisse anzuvertrauen. Sie können nirgends schlechter, als bey ihm, aufgehoben seyn."

Dem Ersten Besten wird er sie mittheilen, um ihm einen Beweis von seiner Freundschaft zu geben; denn ihm ist stets derjenige der vorzüglichste Freund, mit welchem er gerade zu thun hat. Kann es da anders kommen, als daß er sich oft neue Freunde, auf Unkosten der alten, mache? sie wechselweise gegen einander verrathe? und zuletzt von alten und neuen Freunden, als ein Mann, der keiner wahren Freundschaft fähig ist, sich verlassen sehe?

„Ach, theuerster Freund, es ist um mich und die Meinigen geschehen!" (Mit diesen Worten stürzt der Kaufmann Lisimon in Philanders Zimmer, und wirft sich verzweiflungsvoll an dessen Brust)

Ph. Um Sie geschehen? Himmel! reden Sie!

L. Sie sehen einen aufgelegten Bettler vor sich, mehr noch, als einen Bettler. Ich bin — bankrot!

Ph. Bankrot? — Sie bankrot?

L. Bankrot. Ein Wechsel von 5000 fl., den ich heut noch zu bezahlen habe, stürzt mich; ich kann nicht zahlen. Morgen muß mein Falliment unvermeidlich ausbrechen, und ich heut noch flüchtig werden.

Ph. Schrecklich! — entsetzlich! — Wo wollen Sie hin?

L. Wohin mich meine Füsse tragen werden, gleichviel, wohin, wenn ich nur dem Gefängniß entrinne.

Ph. Nicht so, mein Bester! Sie haben an mir einen Freund, der, ob er Ihnen gleich nicht helfen kann, doch alles, was in seinen Kräften steht, thun wird, um Ihr hartes Schicksal wenigstens zu mildern. In Augs-

burg

burg hab' ich einen vertrauten Freund, dem will ich Sie empfehlen. Machen Sie unverzüglich Ihre Sachen zusammen, und kommen dann wieder. Ich sorge für eine Kutsche, und gebe Ihnen ein Schreiben an gedachten Freund mit. Sie sollen bey ihm gut aufgehoben seyn.

L. Edler Mann, sie setzen mich in Erstaunen. Aber mein Weib! — meine Kinder! Gott was wird aus ihnen werden! (Er weint)

Ph. Getrost mein Freund! auch für diese will ich sorgen. Ihre Thränen zerreissen mir das Herz.

L Nein! ich kann, ich darf Ihr Anerbieten nicht annehmen. Sie haben selbst eine zahlreiche Familie, ohne deren empfindlichen Nachtheil, Sie Sich mit keinerem den belasten können.

Ph. Meinen Freund zu retten, muß ich alles thun.

L. Was, ohne Sich und den Ihrigen zu schaden, sich thun läßt. Sie vergessen, allzu edler Freund, daß Sie noch dringendere Pflichten haben, als diejenigen der Freundschaft.

Ph. Keine Einwendungen! wenn ich bitten darf. Gönnen Sie mir immer das Vergnügen, Ihnen einen Beweis von der Innigkeit meiner Freundschaft zu geben. Um Ihre Liebe gegen Ihre Gattinn und Ihre Kinder beschwör' ich Sie, gönnen Sie mir dieß Vergnügen!

L. Sie wollen durchaus? Ach! nie würd' ich Ihr allzu großmüthiges Anerbieten annehmen; aber Weib und Kinder sind stärker, als alle Philosophie. Wohlan! Wohlan! ich lege das Schicksal der Meinigen in Ihre Hände.

Ph. Hieran erkenn' ich meinen Freund; umarmen Sie mich. Weis noch jemand von ihrem Unglück?

L. Niemand. Es wäre gefährlich gewesen, mich sonst noch Jemanden anzuvertrauen.

Ph. Nun gut. Von mir soll es, verlassen Sie Sich darauf, gewiß niemand weiter erfahren. Gehen Sie, und schicken Sie Sich zur Reise an. Ich verfertige indessen das Empfehlungsschreiben.

L. Erhabenster Freund, welch ein rettender Engel sind Sie mir! Ich gehe. Meine Thränen —

Ph. Kein Wort weiter! Schonen Sie meines empfindsamen Herzens. Eilen Sie; hier ist keine Zeit zu verlieren.

Lisimon gebt ab, und Philander setzt sich, um an seinen Augsburger Freund zu schreiben. Kaum hat er einige Zeilen geschrieben, als ihn ein Besuch von Theophon unterbricht.

Philander ist von dem Unglück seines Freundes noch so voll, daß Theophon den Zustand seiner Seele in seinem Gesichte liest.

Th. Was ist Ihnen begegnet, mein Freund? Warum so bestürzt?

Ph. Mir begegnet? Nichts.

Th. In der That nichts?

Ph. Wie ich sagte, ganz und gar nichts.

Th. Und doch so verstört?

Ph. Eine Hausverdrießlichkeit, nichts weiter.

Th. Was ich in Ihrem Gesicht lese, ist, wo mich nicht alles triegt, mehr noch, als Verdruß.

Ph. Wie ich Ihnen sagte.

Th. Sie können mir es zehnmal versichern, und zehnmal werd' ich es nicht glauben. (Mit Ironie.) Doch was Recht hab' ich auch auf Ihre Geheimnisse!

Ph. Wä

Ph. Wäre mein Geheimniß von der Art, daß es Sie intreſſiren könnte, gewiß ich würd' es Ihnen nicht vorenthalten.

Th. O! dieß gute Zutrauen bin ich Ihrer geprüften Freundſchaft ſchuldig, wie nicht minder zu glauben, daß Ihr Geheimniß mich nicht intreſſirt. Nichts angeht, hätten Sie ſagen ſollen. (Etwas verdrießlich.) Laſſen Sie uns abbrechen!

Ph. Sie ſind unbillig Theophon. Faſt verdienten Sie, daß ich Sie in der irrigen Meinung von meiner Freundſchaft lieſſe. Allein um Sie freundſchaftlicher zu beſtrafen, will ich Ihnen etwas entdecken, daß eigentlich nur ich allein wiſſen ſollte.

Th. Ey, Ey! Sie ſetzen mich in Erwartung, etwas wichtiges zu vernehmen.

Ph. Das iſt es auch. Das Heil eines unglücklichen Freundes, hängt von der Verſchwiegenheit ab, die ich von Ihnen fordre.

Th. Machen Sie doch ſo viele Umſtände, daß ich beynahe die Luſt verliere, Ihr Geheimniß zu wiſſen. Entdecken Sie mir lieber gar nichts, dann können Sie ſicher ſeyn, daß ich ſchweige.

Ph. Nur nicht gleich ſo empfindlich! Hören Sie alſo. Aber ich beſchwöre Sie um Verſchwiegenheit.

Th. Ihr Geheimniß ſitzt verzweifelt tief.

Ph. Liſimon, das weis nur ich, und keine Seele weiter — Liſimon iſt bankrot. *)

Th. Liſimon? Wie? der reiche Liſimon? der Kaufmann Liſimon?

Ph. Er ſelbſt.

Th. Das

*) Um die Freundſchaft des Theophon nicht zu verſcherzen, verräth er ſeinen Freund Liſimon. Des feige Wollüſtling!

Th. Das glaub' ich nicht. Woher wissen Sie das?

Ph. So eben war er selbst bey mir, und vertraute, in größter Verzweiflung, mir sein Unglück.

Th. Unmöglich!

Ph. Leider nur zu wahr! Sehen Sie den Beweis. (Er zeigt ihm den angefangenen Brief.) Hier schreibe ich eben an einen Freund in Augsburg, um ihm den Unglücklichen zu empfehlen.

Th. Nun wahrlich, eher meinen Tod! Lisimon will sich also aus dem Staube machen? Das Beste freylich, was er thun kann.

Ph. Noch heut reist er ab. Aber um des Himmels willen, behalten Sie es bey Sich!

Th. Ich wünsch' ihm, daß er glücklich entkomme.

Ph. Es kann nicht fehlen. Niemand ausser uns Zween weis um die Sache. Nun? bin ich Ihr Freund?

Th. Ich dank' Ihnen. Um Sie nicht zu hindern, Ihren Brief zu vollenden, verlaß' ich Sie. Hier ist Gefahr im Aufschub. Leben Sie wohl!

Ph. Noch einmal! Halten Sie reinen Mund.

Theophon entfernt sich, und geht gerades Wegs ins Gericht, zur Inhaftirung Lisimons Vorkehrungen zu treffen, denn er hat bey ihm ein Kapital stehen. Lisimon wird ergriffen, und, statt sich durch die Flucht zu retten, ins Gefängniß geführt.

So viel nützt die Freundschaft eines gutherzigen Wollüstlings; weh dem, der ihr traut! Wäre Lisimon nicht besser daran gewesen, gar keinen Freund, als einen Philander zum Freunde zu haben? Trau, schau wem, ist eine große Klugheitsregel, wider welche Lisimon sowohl, als Philander, in obigem Falle, gehandelt hat.

Da wir nun die verschiedenen Hauptarten der Wollust kennen gelernt, und durch welche Eigenheiten jede derselben sich unterscheide, angezeigt haben: so wollen wir nunmehr das Allgemeine in dem Charaktere der Wollüstigen aufsuchen, um hievon die Regeln der Klugheit zu abstrahiren, die man, in Beziehung auf Menschen von dieser Leidenschaft, zu beobachten hat.

1. Also ist jeder Wollüstling in der Art der Wollust, die ihn beherrscht, unmässig, und begeht darinn die größten Ausschweifungen. Leidenschaft weis weder Maß noch Ziel zu halten.

2. Ist jeder Wollüstling in der Art seiner Wollust ein Verschwender, folglich auch ein übler Wirth, zum Schuldenmachen geneigt, und ein schlechter Zahler.

3. Beschwerniß und Mühe scheut er über alles, ausgenommen, wo es um Befriedigung seiner Leidenschaft zu thun ist, als in welchem Falle er auch erfindsam, thätig, und unternehmend seyn kann.

4. Beschäftigt ihn die Zukunft nicht sonderlich; er lebt nur für den heutigen Tag, der morgende kümmert ihn wenig.

5. Im Glücke ist er eben so ausschweifend fröhlich und übermüthig, als im Unglücke verzagt und trostlos. Einem bevorstehenden Uebel weicht er, auch mit seinem größtem Nachtheil, lieber aus, als daß er ihm muthig entgegengehen, und es abzuwenden suchen sollte.

6. In seinen Unternehmungen ist er unüberlegt, nicht eben aus Hitze, sondern weil er, aus Nervenlosigkeit seines Geistes, zu ernster Ueberlegung, und zu Anstrengung seines Verstandes ganz unfähig ist.

7. Um einer, auch geringen, Beschwerniß auszuweichen, läßt er die wichtigsten Vortheile aus den Händen.

8. Geht sein Vorhaben nicht gleich von statten, so ist er äusserst ungeduldig, und giebt dasselbe, zumal, bey ihm aufstossenden Schwierigkeiten und Hindernissen, aus Zaghaftigkeit auf. Tausend Dinge nimmt er vor, ohne etwas gehörig zu vollenden, und die unausweichlichen Geschäfte verschiebt er stets bis auf den letzten Augenblick.

9. In seiner Haushaltung herrscht die möglichste Zerrüttung, nicht, als ob er ein Freund von Unordnung wäre, sondern weil Ordnung ihm Mühe machen würde.

10. Müssiggang ist eines der Charakterlaster der Wollüstlinge, den gelehrten Wollüstling ausgenommen, als dessen Leidenschaft, ohne viele Beschäftigung, nicht befriedigt werden kann.

11. Zur Freundschaft sind alle Wollüstlinge besonders aufgelegt, ob sie gleich, bey ihrem Hange zur Unthätigkeit, bey ihrem Leichtsinn, bey ihrer Unbeständigkeit und Verschwendung, nicht sehr geschickt sind, ihren Freunden zu nützen.

12. Als Feind ist der Wollüstling nicht sonderlich zu fürchten. Denn eines Theils ist er leicht zu versöhnen, und andern Theils zu bequem, um aus blosser Rache, zum Nachtheil seiner Feinde viel zu unternehmen.

13. Der Wollüstling ist ein Menschenfreund mehr aus Leidenschaft, und natürlicher Sympathie, als nach Grundsätzen. Daher, daß sein Mitgefühl nur da sich regt, wo die Leiden seiner Mitmenschen auf seine Sinne wirken. Er würde seinen Rock ausziehen, um einen Nackten zu bekleiden; lieber selbst hungern, als

ei-

einen Hungrigen nicht laben. Allein die gekränkte Unschuld, die verfolgte Tugend, das zurückgesetzte Verdienst ꝛc. rühren ihn wenig.

14. Der Tod ist ihm ein unerträglicher Gedanke, er weicht daher allen Gelegenheiten, daran erinnert zu werden, auf das sorgfältigste aus. In Krankheit ist er äusserst unleidlich und verzagt, und fürchtet bey der mindesten Gefahr, zu sterben. Er leihet Gott seine eigene Schwachheiten, seine Gutherzigkeit, seine Versöhnlichkeit; und weil er selbst mehr gütig, als gerecht ist, beredet er sich, Gott werde es auch seyn, und ihn auf ein flüchtiges, aus Angst gesprochenes, Gebet, ohne Weiters zu Gnaden aufnehmen. Ist er in gesunden Tagen ein Freygeist, so wird er, bey der mindesten Lebensgefahr, wieder ein Christ, und schwört seinen Unglauben, auch ohne Widerlegung seiner ehemaligen Grundsätze, ab.

„Was muß ich hören, mein Freund? (spricht Menes, indem er sich dem Bette des kranken Wollüstlings, Saiton, nähert) Sie befinden sich nicht wohl?

S. (kläglich) Wie Sie sehen.

M. So auf einmal! Noch gestern waren Sie so aufgeräumt, so lustig. Wer hätte denken sollen —

S. So ist es mit uns armseligen Menschen bestellt! Meine gestrige Lustigkeit war nicht natürlich. Mir selbst ahndete dabey, daß sie wohl der Vorbote eines mir bevorstehenden Unfalls seyn könnte. Man sollte lieber gar nicht lustig seyn!

M. Ihre Krankheit, Unpäßlichkeit vielmehr, wollen wir hoffen, wird von keinen Folgen seyn.

S. Das

S. Das wolle der Himmel! aber ich fühle mich.

M. Was klagen Sie eigentlich?

S. Unerträgliche Hitze, unbeschreibliche Mattigkeit in allen Gliedern. Ach Gott!

M. Sie haben Sich gestern ein wenig im Tanze übernommen.

S. Fühlen Sie nur, wie der Kopf brennt. Ach! Ach!

M. Halten Sie Sich nur ein paar Tage im Bette; es wird schon wieder gut werden. Haben Sie Sich mit einem Arzte berathschlagt?

S. Schon vor einer Stunde hab' ich nach dem Doktor Sloppenberg, der mein Ordinarius ist, geschickt; er kömmt noch nicht! Diese Herren lassen sich so gut zahlen: und wenn man ihrer bedarf, thät' es Noth, man schickte ihnen eine sechsspännige Kutsche.

M. Nun der Arzt wird wohl noch kommen.

S. Vielleicht, ja, wenn's schon zu spät seyn wird!

M. Ich besorge nicht, daß es Gefahr habe. Eine kleine Alterazion!

S. Man kann nicht wissen, was daraus wird. Oft entscheidet eine Viertelstunde über Leben und Tod.

M. Wohl wahr. Hier aber wird dieß der Fall nicht seyn.

S. Ich weis am besten, wie mir ist. Und Krankheiten die mit Hitze anfangen, o! die sind immer gefährlich.

M. Sie haben Sich gestern, wie gesagt, zu sehr durch Tanzen erhizt, das ist es alles. Eine kleine Wallung im Geblüte.

S. Gott helfe mir nur dießmal wieder, verreden will

will ich das unglückselige Tanzen! Fängt man einmal an, so ist's, als wäre man von Sinnen gekommen.

M. Ich tanze daher niemals.

S. Vernünftig, weise, bester Freund! Ich werde die Narrheit theuer bezahlen müssen. Wenn nur der Arzt schon käme! Kennen Sie denn keinen andern geschickten Arzt, der schleuniger zu haben ist, und dem man sein Leben anvertrauen darf?

M. Wir müssen schon verziehen, bis der Doktor Sloppenberg kömmt. Er könnte es übel nehmen, wenn Sie Sich einem andern anvertrauten. Und da er über dieß Ihre Natur schon kennt —

S. Das ist es eben. Allein ich könnte ja noch einen Arzt nebenbey nehmen? Vier Augen sehen immer mehr, als zwey.

M. Wenn es Gefahr haben sollte, ist hiezu noch immer Zeit.

S. Ja, wer weis, ob es nicht schon Gefahr hat? Sie glauben nicht, wie übel mir ist, wie übel! Wie Bley liegt es mir in allen Gliedern. Und mein Kopf! mein Kopf!

M. Weil Sie nicht ausgeschlafen haben.

S. O! ich hab' oft nicht ausgeschlafen, und es war mir nicht so. Es steckt eine schwere Krankheit in mir, das werden Sie mir nicht ausreden. Verstehen Sie Sich, bester Freund, nicht ein wenig auf den Puls? Hier, fühlen Sie doch!

M. Ich bin kein Arzt.

S. Mein Gott, warum sind Sie auch kein Arzt mit Freuden, wollt' ich mich Ihnen anvertrauen. Sie hätten ein Arzt werden sollen.

M. Die Führsehung wußte besser, daß ich mich dazu nicht schickte.

S. Immer besser, als dieser zaudernde, bequeme, langsame Sloppenberg, der mich ohne Hülfe wird umkommen lassen.

M. Nicht so verzagt mein Freund; man stirbt nicht gleich. Fassen Sie Muth!

S. Sie haben gut reden; in meiner Haut würden Sie ganz anders denken.

M. Je nun, was ist es denn auch? Einmal müssen wir doch alle sterben.

S. Gott, ich sterben? in meinen schönsten Jahren sterben? in der Blüte meines Alters!

M. Zum Tode ist man immer reif. Auch kömmt es nicht darauf an, wie lange man gelebt, sondern darauf, wie man gelebt hat.

S. Nur zu wahr! Aber das Leben ist süß, und der Tod so schrecklich.

M. Nur denen, die nicht sterben gelernt, die sich mit dem Tode nicht in voraus bekannt gemacht haben.

S. Lieber Himmel! bey gesunden Tagen, und wenn man noch jung ist, denkt man so ungern an den Tod; oder vielmehr, man glaubt nicht Ursache zu haben, an ihn zu denken. Man will das Bischen Leben, auch geniessen, und dann — Sie wissen es ja! Wenn nur der Arzt schon da wäre, daß ich wüßte, woran ich bin! Diese Zweydeutigkeit macht mir schreckliche Unruhe.

M. Wie verläßt Sie denn Ihre Philosophie so ganz auf einmal? Wie oft hab' ich Sie sagen hören? Sie würden einst gleich denen großen Philosophen, die im Scherzen von der Bühne des Lebens abgetreten sind, sterben.

S. (sehr bewegt) Ach!

M. Sie seufzen?

S. Man philosophirt anders, wenn man gesund, anders, wenn man krank ist.

M. Und welche aus beyden Arten zu philosophiren, mag wohl die zuverlässigere seyn?

S. Das ist grausam, daß der Arzt mich so schmachten läßt! Länger halt' ichs nicht aus! Das ist ein Kopfschmerz zum rasend werden! O weh! o weh!

M. Standhaft mein Freund! Ein Philosoph muß nicht so weibisch zagen.

S. Spotten Sie nicht. Unmenschlich ist es eines kranken Freundes zu spotten. Sie wissen nicht, wie mir ist. (Er weint.)

M. Trösten will ich Sie; Muth will ich Ihnen einsprechen, nicht spotten. Wär' ich Arzt, dann wollt' ich auch rathen — helfen. Durch Unruhe verschlimmern Sie nur Ihren Zustand; suchen Sie Sich zu fassen.

S. Können Sie mich versichern, daß ich nich sterben werde?

M. Das nicht. Da wir sterblich geboren werden, können wir jeden Augenblick sterben.

S. O! Sie merken die Gefahr, in der ich micht befinde. Gott, ich muß sterben! ohne Rettung sterben!

M. (Mit Bedeutung) Und wenn Sie müßten?

S. Ich muß also? Ich muß?

M. Ich bin kein Arzt, kann folglich über Ihre Krankheit nichts entscheiden. Aber gesetzt, Sie müßten sterben?

S. So wäre das nichts, meinen Sie?

M. Was heißt sterben? Aufhören zu leben, aufhören zu leiden, aufhören zu seyn.

S. Aber auch aufhören, Vergnügen zu geniessen.

M. Nach·

M. Nach meiner Philosophie zwar nicht. Ich lebe in dem Wahne, daß wahres Vergnügen, daß wahre, reine Freude erst nach dem Tode ihren Anfang nehmen.

S. Sie sind glücklich bey diesem Wahne, wenn es Wahn ist!

M. Mir, und allen andern blöden Köpfen meines Gleichen, die wir Religion haben, ist's Gewißheit. Sie mein Freund, denken freylich in diesem Stücke heller, das weis ich. Um Ihnen also kein Aergerniß zu geben, nannte ich meine Art, zu denken, Wahn.

S. Ich dächte anders? Woher wissen Sie das?

M. Nur zu oft hab' ich Sie über diesen Punkt räsonniren hören.

S. Leichtsinn, liebster Freund! jugendlicher Muthwille! Andern zum Gefallen!

M. Sowas thut niemand, der von der Wahrheit der Religion überzeugt ist, und weis, welche Ehrerbietung ihre Göttlichkeit von uns heischt.

S. Wir sind schwache gebrechliche Menschen! Gott ist die Güte selbst, kleine Uebereilung wird er uns zu gute halten.

M. Aber eben so wesentlich ist Gott gerecht, und kann den Frevel, wenn man ihn in seiner Religion lästert, nicht ungestraft lassen.

S. Was könnt' ihm auch damit gedient seyn, die Geschöpfe, die er aus blosser Güte schuf, unglücklich, elend zu machen — zu verdammen?

M. Daß er seiner Geeechtigkeit genugthue gegen Undankbare, die seine Güte nicht erkannten, gegen Ungehorsame, die seine Gesetze mit Füssen traten, gegen Vermessene, die seine Drohungen verachteten, gegen

Verwegene, die seine Langmuth reizten, gegen Unsinnige, die sein Wort für Fabelwerk hielten.

S. Der unglückselige Arzt, wo er auch bleibt! Es wird immer ärger mit mir. Kennen Sie bester Menes, nicht einen räsonnabeln Geistlichen? Sie verstehen mich schon.

M. Wahrlich nicht!

S. Einen Mann mein ich, der — Mein Kopf! ach mein Kopf! — Ich meine einen Geistlichen, der so weis, wie man in der Welt lebt, und daß Menschen keine Engel sind.

M Und wozu wünschen Sie einen solchen räsonnablen Geistlichen?

S. Da ich nicht wissen kann, was Gott etwa über mich verhängt hat, so möcht' ich mit meinem Gewissen Rechnung halten.

M. Die dieser Geistliche, kraft seiner Weltkenntniß, sogleich ohne Einwendung, an Gottes Statt, unterschreibe. Nicht so?

S. Hat er etwa nicht Vollmacht dazu?

M. Nur unter gewissen Bedingungen.

S. Unmöglich kann ich länger warten! Ich muß um einen andern Arzt schicken; meine Hitze nimmt zu. Wie das brennt! wie Feuer in allen Adern! Ach! ach! — Unter gewissen Bedingungen sagten Sie? Gott ist ein guter, ein versöhnlicher Gott. Aufrichtige Reue. —

M. Wohl! Aber diese aufrichtige Reue mein Freund, fordert viel, fordert mehr, als Sie vielleicht denken.

S. Zuweilen hab' ich doch auch was gutes gethan; war immer ein gutherziger Knabe, immer ein ehrlicher Kerl; habe niemand betrogen, besitze keinen un-

gerechten Heller. Freylich, mitunter jugendliche Thorheiten! Ist es mir doch von Herzen leid!

M. Und das, meinen Sie, wäre schon genug?

S. Habe ja auch einen armen Knaben ganz neu gekleidet, und zahle jährlich 10 Fl. zum Armeninstitut. Will künftig die Summe verdoppeln; will herzlich gern 20 Fl. zahlen, wenn der liebe Gott mir die Gesundheit wiederschenkt. — Der unglückselige Arzt, noch kömmt er nicht! Nicht einmal der Bediente kömmt zurück, der Schlingel! wer weis wo er herum läuft; wird von mir erben wollen?

M. Ich höre kommen! Der Arzt vermuthlich?

(Der Bediente tritt ein.)

B. Doktor Sloppenberg ist gestern verreist; und wird erst übermorgen zurück erwartet.

S. Da haben wir's! Ein schöner Doktor, der verreist, wenn man seiner nöthig hat! O ich Armer, Unglücklicher, Verlassener! ich muß also ohne Hülfe dahin schmachten! Bester Menes, was ich Sie bat, einen Geistlichen. Wer weis, wie lang ich noch meines Verstandes mächtig bleibe; denn schon herrscht in meinem Kopfe Verwirrung. Dort, bester Freund, in jener Schublade liegt Geld. Nehmen Sie 10 Fl. davon, und theilen Sie solche unter die Hausarmen aus; sie sollen für mich beten. Sorgen Sie nebstbey für einen Arzt; ich will mir wenigstens nichts vorzuwerfen haben.

M. Ich gehe. Den Seelenarzt bring' ich zuerst; seine Hülfe scheint mir dringender, als diejenige des andern.

S. In Gottes Namen! Nur einen der Verstand hat, meiner Empfindlichkeit und Geisteszerrüttung zu schonen. Verstehen Sie mich? Im Herzen war ich immer

mer ein guter Christ, und wenn ich das Gegentheil schien, war mir's nie Ernst. Auch ist der liebe Gott kein Stiefvater.

M. Für seine guten Kinder freylich nicht.

(Entfernt sich.)

So ist der Wollüstling, im Durchschnitt genommen, ein Mensch ohne Grundsätze, ohne festen Charakter, ohne Energie. Er lebt ohne Plan, denkt wenig an die Zukunft, und ist ein Sklave seiner Empfindungen, die mit ihm, wie die Winde mit einem nachgebenden Schilfrohr, spielen.

„Was ergeben sich nun aus obigen Betrachtungen für Regeln der Klugheit, in Rücksicht auf das Betragen gegen Wollüstlinge?"

1. Regel. Wie man sich ihre Freundschaft erwerben könne, haben wir bereits oben bey jeder Art der Wollust angemerkt. Um ihrem Neide, aus welchem leicht Feindschaft werden kann, zu entgehen, hüte man sich, ihnen merken zu lassen, daß man zum Genusse derjenigen Art von Wollust, die sie gerade beherrscht, mehr Mittel, als sie, in seiner Gewalt habe."

Wir beneiden Andre nur um das, was wir nicht besitzen, und was zu unsrer Glückseligkeit uns zu fehlen scheint. Die Glückseligkeit jedes Wollüstlings besteht in dem Genusse derjenigen Art von Wollust, der er ergeben ist; daher beneidet er vorzüglich einen glücklichern Wollüstling, als er sich selbst dünkt.

Ueberhaupt besteht das sicherste Verwahrungsmittel gegen den Neid darinn, daß man in Kundmachung seiner Vorzüge, seiner Geschicklichkeiten, und günsti-

stigen Glücksumstände, etwas zurückhaltend sey. Nicht nur thöricht, sondern auch äusserst unklug ist es, sich mit diesen Dingen zu brüsten, und dadurch die Eifersucht Andrer ohne Noth, immer aber zu seinem Nachtheil rege zu machen. *) Hierüber mehr zu sagen, behalten wir uns vor, wenn wir weiter unten die gegen Neider und Feinde zu beobachtenden Klugheitsregeln angeben werden.

2. Regel. Man hüte sich, einem Wollüstlinge zu borgen. Seine Leidenschaft, ist als solche unersättlich, reißt ihn daher zu grossem Aufwand, folglich auch zum Schuldenmachen, fort. Da sie ihn beherrscht wird er auch vielmehr sie, als seine Gläubiger, zu befriedigen, besorgt seyn. Gemachte Schulden wieder abzustossen, hiezu ist die Ehre ein mächtiger Antrieb; da jedoch beym Wollüstling die Ehrliebe nur schwach wirkt, so liegt auch hierinn ein Grund, warum er ein schlechter Zahler ist. Ueber dieß herrscht in der Haushaltung des Wollüstlings insgemein Unordnung und Zerrüttung, wie könnte da zum Schuldenzahlen Rath geschafft werden? Nicht zu gedenken, daß er auch gern tändelt, d. i. auf tausend entbehrliche oder unwichtige Dinge Geld versplittert. Alles, was ihm gefällt, will er haben, und bezahlt es doppelt. Er trägt kein Bedenken, seinen letzten Kassarest für eine Blumenzwiebel, für ein Vexierglas, für ein künstliches Messer, für eine neumodische Dose u. dgl. hinzugeben: wie könnte ihm, zur Bezahlung seiner Schulden, etwas übrig bleiben?

3. Regel. „Man gebrauche sich, so lange man noch wählen kann, keines Wollüstlings zur Ausführ-

*) Non minus contemni, quam suspici nocet. Sen.

führung eines Geschäfts, das Thätigkeit und Anstrengung fordert, oder mit Beschwerniß, und einiger Verläugnung seiner Gemächlichkeit verbunden ist.“ *)

Da er leichtsinnig, unüberlegt, träge ist, so wird er seinem Auftrage nur obenhin, und allenfalls zur höchsten Nothdurft, nachkommen. Zu Geschäften aber, wobey es auf eine nicht anhaltende mühsame Thätigkeit ankömmt, wird er noch zu gebrauchen seyn.

4. Regel. „Will man das Mitleid eines Wollüstlings rege machen, so bediene man sich vielmehr solcher Beweggründe, die auf das Empfindungsvermögen, als solcher, die auf den Verstand wirken. Man mache ihm lieber das Elend des Unglücklichen, für welchen man Theilnahme und Rührung zu erwecken vorhat, anschaulich, als daß man Beweggründe von Pflicht und Tugend hergenommen, gebraucht.“

Die wirkende Ursache des Mitleids beym Wollüstling sind nicht Vorstellungen etwa von der Pflicht

der

---

*) Regenten müssen das Talent besitzen, richtig zu beurtheilen, wozu ihre Minister, aus dem Grunde ihres Temperaments, und ihrer herrschenden Leidenschaft sich am besten schicken. Armeen können niemanden mit mehr Gefahr anvertraut werden, als einem Wollüstling. Denn er wird so lange in seinem Ruhebette, beym Bokal, und an der Seite der ihn kommandirenden M. . e verweilen, bis der klügere und raschere Feind sein gepudertes Kriegsheer überrumpelt, und in die benachbarten Moräste gesprengt, oder in die Pfanne gehauen hat. Ist der Wollüstling ein Gesandter, so wird er an dem Hofe, wo er diesen Posten bekleidet, mit ungleich gröfserm Eifer seiner Leidenschaft, als seinem Prinzipal, dienen.

der Menschenliebe, und Wohlthätigkeit, sondern Empfindungen, wozu ihn seine herrschende Leidenschaft besonders aufgelegt macht. Oder sein Mitleid ist ein wahres Mitleid, blosse instinktmässige Sympathie, welche, aus der Setzung an die Stelle des Unglücklichen entspringt. Und um von dieser, im buchstäblichen Verstande genommenen, Sympathie, die allemal für ihn ein vorzüglich unangenehmer Zustand ist, sich zu befreyen, sucht er die Ursache derselben zu heben; trägt daher alles bey, um den Unglücklichen aus seinen Leiden, die es für ihn auch sind, so viel davon in seiner Macht steht, herauszureissen.

Ueberhaupt erregt man nicht sicheres Mitleid und Theilnahme, als wenn man Unglück und Elend von derjenigen Seite zeigt, welche jedesmal subjektiv die intressanteste, die anziehendste ist. Dieses Intresse, und die Lebhaftigkeit desselben, beruht auf der Analogie des Unglücks mit den Begriffen der Menschen, die sie von Unglück haben. Nicht alle Menschen beurtheilen und taxiren das physische und moralische Uebel nach einerlei Maßstab, als welchen ihre besondern Ideenassoziazionen, ihre eigenthümliche Vorstellungs- und Denkungsart ausmachen. Jeder hält dasjenige Uebel für das größte, welches dem Gute, das ihm das höchste ist, entgegensteht, und welches das Gegentheil von dem Objekte seiner herrschenden Leidenschaft, und von seinen Temperamentsneigungen ausmacht; der Wollüstling unangenehme sinnliche Empfindungen; der Ehrgeizige Verachtung, Schande; der Habsüchtige Dürftigkeit, Verlust an Vermögen. u. s. w.

Will man also beym Wollüstling lebhaftes, thätiges Mitleid bewirken, so muß man ihm das Elend, oder Unglück vorzüglich von Seite der Wirkungen auf das

sinn-

sinnliche Empfindungsvermögen vorstellen. Vernunftgründe werden wenig ausrichten.

Der tugendhafte, und nach Grundsätzen gutherzige Kriton unternimmt es, den verstossenen, aber von seinen Ausschweifungen reumüthig zurückkehrenden Sohn mit seinem Vater Hermes, einem schwelgerischen Wollüstling, auszusöhnen, und zu diesem Endzweck Mitleid für den Elenden zu erregen.

K. Ich komme Ihr Mitleid gegen einen Unglücklichen aufzufordern, der aus mehr, als einem Grund, Anspruch darauf hat.

H. Für einen Unglücklichen? Wer ist er? Wie kann ich helfen?

K. Er ist ein Mensch — dieß ist ein Grund. Nur Sie können ihn retten, das ist der zweyte. Und er ist —

H. Vielleicht gar mein unwürdiger Sohn?

K. Er selbst; und dieß ist der dritte Grund.

H. O! dieser Taugenichts gehört keineswegs zu den Unglücklichen, nein! zu den Elenden, die sich ihr Elend selbst schmieden. Menschen dieser Art, verdienen Abscheu, nicht Mitleid, als worauf nur Unglückliche, die es ohne ihre Schuld geworden, Anspruch haben.

K. Der wahre Menschenfreund sieht nur auf das Elend, nicht auf die Ursache desselben. Und wer selbst der Urheber seines Elends ist, verdient sogar doppelt unsere Theilnahme, weil das folternde Bewußtseyn, sich selbst elend gemacht zu haben, ihn auch doppelt elend macht.

H. Dieser Meinung bin ich nicht. Wer sich selbst elend macht, hat elend seyn wollen; und ein großer Philosoph, Seneca, wo ich nicht irre, sagt: Haud quisquam honeste flere, quod voluit potest.

K. Dieß sagt ein heydnischer Philosoph, der sich nicht zu der Religion bekannte, die uns befiehlt, unsre Mitmenschen, wie uns selbst, zu lieben, sogar unsern Feinden zu verzeihen, und gutes zu thun. Zudem, ist ja hier vom honeste flere die Rede nicht, sondern vom Vergeben und Vergessen.

H. O! ich vergebe meinem Sohne von ganzem Herzen, wie ein Christ soll. Auch will ich mich bemühen, den Gram, den er mir verursacht hat, zu vergessen, insofern ein Vater Beleidigungen von seinem Sohne vergessen kann.

K. Wenn Sie dieß nicht bloß mit dem Munde thun, so werden Sie auch keine Schwierigkeit machen, ihn wieder aufzunehmen.

H. Das kann ich nicht! Das wäre unvernünftig.

K. Wie? einen zur Tugend zurückkehrenden Sohn wieder aufnehmen, das könnten Sie nicht? das wäre unvernünftig?

H. Aeusserst unvernünftig! Ich würde mich nur neuen Beleidigungen aussetzen. Seine Reue, seine guten Vorsätze hat ihm nur sein Elend abgenöthigt, sie werden wieder verschwinden, wenn ihn dieses nicht mehr drückt.

K. Das ist zwar möglich, aber auch ungewiß, und, bey der Ueberzeugung, die ich von der Aufrichtigkeit seiner Sinnesänderung habe, höchst unwahrscheinlich.

H. Sehr wahrscheinlich würden Sie's finden, kennten Sie diesen Wildling so gut, wie ich.

K. Sein Elend kann ihn vernünftiger, zahmer gemacht haben. Elend vermag oft die Menschen wirksamer zu bessern, als alle Vorstellungen der Vernunft.

H. Es giebt aber auch so verstockte Bösewichte, die kein Elend zu bessern vermag.

K. Zugegeben! Allein um Sich Ihres nagenden Kummers zu entladen, dächt' ich, wäre wohl noch einen Versuch werth, ob Ihr Sohn zu dieser Gattung von Bösewichten gehöre?

H. Das weis ich, ohne erst auf einen Versuch, wobey ich allzu viel wagen würde, es ankommen zu lassen.

K. Sie können Sich irren?

H. Und können Sie Sich nicht auch irren?

K. Darinn wenigstens nicht, daß Ihr Sohn eines solchen Versuchs nicht unwerth sey. Es ist, so denk' ich wenigstens, Pflicht des Vaters, daß er alles thue, um einen ungerathenen Sohn von seinen Irrwegen zurückzuführen. So lange Sie aber nicht versucht haben, ob die Reue Ihres Sohns, ob seine Verheissungen, sich zu bessern, aufrichtig, oder blosse Wirkung seines Elends sind, können Sie, bey der unwidersprechlichen Möglichkeit, daß auch der Ruchloseste sich bessere, noch nicht alles gethan haben.

H. Wahrlich! betrübt wär' es für uns Väter, wenn wir verpflichtet wären, dergleichen Versuche zu machen, so oft einem solchen Taugenichts von Sohn, der Gedanke, sich zu bessern, anwandelte.

K. Ich bitte ja nur um einen einzigen solchen Versuch, und dann —

H. Und

H. Und dann wird mein Sohn mich überführen, daß Sie Sich von seinen schönen Worten haben täuschen lassen; daß seine anscheinende Besserung, Verstellung, Betrug, Heucheley gewesen.

K. Vielleicht auch nicht? Bedenken Sie, werthester Hermes, daß Ihre Härte, Ihre Unerbittlichkeit, Ihren Sohn vollends in den Abgrund hinabstossen würde, an dessen Rande er seine Hände nach seinem Vater ausstreckend, um Rettung fleht. Oder wird es Ihnen zur Ehre gereichen, wenn Ihr Sohn, unter Ihren Augen, mit dem Hut in der Hand, das Mitleid der Vorübergehenden ansprechen; wenn man mit den Fingern auf ihn zeigen, und sagen wird: Das ist des Hermes Sohn?

H. In der That, dann würden Väter das traurige Vorrecht haben, einem Unglück unterworfen zu seyn, das keinen andern Menschen jemals treffen kann, dem Unglücke nämlich, durch fremde Handlungen ihrer Ehre beraubt zu werden. Nein, theuerster Kriton, ungerathene Kinder können wohl die Herzen ihrer Aeltern verwunden, aber ihre Ehre verletzen, daß vermögen sie nicht. Ehre und Schande sind nur Folgen unsrer eigenen Handlungen. Mein nichtswürdiger Sohn, kann durch schlechte Streiche wohl sich Schande machen, aber bis zu meiner Ehre reichen die Folgen seiner Lüderlichkeit sicher nicht.

K. Es giebt Menschen, die den Vater nach dem Sohne beurtheilen.

H. Es giebt andre, die billiger sind, und den Vater eines ausgearteten Sohnes bedauern, weil sie wissen, daß der Vater unschuldig ist.

K. Versöhnlichkeit ist eine grosse, eine Heldentugend, ist Pflicht des Christen; und einem Sohne nicht

verzeihen wollen, ist mehr noch, als dieser Pflicht zuwider handeln.

H. Verzeihung, die zu neuen Beleidigungen aufmuntert, wird Unklugheit, wird Thorheit.

K. Das ist aber noch nicht ausgemacht, daß Sie im Betreff ihres Sohns, in diesem Falle Sich befinden.

H. Bey mir ist es ausgemacht. Sie sehen werthester Kriton, daß ich meinen Entschluß gefaßt, und nicht erst, seit dem ich mit Ihnen spreche, gefaßt habe. Dringen Sie weiter nicht in mich. Ersparen Sie mir die unangenehme Nothwendigkeit, Ihnen zu widersprechen, — Sie vergebens bitten zu lassen. Will mein Sohn sich bessern, wird er sich bessern: so kann er sich selbst forthelfen. Ich hab' ihm eine Erziehung gegeben, die ihn gar wohl in den Stand setzt, sein Brod zu verdienen. Was mich betrifft, so bin ich für ihn schon so gut als todt; und daß ich noch lebe, verdank' ich lediglich der gütigen Fürsehung, die mich, trotz der unbeschreiblichen Kränkungen, die er mir zugefügt, erhalten hat; er hat alles gethan, um mich vor der Zeit in die Grube zu stossen. Es bleibt dabey, ich will nichts von ihm wissen. Ich habe keinen Sohn mehr!

Nach dieser Erklärung getraut sich Kriton, weiter nichts zu sagen, und geht unverrichteter Sache ab.

Warum hat nun Kriton seinen Endzweck, den alten Hermes zur Wiederaufnahme seines Sohns zu bewegen, so ganz verfehlt?

Seine Beweggründe, von Pflicht, Tugend, Religion und Ehre hergenommen, konnten nur auf den Verstand des wollüstigen Hermes wirken, aber auf sein Empfindungsvermögen, wodurch dem Wollüstling am sichersten und wirksamsten beyzu-

kom-

kommen ist, machten sie keinen Eindruck. Sein Herz, seine herrschende Leidenschaft hätte er angreifen sollen.

Gutmann, bevor er zu Gunsten des verstossenen jungen Hermes, etwas unternimmt, überlegt wie er sich in dieser Sache werde zu benehmen, und seinen Vortrag beym alten Hermes einzurichten haben. „Es könnte sich fügen, denkt er, daß die Frau des Hermes bey der Unterredung zugegen wäre, oder dazu käme. Sie vermag viel über ihren Mann, für sich allein würde dieser es kaum wagen, seinen Sohn wieder aufzunehmen. Ihr Bruder hat, da der alte Hermes sich nicht sonderlich um die Haushaltung annimmt, in Familienangelegenheiten auch ein Wort zu sprechen; diesen muß ich also nicht minder auf meine Seite zu bringen suchen. Wie werde ich alles dieß recht klug anstellen? Der alte Hermes ist ein schwelgerischer Wollüstling, seine Gattinn eine äusserst weichliche, verzärtelte Kreatur, und ihr Bruder ein gutherziger Knabe. Nun ja, da wäre Hoffnung, viel Hoffnung."

„Wenn wäre wohl die schicklichste Zeit, den alten Hermes anzugreifen? Nach der Mittagsmahlzeit? Da ist viele Stunden mit ihm nichts zu thun, da schläft und verdauet er. Des Morgens? Ja wenn es für ihn und seine treue Hälfte einen Morgen gäbe! Ehe er sich aus dem Bette herausarbeitet; ehe sie ihre herzstärkenden Tropfen einnimmt, und einige Präservative wider Ueblichkeiten, Unverdauung, Schwindel, und Nerven- [illegible] gebraucht, ist es beynah Mittag. Vor Tische al-

also? Nun ja, das wird das Beste seyn. Meine Beweggründe werden bey dem hungrigen Hermes um so mehr Eingang und Nachdruck gewinnen. Gut! dabey bleibts."

Eine halbe Stunde vor Mittagszeit verfügt sich Gutmann zum Hermes. Der Tisch ist bereits gedeckt, und Hermes sitzt auf der Sofa, beschäftigt mit Vorstellungen von dem ihm bevorstehenden köstlichen Mahle, wozu er den Entwurf selbst gemacht hat.

G. Es ist ein wenig unartig, daß ich gerade komme, da Sie werthester Hermes, in Begriff sind, Mahlzeit zu halten.

H. Keine Umstände, liebster Gutmann! Sie kennen mich; ich bin ein Feind von Komplimenten. Recht lieb ist's mir, daß Sie eben jetzt kommen. Sie müssen zur Strafe mit uns essen.

G. Um Vergebung; das war meine Absicht nicht.

H. O das weis ich! Darum sagt' ich auch: zur Strafe.

G. Wenn ich gestraft zu werden verdiene, so wählen Sie eine Strafe, die mich schwerlich bessern wird. Ihr Tisch ist eine sehr köstliche Strafe.

H. Hab' immer auf ein gut Stück essen gehalten. Warum sollt' ich auch ein Stiefvater zu meinem Magen seyn? ist es doch mein Magen! Wär' es nicht thöricht, ihn mit Brod und Kartoffeln zu füllen, da mir Gott so viel beschert hat, daß ich ihm was bessers vorsetzen kann? Mir ist nichts lächerlicher, als Leute, die ihre Sparsamkeit gerade da anfangen, wo sie sich die Nächsten sind. Ist meinem Magen wohl, so ist mir auch wohl. Wie lange währt es auch mit dem Bischen Leben! Ist man einmal todt, so ist es mit dem Essen auch aus. Und wer weis es einem hernach Dank, daß

man

man sich nichts zu gute gethan? Unsere Erben lachen uns dafür nur aus, und lassen sich recht gut schmecken, was wir uns absparten.

G. Da haben Sie recht. Wie muß aber denen zu Muthe seyn, die nicht einmal an der schlechtesten Kost sich satt zu essen haben?

H. Diese bedaure ich von ganzem Herzen. Gott könnte mich nicht empfindlicher strafen, als wenn er mich zu Einem aus diesen machte. Vielleicht werd' ich es auch nicht verdienen. Arme speise ich gern, und so oft ich kann. Und wenn ich mich so herzlich satt gegessen habe, denk' ich immer mit Dankbarkeit an Gottes Güte. Wissentlich laß' ich auch niemand vor Hunger verschmachten. Hunger muß ein schreckliches Uebel seyn! *)

G. Da ich weis, wie Sie in diesem Stücke denken, wird meine Bitte, um welcher willen ich eben hergekommen bin, bey Ihnen gewiß Eingang finden. Ich kenn' einen Elenden, der manchen Tag nicht drocknes Brod genug hat, sich zu sättigen.

H. Nicht Brod genug? Gott, das ist zum Erbarmen! Und wer ist dieser Elende? Oder vielmehr, wo ist er?

G. Für ihn komm' ich Ihr Mitleid anzuflehen.

H. Sie sollen es nicht vergebens gethan haben. Noch heute will ich ihm Essen schicken. Und, ja sagen Sie ihm, er soll die Woche dreymal in meiner Küche sich Essen holen.

G. Das wird er schwerlich.

H. Wie so? Ist er vielleicht einer von den stolzen Bettlern, die sich schämen —

*) Dem schwelgerischen Wollüstling ist es das höchste.

G. Das eben nicht. Er wird aber, ohne Ihre ausdrückliche Erlaubniß, es kaum wagen, vor Ihre Augen zu kommen.

H. Wunderlich! Da ich ihm erlaube, dreymal in der Woche sich sein Essen zu holen, was sollt' er sich scheuen —

G. Wenn es aber jemand wäre, denn Sie zu hassen Ursache hätten? jemand, der sich nicht getrauete, ihren Anblick zu ertragen, weil er sich strafbar gemacht?

H. Wer sollte das seyn? — Lassen Sie mich, ein wenig nachdenken. (Nach einer Pause) In der That, ich wüßte nicht.

G. Wenn Sie diesen Elenden nicht in Ihrem Herzen finden, im Gedächtniß werden Sie ihn schwerlich finden.

H. Wie? Mein nichtswürdiger Sohn?

G. Und wenn er es wäre?

H. O der verdient kein bessers Schicksal! Nein, den will ich nicht sehen; ich nehme mein Wort zurück.

G. Sie werden doch nicht gegen Ihr Blut grausamer seyn, als gegen jeden Fremden?

H. Er war eher gegen mich grausam, — war es so sehr, als ich es gegen ihn nie werden kann.

G. Eben dieß zerreißt sein Herz. Er fühlt die Schwere seiner Vergehungen, fühlt seine Strafwürdigkeit; und die äusserste Noth, Hunger und Blösse, sind die geringsten der Leiden, die ihn zu Boden drücken. Sie sollten ihn nur sehen; nur hören, mit welchen Vorwürfen er sich bestraft; wie sehnlich er Ihre Vergebung wünscht; wie feurig sein Vorsatz ist, durch Besserung, sich ihrer väterlichen Liebe wieder würdig zu machen.

H. Der Undankbare! Seine Reue kömmt zu spät. Lange, und zu lange hielt ich ihm mein Vaterherz offen, nun ists verschlossen — auf ewig verschlossen.

G. Es wird sich ihm wieder öffnen. Ich kenne dieß Herz, es ist mit keiner diamantenen Rinde überzogen; es kennt die sanften Regungen des Mitleids.

H. Es kennt sie freylich! aber —

G. Bedenken Sie, wertheſter Hermes! Sie werden Sich jetzt zu einem mehr, als nothdürftig bestellten, Tisch setzen; werden Ihren Hunger — Ihren Appetit vielmehr, mit ausgesuchten Speisen, Ihren Durst mit köstlichen Getränken, stillen, indeß Ihr Sohn nach einem Stück Brod seufzen wird, um einem Hunger, über den die Sonne schon dreymal niedergegangen, nur eine kleine Befriedigung zu verschaffen. Wenn er jetzt mit seinem von Gram und Hunger ausgemergelten, blassen, sterbenden Angesicht, mit Thränen der empfindlichsten Reue in seinen Augen, vor Ihnen stünde, seine magern, kalten Hände vor Ihnen faltend, kraftlos zu Ihren Füssen niederstürzte, und „Vater! mein Vater! — Erbarmung! Gnade!“ mit zitternder Stimme ausriefe! — sagen Sie wertheſter Hermes, würden Sie diesen Anblick ungerührt ertragen? würden Sie das Herz haben, Ihren Sohn von sich zu stossen, und dann Sich zu Tische setzen, und essen können, indem dieser voll Verzweiflung, wie ein Wurm, an der Schwelle Ihrer Thüre sich windet? Würden Sie — *)

H. Hören Sie auf! Sie könnten mich weichherzig machen.

G. D

*) Der Angriff auf die wehrloseſte Seite des Hermes ist gemacht; mit welchem Erfolg, wird sich bald zeigen.

G. O schämen Sie Sich nicht, es zu seyn. Ich weis, Sie sind gerührt, und noch haben Sie Ihren Sohn selbst nicht gesehen.

H. Ich will, ich kann ihn nicht sehen. Sein Anblick würde mich zu einer Schwachheit verleiten, die —

G. Ihrem Vaterherze Ehre machen, Ihre Ruhe wieder herstellen, einen zurückkehrenden Sünder über den sich der Himmel freut, der Tugend wieder gewinnen würde. O welch eine Mahlzeit bedenken Sie, werden Sie halten, wenn Sie eine, eines Vaters so würdige Handlung werden zuvor ausgeübt, und Ihrem Sohn vergeben haben! oder wenn Sie gar Ihren halb verhungerten Sohn an Ihrem Tische Theil nehmen lassen!

H. (nach einiger Ueberlegung) Ach, liebster Gutmann — könnt' ich hoffen!

G. Ich bin Ihnen Bürge dafür. Ihr Sohn ist nicht mehr, was er war. Er wird sich bessern, gewiß er wird. Er ist — lassen Sie Sich versichern — Ihrer Verzeihung nicht unwerth: ausser dem würd' ich für ihn mich nicht verwendet haben.

(Hier tritt die Gattinn des Hermes ein.)

Fr. H. Soll ich anrichten lassen? Doch wie ich sehe, ist mein Bruder noch nicht da.

H. Wir müssen ihn erwarten. Ohnehin hab' ich mit Herrn Gutmann hier noch etwas abzuthun.

F. H. So will ich euch allein lassen, wenn's etwas geheimes ist.

H. Es ist gerade etwas, das dich auch angeht. Bleib nur!

F. H. Was mich angienge?

G. Ja — und sehr nahe.

H. Herr Gutmann will mich zu etwas bereden, das ich nicht gern thun möchte, und du vielleicht auch nicht gutheissen dürftest.

F. H. Nun? Wenn ich darein zu reden habe, so laß hören, mein Schatz.

G. (Zur Fr. Hermes.) Herr Hermes ist bereits halb gewonnen; es kömmt nur noch darauf an, daß Sie ihm ein paar Worte zureden, und er wird es ganz seyn.

H. Herr Gutmann bittet für unsern liederlichen Sohn.

F. H. Was? für unsern Sohn? wo ist er, der Unwürdige?

G. Er ist vor fünf Tagen wieder zur Stadt gekommen, und befindet sich in den bedauernswerthesten Umständen.

H. Schon seit vorgestern wußt' ichs, wollte Dir, meine Beste, aber nichts davon sagen, um dir keine Unruhe zu verursachen.

F. H. Was will er hier? will er uns noch mehr Schande machen?

G. Er will sich zu Ihren Füssen werfen, und um Gnade bitten.

F. H. Hat er sich die Hörner abgestossen?

H. Er verspricht ernstliche Besserung, aber ich traue nicht recht.

G. Sein Vorsatz ist gewiß aufrichtig. Helfen Sie mir für ihn bitten, wertheste Frau Hermes. Ueber sein Elend möchte sich ein Stein erbarmen! In einer feuchten, dumpfigen Kammer wohnt er, so lange man ihn nicht hinausstößt, womit man ihn schon bedrohet hat. Auf der blanken Erde schläft er, wenn ihn anders Kälte und Hunger schlafen laßen. Bedenken Sie, wer-

theste Frau Hermes, bey diesem rauhen Winter den ganzen Tag in einer elenden Kammer! ohne einen Bissen warmes! manchen Tag sogar ohne genug Brod, sich zu sättigen! — einen elenden Sommerrock auf dem Leibe! *)

F. H. (Die bey dieser Schilderung ein kalter Schauer überläuft.) Kein Bett? — nicht eingeheizt? — einen elenden Sommerrock? — in einer dumpfigen Kammer?

G. Sie können Sich alle Augenblicke überzeugen, daß ich nicht übertreibe.

F. H. Halten Sie dafür, liebster Herr Gutmann, daß Hoffnung, wäre?

G. Mehr, als Hoffnung!

F. H. (zu ihrem Gatten) Was dünkt Dir, mein Bester? — Was hast du über unsern Sohn beschlossen?

H. Er dauert mich doch.

F. H. Wenn er sich besserte? wenn er gut thäte? —

H. Dann wollt' ich ihn — so wenig er's auch verdient — wieder annehmen.

F. H. Einen Versuch könnten und sollten wir doch immer machen.

(Der Bruder der Fr. Hermes tritt ein.)

B. Heute hab' ich auf mich warten lassen; ich konnte unmöglich eher kommen.

F. H. Bruder! du kömmst gerade recht. Wir haben etwas gemeinschaftlich zu überlegen. Unser lüderliche Sohn ist wieder hier.

B. Was

---

*) Diese Beweggründe, die stärksten in Rücksicht auf die verzärtelte Wollust der Fr. Hermes, werden ohne Zweifel ihre volle Wirkung thun.

B. Was du sagst, Schwester!

F. H. In der That, er ist hier. O es geht ihm sehr übel!

B. Wenn's ihm so geht, wie er's verdient hat, muß es ihm freylich sehr übel gehen.

F. H. Der arme Junge verdient Mitleid. Mein Gott, Blut ist kein Wasser!

B. Ein Gemeinspruch, womit die Mütter alle ihre Zanscheleyen rechtfertigen!

F. H. (verdrießlich) Was wisset ihr Männer, wie Müttern ums Herz ist! Soll ich mein Kind vor Hunger, Kälte und Mühseligkeit, wie einen Hund — und ärger noch — verschmachten lassen?

B. Sind denn seine Umstände so gar elend? Wer hat euch das weiß gemacht?

G. (mit Nachdruck) Ich, mein Herr. Haben Sie Lust, mit mir zu gehen? Sie sollen überführt werden, daß das wirklich weiß ist, was ich für weiß ausgegeben.

H. Herr Gutmann kann nicht Unwahrheit reden, dazu ist er zu rechtschaffen.

B. Je nun, wenn sich's so verhält —

F. H. In einem feuchten dumpfigen Loch steckt er, bedenk Bruder! — einen zerrissenen Sommerrock auf dem Leibe, bey dieser grimmigen Kälte!

G. (richtend seine Rede an den Bruder) Noch mehr! Er seufzt und weint unaufhörlich; hat keinen Freund, keinen Theilnehmer, der ihn tröste, oder labe. *) Ich für

---

*) Da in vielen Freunden des gutherzigen Wollüstlings höchstes Gut besteht, so muß er einen Menschen ohne Freund für den bemitleidenswerthesten Unglücklichen halten.

für meinen Theil möchte gern etwas für ihn thun; allein Sie kennen meine Umstände. Für ihn bitten, und durch eine mitleidige Thräne sein Elend mildern, das ist alles, was ich vermag.

(Fr. Hermes weint bitterlich.)

B. Nun freylich, wer sollte nicht gerührt werden! — Schwager, du wirst dich doch erweichen lassen? Und nimmst du deinen Sohn nicht wieder an, so thu ich's.

H. Nun, wenn ihr allerseits glaubt, daß er sich bessern wird; — ich will kein grausamer Vater seyn.

F. H. Er wird sich gewiß bessern. Immer war er ein lenksamer, guter Junge; böse Gesellschaft hat ihn nur verführt.

B. Ihr könnt ihn doch nicht umkommen lassen: Einmal ist er euer Sohn, und bleibt euer Sohn.

G. (voll Freude) Darf ich ihm also die Nachricht hinterbringen, daß Sie ihm verzeihen, und erlauben, sich zu Ihren Füssen zu werfen?

H. Nun ja! Gehen Sie wertheſter Herr Gutmann. Er soll mit uns essen.

F. H. Und heut noch bey uns schlafen, in einem guten Bette, in einer geheizten Stube, der arme Schelm! Bringen Sie ihn nur gleich mit.

Gutmann fliegt, und holt den Sohn. Der Vater, um nur bald zu Tische zu kommen, vergiebt ihm ohne viele Vorwürfe; und Gutmann hat das Vergnügen, durch sein kluges, und den Leidenschaften der Personen, mit denen er es zu thun hatte, angemessenes Benehmen, eine so wichtige, von dem Kriton fruchtlos unternommene, Aussöhnung zu Stande gebracht zu haben.

---

5. Regel. „Will man einen Wollüstling von etwas abrathen, so mache man ihn auf die sinnlichen Folgen aufmerksam. Man bemühe sich, ihm zu zeigen, daß, wenn er unserm Rathe nicht Gehör geben sollte, er sich sinnlichen und idealischen Schmerz, unausweichlich zuziehen werde."

Unangenehme Empfindungen sind ihm das höchste Uebel; Beweggründe, von diesen hergenommen, müssen daher auch auf seinen Willen am stärksten wirken. Um einem Wollüstling das Laster verhaßt zu machen, ist das stärkste Argument, ihm die natürlichen Strafen derselben recht lebhaft vor Augen zu stellen. Dadurch wird man bey ihm mehr ausrichten, als durch alle moralischen Gründe. Und so im Gegentheil, wenn man ihm die Tugend liebens- und begehrenswerth zu machen vorhätte. Z. B. Man wollte einen Wollüstling bewegen, seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben. Hier würden die Beweggründe, von Pflicht und Gewissen hergenommen, bey weitem die gewünschte Wirkung nicht haben, als wenn man ihm einleuchtend machte, wie Kinder, in ihrer Erziehung verwahrlost, ihren Aeltern, tausend Verdruß, manchen Kummer, manche schlaflose Nacht, und die empfindlichsten Kränkungen verursachen, ihnen das Leben verbittern und verkürzen; wie im Gegentheil gut gezogene Kinder ihren Aeltern Gegenstände der höchsten Freuden und Vergnügungen werden, ihre Tage verschönern, ihr Alter versüssen. ꝛc.

Für ein wollüstiges Volk sind Strafen, die — wie man sagt — an Haut und Haar gehen, die allerabschreckendsten.

Von dem Ehrgeize.

Der Ehrgeiz ist diejenige aus den herrschenden Leidenschaften, auf deren Antrieb der Mensch die Ehre zu seinem höchsten Zwecke macht; d. i. in den Vergnügen, welches mit dem Bewußtseyn, von Andern gewürdigt, Andern vorgezogen zu werden, — Andere zu übertreffen — über Andere zu gebieten, verbunden ist, seine Glückseligkeit sucht. *)

So, wie die Wollüstlinge in verschiedenen Klassen sich absondern, und — wie wir oben gezeigt haben — in fünf Arten sich theilen: so verfallen die Ehrgeizigen auch auf verschiedene Mittel, sich Ehre zu erwerben, sich auszuzeichnen, sich hervorzuthun. Woraus denn folgende sechs Arten des Ehrgeizes entstehen. Nämlich: 1) der pöbelhafte, 2) der gelehrte, 3) der pharisäische, 4) der heroische, 5) der politische, 6) der Sonderlings-Ehrgeiz.

a) Der pöbelhafte Ehrgeiz sucht Vorzug vor Andern in den Gütern des Glücks, als da sind, Reichthum, Pracht, hohe Geburt, Ahnen, u. dgl. Er heißt der pöbelhafte, nicht, als ob er unter dem Pöbel sein Unwesen triebe, (denn das kann er, seiner Natur nach, nicht) sondern theils, weil er beym Pöbel, der von solchen Dingen am meisten geblendet wird, seine Nahrung sucht, und findet; theils weil nur kleine Seelen solcher Vorzüge wegen, die ein blosses Geschenk des Glücks, oder des Zufalls sind, sich über andere Menschen erhoben glauben können.

*) Ambitio tam sollicitâ est, ne quem ante se videat, quam, ne se post alium. Seneca.

„Wie sind Ehrgeizige dieser Art zu erkennen?"

Jeder Ehrgeizige, den feinen, den ganz rafinirten ausgenommen, spricht am liebsten und mit Prahlerey von demjenigen Verdienst oder Vorzug, worinn er Andre zu übertreffen glaubt. Der pöbelhafte Ehrgeiz läßt sich ohne Hülle sehen. Zu seiner Verstellung gehört Erfahrenheit, Menschenkenntniß, Witz, Klugheit, kurz, ein gebildeter Verstand, welchen der pöbelhafte Ehrgeizige schon gar nicht besitzt, sonst würde er dieser niedrigen Art von Ehrgeiz nicht ergeben seyn.

In dem Hause des reichen Gereon strotzt alles von Gold; man sollte glauben, er besitze die Wundermacht des Midas, durch blosses Berühren in Gold zu verwandeln. Alle vier Theile der Welt haben dazu beygetragen, ihn in den Stand zu setzen, körperliche Augen zu blenden — zu bezaubern. Welcher Reichthum! welche Pracht! — rufen blöde Seelen — das ist königlich! Gereon hörts, und ist vor Vergnügen ausser sich.

Ich liebe Sauberkeit, spricht er mit Lächeln, und erwartet widerlegt zu werden.

„Sauberkeit, sagen Eure Herrlichkeit? Das ist Pracht, die Fürsten eifersüchtig machen könnte."

Zu übertrieben! — antwortet Gereon mit einer Miene, die sein innigstes Wohlgefallen zu erkennen giebt. — Ich freue mich, Künstler und Professionisten etwas verdienen zu lassen. Diesen Ring da kaufte ich bloß aus Mitleid gegen eine Familie, deren ganzes Vermögen er ausmachte. Um 4000 Fl. ist er auch halb gefunden. Mein Silbergeschier, woran mein Vater und Großvater gesammelt hatten, ließ ich lediglich in der Absicht umarbeiten, um einem in Abfall der Nah-

rung

rung gerathenen Silberarbeiter wieder aufzuhelfen. Der Spaß kostete mir freylich 10000 Fl., aber der Mann nährt sich nun wieder ganz hübsch mit seiner Familie.

„Das ist edel! Aber nur Wenige können so was.“

Freylich, Wenige! — versetzt Gereon in einem Tone, der jeden demüthigen muß, der keiner dieser Wenigen ist. — Meine Bildergallerie ist zwar keine der bedeutendsten, ungeachtet sie mir auf 30000 Fl. zu stehen kömmt; indessen besitz' ich doch die berühmtesten Meister, einige wenige ausgenommen. Ich habe die kindische Leidenschaft, mich an Schildereyen zu ergötzen.

„Das ist eine sehr edle Leidenschaft; nur Schade, daß man ein Gereon seyn muß, um sie befriedigen zu können.“

Freylich! freylich! — erwiedert Gereon mit hervorgedrücktem Unterkinn — man muß einige Gulden zu verwerfen haben. Meine Bibliothek kann mir bey weitem so viel nicht nützen, als das Kapital, das ich darauf verwendet habe, beträgt; denn unser Einer — mit aufgeworfener Unterlippe — hat nicht Ursache, ein Pendant zu seyn. Ich lese bloß zum Zeitvertreib.

„Das merkt man Eurer Herrlichkeit an“ denkt sich ein Mann in einem sehr einfachen Rock, der dem Goldstücke, das würdig gefunden worden, den Leib eines Gereon zu decken, zum Schatten dient, und dem Gereon, als er heute bey ihm Audienz hatte, beym Weggehen sagte: Ich erwarte Sie zu Tische.

Der müßte weder Augen noch Ohren haben, dem man noch zu sagen nöthig hätte, daß Gereon an

dem

dem pöbelhaften Ehrgeize, und zwar ziemlich schwer, krank liege.

„Die Bildung eines Menschen (sagt La Bruyere) verräth seine Neigungen und Gesinnungen; aber die Miene bezeichnet die Glücksgüter. Einige tausend Gulden mehr oder weniger Einkünfte, stehen den Meisten auf der Stirne geschrieben.

Kliphon könnte bey einer halben Million, die er sich durch seinen Leinwandhandel erworben, ein zufriedenes Leben führen, wenn es ihm nicht an einem wesentlichen Erforderniß zur menschlichen Glückseligkeit, — wie ihm dünkt — noch mangelte. Herr Kliphon, das fällt seinen Ohren so widerlich auf, daß sie ihm jedesmal eine Viertelstunde davon gellen, wenn er sich so nennen hört. — „Baron von Kliphenthal! daß wäre so ein würdiger Gesellschafter zu meiner halben Million.“ — Dieser Gedanke fährt ihm so oft durch den Kopf, als er die Bemerkung macht, daß man ihn, seiner halben Million unangesehen, für nichts mehr, als für den Hrn. Kliphon, den Leinwandfabrikanten hält. Alles dieß bestimmt ihn endlich, um ein Diplom sich zu bewerben, daß ihn zum Baron v. Kliphenthal umschaffe.

Mit welchem Entzücken Kliphon das wunderthätige Pergament empfange, das ihm von dem bürgerlichen Kliphon gereiniget, und zum Baron von Kliphenthal wiedergeboren hat, läßt sich leicht erachten, wie nicht minder einsehen, was seine Standeserhöhung für Veränderung, in seinem Betragen gegen Andre, nach sich ziehen werde. — Nun ersucht man

den

den Hrn. Kliphon nicht mehr um seine Freundschaft, man bittet um das gnädige Wohlwollen des hoch- und wohlgebohrnen Freyherrn von Kliphenthal. — Herr Kliphon sagt nicht mehr: Leute meines Gleichen. Se. freyherrlichen Gnaden sagen: Personen meines Standes. — Hr. Kliphon versichert nicht mehr: so wahr ich ein ehrlicher Mann bin; nein, bey meiner Kavalierparole, sagt der Freyherr von Kliphenthal.

Billig muß die Welt auch wissen, daß er nicht mehr der ehrliche Kliphon ist. Sein Diplom kann folglich nirgend anders wo, als auf dem Trümeau-Tische in dem Zimmer liegen, in welchem Se. Freyherrlichen Gnaden Besuche annehmen. Wo sich das freyherrliche Wappen, von zween Greifen gehalten (die Verläumdung sagt, diese Schildhälter wären in dem Wappen Sr. Freyherrlichkeit das Einzige, was eine auf Hochdero Verdienste gegründete, Beziehung hätte) anbringen läßt, da muß es angebracht werden; auf dem Wagen, in den Ecken der Schabracke, über dem Hausthore — versteht sich; auf jedem Glase, auf jedem Teller — auch auf dem Halsbande des Schooßhündchens der Frau Baroninn. Argwöhnische Leute wollen wissen, der Hr. Baron habe bloß in der Absicht einen kostbaren Ornat in eine Kirche geschenkt, um daran sein gesticktes Wappen paradiren zu lassen. Dieß wenigstens hat alle Wahrscheinlichkeit, daß er sich eine Bibliothek aus dem einzigen Beweggrund angeschafft habe, um auf die Deckel der Bücher sein Wappen in Gold abdrücken zu lassen; denn er hat in seinem Leben kein Buch, als seine Handlungsbücher in den Händen gehabt. Und als Baron von Kliphenthal,

thal, kann er wohl keine Zeit haben, Bücher zu lesen!

Daß er Niemand von denen mehr kennt, denen er wailand nur der Hr. Kliphon war — mit Niemanden mehr umgeht, als mit Leuten von seinem Stande, das bringt der Weltton, und der Unterschied der Stände mit sich.

Der gute, ehrliche Puff, der ihm bisher das Garn zu seiner Leinwandfabrike lieferte, und der eben in das Haus des Barons eintritt, da der Thürsteher abwesend ist (sonst hätte er nicht lang in seinem Irrthum bleiben können) findet Se. Freyherrlichen Gnaden auf dem Hofe spatzirend, und nimmt Sie noch für den Hrn. Kliphon. „Nun lieber Her. Kliphon ich komme wieder mit einer Lieferung Garn.“ — Schon gut, (spricht der Baron, und ruft einem Bedienten) Wo ist der Thürsteher? Er soll mir nicht Jedermann herein laufen lassen. Saget der Baroninn, meiner Frau, ich würde heut ausspeisen. — Puff sperrt Maul und Augen auf, und weis nicht, wie ihm geschieht. Der Baron läßt sich herab, ihn aus seiner Betäubung zu reissen. Ich bin, spricht er, durch die Gnade des Fürsten in den Freyherrnstand erhoben worden, mach' er sich aber nichts daraus, lieber Puff; wir bleiben dem ungeachtet die Alten. Geh' er nur zu meinen Leuten auf das Comtoir; ich gebe mich mit solchen Geschäften nicht mehr ab.

P. Vergeben Eure Gnaden meine Grobheit; ich wußte nicht —

B. v. K. Laß er's gut seyn.

Puff küßt Sr. Freyherrlichkeit den Rock, welches Sie der alten Bekanntschaft wegen geschehen lassen, um

wel-

welcher willen Sie auch nicht mit dem Hute rücken, als Puff, zu Gnaden sich empfehlend, abgeht.

So einfältig Puff immer seyn mag, so darf man ihm doch zutrauen, bemerkt zu haben, daß die Veränderung in dem Namen des Hrn. Kliphon nicht die einzige sey, die mit ihm vorgegangen. Dieser Auftritt wird ihm wahrscheinlich Stoff zu einem Soliloquium etwa folgenden Inhalts gegeben haben.

Da sehe man einmal, was es für Narren auf Gottes Erdboden giebt! Da wird der Leinweber ein Baron! und weis nicht, wie er sich geberden soll! Lieber Kliphon, ich schere mich den Guckuck um deinen Baron! Wenn's das Geld macht, je nun so kann ich wohl auch noch so etwas werden, wenn ich einmal den Verstand verliere. — Gar den Rock ließ er sich küssen! Der Gimpel merkte nicht, daß ich ihn zum Besten hatte. Nun kann sich der Herr Baron das Garn selbst sammeln! von mir kriegst du keines mehr. — Den Rock küssen! Nun ja, wer dich nicht gekannt hätte! — „Wir bleiben doch die Alten.“ Ey freylich! wenn hab' ich dir denn, du neugebackener Baron, den Rock geküßt? Wärst du der alte Fabrikant Kliphon geblieben, du hättest klüger gehandelt, da hätt' ich auch der alte Puff bleiben können. Jetzt ist's mit unsrer Freundschaft alle. — Du giebst mit solchen Dingen dich nicht mehr ab? Recht gut! Recht gut! Bleib du der Baron, ich bleibe der ehrliche Puff, und lache dich aus.“

Altstamm bewohnt ein altes, baufälliges Schloß; man sollte glauben, er wäre dahin verbannt. Zwar besitzt er ein wohlgebautes Haus in der Residenzstadt, allein das hat er vermiethet. Was kann er in aller Welt für Ursache haben, lieber mit den Krähen und Dohlen, als mit den Menschen, in Gesellschaft zu leben?

Eine sehr wichtige! Dieß Schloß ist das Stammhaus der Altstammischen Familie; und, aus ehrerbietiger Achtung gegen seine hochadelichen Vorfahren, bewohnt er es. „Mein Vater — pflegt er zu sagen — hat mir an liegenden Gründen wenig hinterlassen; hm! das thut nichts. Ich kann aber 32 Ahnen aufweisen, das gilt mehr, als 32 Dörfer. Güter kann man um Geld kaufen; allein 32 Ahnen — wer kann die kaufen?" Der Saal seines Schlosses ist mit alten Familienporträten ausgeziert, zwischen welchen ein grosser Stammbaum sich ausbreitet, der auf eine unwiderlegliche Art beweist, daß das Altstammische Blut durch 32 Ahnen mit keinem bürgerlichen sich besudelt habe. Ergiebt sich die Rede von dieser oder jener adelichen Person, so ist immer seine Frage: wie viele Ahnen zählt sie?

Altstamm kennt ein junges, wohlgebildetes und reiches Frauenzimmer in seiner Nachbarschaft. Seinem baufälligen Schloß, und seiner zerrütteten Haushaltung würde es sehr behangen, wenn er sie heurathete. Allein, zum Unglück ist sie von keiner Naissance: Ihr Großvater war ein ehrlicher Pachter. Der Vater ließ sich zwar adeln; allein 32 Ahnen können sich doch nicht anders, als wieder mit 32 Ahnen vermählen. — „Mein Gott, sagt Altstamm, das Mädchen hat freylich Geld, auch ist sie schön, und wohlgezogen: was nützen aber alle diese Eigenschaften, wenn sie keinen Stammbaum aufzuweisen hat? Man ist eben nicht stolz, aber man kann sich doch auch nicht so wegwerfen. Ein Schandfleck, den man seiner Familie anhängt, läßt sich nicht wieder wegwischen."

Altstamm hat noch einen andern Beweggrund, sich in sein verfallenes Schloß einzusperren. „Hier, spricht er, kann ich umgehen, mit wem ich will; in der

Stadt ist man überall von gemeinen, schlechten Leuten umgeben, mit denen man nicht umhin kann, zuweilen Umgang zu pflegen; und da hat man wenig Ehre davon. Diese Menschenklasse weis den Adel nicht zu schätzen; und ein Mann, der um sein baares Geld ein Edelmann geworden, und etwa eine Hufe Lands besitzt, dünkt sich unsers Gleichen. Das ist nicht auszuhalten! Man muß doch zwischen Adel und Adel einen Unterschied machen. Wie viel gehört nicht dazu, bis man 32 Ahnen erschwingt! und den Adel muß man, wie den Wein nach dem Alter schätzen."

Bedarf es wohl einer mühsamen Untersuchung, um den Götzen kennen zu lernen, dem Altstamm opfert? Er macht uns ja kein Geheimniß daraus, daß er in seinen 32 Ahnen einen Vorzug zu besitzen glaubt, den unter ein paar Millionen Menschen kaum dreye mit ihm gemein haben, und der ihm auf eine ausgezeichnete Ehre und Achtung Anspruch giebt. Freylich spotten Vernünftige seines niedrigen Familienstolzes, aber zu seinem Glück weis er es nicht; oder wenn er es auch weis, hält er diesen Spott für bloße Wirkung des Neides, oder der Dummheit.

„Wie kann man sich bey Leuten von pöbelhaftem Ehrgeiz in Gunst setzen?"

Auf die leichteste, wohlfeilste Art von der Welt; wie der Ehrgeiz überhaupt, um gewonnen zu werden, in gar keine Unkosten setzt. Man darf nur von den Exklamazionen der Bewunderung reichlichen Gebrauch machen; den prächtigen Ehrzeig anstaunen, und gegen seine ausgezeichneten Glücksumstände eine Art von Eifer-

ferſucht äuſſern; darf nur den Adelſtolz merken laſſen, daß man den großen Abſtand zwiſchen einer niedrigen Geburt und einer hochadelichen Herkunft lebhaft genug fühle: und man kann auf Gunſt und Zuneigung ſicher rechnen.

„Haben Sie ſchon meine Zimmer geſehen?“ fragt Gereon den Pennyles.

P. Noch nicht; hab' aber ſo viel davon gehört, daß ich ganz vor Verlangen, ſie zu ſehen, brenne.

G. Nun, ich will ſie Ihnen ſelbſt zeigen. Auſſerordentliches werden Sie nichts finden, allenfalls hier und da etwas, das man nicht gar überall ſieht.

P. Kenner behaupten das Gegentheil, und ſprechen von Eurer Herrlichkeit feinem Geſchmack mit Begeiſterung.

G. (Mit affektirter Beſcheidenheit) Geſchmack? das weis ich nun eben nicht. Ich habe zuweilen eine Grille, die Beyfall findet.

Pennyles (tritt in den prächtigen Saal, und ſcheint vor Erſtaunen ganz verſteinert.)

G. Nun? Sie ſagen nichts?

P. Was ſoll, was kann ich ſagen? Ich vergeſſe mich ganz, bin nur Aug, und erdreiſte mich gar nicht, meine Bewunderung zu äuſſern, das ſchon Andre werden gethan haben, deren Urtheil mehr Gewicht hat, als das meinige.

G. (zufrieden lächelnd) Aus allzu groſſer Gefälligkeit! Reiche Leute müſſen nicht geizen; müſſen etwas auf entbehrliche Dinge verwenden, damit der Minderbemittelte zu leben habe. Zwar darf ich unter die Rei-

chen

chen mich nicht zählen; ich mache aber in andern Stükken desto weniger Aufwand. *)

P. Was ich hier sehe, zeigt nur zu deutlich, ob Eure Herrlichkeit zu den Reichen gehören, oder nicht.

G. Ich muß meine Schwachheit gestehen; ich versplittere manchmal Geld auf entbehrliche Dinge, wie zum Beyspiel auf die Tapeten in diesem Zimmer, die mir nun nicht einmal mehr gefallen.

P. Man kann nichts schöners, nichts prächtigers sehen! Ich habe viel gesehen, aber diese geschmackvolle Meublirung nirgends gefunden.

G. Es ist wahr, Sie sind gereist! Ich hätt Ihnen meine schlechte Einrichtung gar nicht zeigen sollen!

P. Untröstlich müßt' ich gewesen seyn, so was ausserordentliches nicht zu sehen. Ich werde die Gnade zu schätzen wissen, die Eure Herrlichkeit mir erwiesen haben.

G. Es schadet nicht, zuweilen auch was schlechtes zu sehen; das Schöne macht sodann mehr Eindruck.

P. Davon werd' ich so eben überführt.

G. Sie verstehen Sich aufs Schmeicheln, Pennyles?

P. Hier wäre Schmeicheley am unrechten Orte; die Sache spricht selbst.

G. Für diesen Spiegel da hab' ich 2000 Fl. gezahlt; das ist wohl eine kleine Narrheit?

P. Er ist es werth; nur in Potsdamm hab' ich einen ähnlichen gesehen.

G. Ein König und ich — da sehen Sie die Thorheit.

P. Euer

*) Vermuthlich wird Gereon, in Absehen auf Werke der Mildthätigkeit, etwas haushältischer seyn.

P. Eure Herrlichkeit würden ihn nicht gekauft haben, hätten Sie nicht das Vermögen dazu gehabt.

G. Wohl wahr! Aber unser Einer sollt' es Königen nicht nachmachen wollen?

P. Wer reich ist, ist ein König in seiner Art.

Dieß Kompliment wirkt auf den Ehrgeiz des Gereon so mächtig, daß er nichts darauf zu erwiedern weis, als ein lächelndes: Ich weis nicht.

Kurz, der kluge P e n n y l e s weis, sich Sr. Herrlichkeit so beliebt zu machen, daß Gereon ihn bey der Tafel behält, um ihm nach Tische auch seine Bibliothek, seine Bildergallerie, seine Gewehrkammer, seinen Garten zu zeigen.

---

b) Der gelehrte Ehrgeiz sucht durch Güter des Verstandes (durch Kenntnisse, Gelehrsamkeit) sich hervorzuthun, und Andre zu übertreffen.

„Wie ist er zu erkennen?"

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir die Ehrgeizigen dieser Art vorher in zwo Klassen abtheilen, nämlich in gelehrte Ehrgeizige, die Klugheit, und diejenigen, die keine Klugheit besitzen. Aus der Erfahrung wissen wir, daß der Schluß: Der Mann ist gelehrt, also besitzt er auch Klugheit, nicht immer richtig sey. Der gelehrte Ehrgeiz, mit Klugheit verbunden, zeigt sich ganz anders, als der plumpe, rohe gelehrte Ehrgeiz ohne Klugheit. Jener verbirgt sich auf das sorgfältigste unter dem Mantel der Bescheidenheit und Demuth, weil er weis, daß der Ehrgeiz, so bald er erkannt ist, sich verhaßt,

sich

sich Feinde macht. Dieser hingegen, der, aus Mangel an Menschenkenntniß, das nicht weis, läßt sich in seiner ganzen lächerlichen Nacktheit sehen, und dringt die hohe Meinung, von welcher er für sich eingenommen ist, Andern mit der schamlosesten Ruhmredigkeit, und Prahlerey auf.

Polymathes liegt Tag und Nacht in den Büchern, und hält den Tag, wo er nicht wenigstens 8 Stunden studirt hat, für verloren. Mit seiner Gesundheit steht es gar mißlich, wovon der Arzt die Ursache in der unmässigen Anstrengung, in dem vielen Nachtwachen, und in dem Mangel an Bewegung, zu finden glaubt. — Warum Polymathes so unmässig studirt? Weil er nach dem Ruhm eines grossen Gelehrten strebt. Auch hat er bereits Anspruch hierauf; denn er besitzt viel gründliche Gelehrsamkeit. Dieses Zeugniß geben ihm seine Schriften, und selbst andre Gelehrte vom ersten Rang. Gleichwohl zeichnet er sich durch eine ganz besondre, und beynah übertriebene, Bescheidenheit aus. Er spricht nie zur Unzeit von gelehrten Dingen, und von sich niemals, oder doch mit so viel Zurückhaltung, daß man zu glauben verleitet wird, er eigne sich nicht halb so viel Gelehrsamkeit zu, als er wirklich besitzt. Seiner Schriften erwähnt er nie, und thun es Andre in seiner Gegenwart, so giebt er sich alle Mühe, zu zeigen, daß sie von keiner Bedeutung, nur Produkte der Musse, nichts als hingeworfene Kleinigkeiten, sind. Ob er gleich eine zahlreiche Bücherssammlung besitzt, so prahlt er doch damit nicht, sondern hält sie in abgelegenen Zimmern aufbewahrt; um sich herum in seiner Studierstube hat er nur wenige Bücher. Kurz, er vermeidet allen Schein des Anspruchs auf den Ruhm eines vorzüglichen Gelehrten.

Seine

Seine Urtheile über wissenschaftliche Gegenstände sind nichts weniger, als entscheidend, sind so eingekleidet, wie die Urtheile eines Mannes, der sich nicht für unfehlbar hält; seine Meinungen Andern nur zur Prüfung vorlegt, um, falls sie irrig wären, sich eines Bessern belehren zu lassen. Von andern Gelehrten spricht er mit vieler Achtung, rühmt ihre Verdienste, ohne die geringste Eifersucht zu verrathen, und äussert den Wunsch, sie zu erreichen.

„Wie könnt' ich mich in aller Welt den ganzen Tag so einsperren? (spricht Thrasillus, indem er in das Zimmer des fleissigen Polymathes eintritt.) Studiren und immer studiren, sitzen wie angenagelt, und immer denken!"

P. Wer thut das? Ein Mensch, der immer studirte, thäte so unrecht, wie einer, der immer müssiggienge. Ich studire nicht stets, und habe schon meine Erholungsstunden auch.

Th. Ja, wenn Sie schlafen?

P. Auch ausser dem. Ich besuche meine Freunde, und sie besuchen mich.

Th. Um über gelehrte Gegenstände sich zu besprechen. Nicht so?

P. Wie es die Gelegenheit giebt.

Th. Um der ganzen Welt willen möcht' ich kein Gelehrter seyn! Was habt ihr endlich davon, daß ihr allem Umgange, allen Vergnügungen des Lebens entsaget, euch ungesund studiret, nicht einmal zur Nothdurft esset, noch schlafet? was? — Nichts mehr noch weniger, als daß ihr eure Namen in den gelehrten Zeitungen und Journalen gedruckt sehet, und daß, wenns hoch

kömmt,

kömmt, nach eurem frühzeitigen Ableben, ein Stück Marmor der Welt sagt: Hier ruhen die Gebeine eines Wunders von Gelehrsamkeit.“ — Kömmt mir eine solche Grabschrift zu Gesicht, so denk' ich immer: Da ruhen seine Gebeine; wär' er vernünftig gewesen, und hätte sich die Schwindsucht nicht an den Hals studirt, diese Beine könnten noch herumgehen.

P. Da die Rede von Gelehrten ist, so trifft Ihre Satyre mich nicht.

Th. Sie wollen nicht einmal zu den Gelehrten gerechnet werden? Das ist lustig! Nun, wenn man durch ein so hartnäckiges Studium nicht zum Gelehrten wird, so möcht' ich wissen, wie man's wird?

P. Ich studire nur in der Absicht, mir die zu meinem Beruf nöthigen Einsichten zu erwerben. Um den Namen eines Gelehrten zu verdienen, kömmt es nicht darauf an, wie viel, sondern wie, man studirt, und was man für Talente besitzt. Es gehören mehr als mittelmässige dazu, deren ich mich eben nicht rühmen kann.

Th. Ihren Talenten und gelehrten Verdiensten haben schon Andre Gerechtigkeit erwiesen.

P. Die mich nicht genug kennen; die nachsehend urtheilen, zu freygebig mit ihrem Lobe, oder wohl gar zu urtheilen nicht fähig, sind.

Th. Das Letztere geht wohl mich an? Nun ich habe nichts dagegen; geb' ich mich doch für keinen Gelehrten aus; Gott soll mich behüten! Ich halte Sie, werthester Polymathes, für einen gelehrten Mann bloß weil Kenner sie dafür ausgeben, und weil — wie man mich versichert — Ihre Schriften es beweisen.

P. Meine Schriften? O können diese etwas beweisen, so ist es das, daß die Leute, die mich zum Gelehrten machen, unrecht haben.

Th. Wie gesagt, ich bin kein kompetenter Richter in gelehrten Sachen, weis also nicht, wer recht oder unrecht hat. Nur das weis ich, daß mir Ihre Gedichte sehr gefallen haben. Warum? kann ich eben nicht sagen, und daran liegt mir auch nichts. Genug, sie haben mir gefallen, und eine angenehme Unterhaltung gemacht.

P. Das kann mir nicht anders, als lieb seyn. Lesen Sie meine Gedichte noch einmal; vielleicht, daß Sie Ihr Urtheil zurücknehmen? Wollten Sie aber Meisterstücke lesen, so könnt' ich Sie an diejenigen Dichter verweisen, die ich nachzuahmen gewagt habe, ohne mein Unvermögen zu kennen.

Th. Ey! vergeben Sie mir; Sie müssen Sich nicht so gar herabsetzen, sonst können Sie den Verdacht erwecken, daß Sie Sich aus Stolz demüthigen. Sie werden uns doch nicht alle zu Schmeichlern oder Unwissenden machen wollen? Hat Ihnen die Natur Talente verliehen, so sollten Sie es mit Dank erkennen, und nicht widersprechen, wenn man Sie lobt, was gutes gemacht zu haben. Wenn Sie Ihre Gedichte für schlecht hielten, warum liessen Sie solche drucken?

P. Um das Urtheil der Kunstrichter darüber zu vernehmen — um mir meine Fehler zeigen zu lassen, und dadurch zu lernen.

Th. Und, wie lautet denn das Urtheil der Kunstrichter? wenn ich fragen darf.

P. (Befindet sich in einiger Verlegenheit zu antworten.)

Th. Nun heraus mit der Sprache; was sagen die Kunstrichter?

P. Ihr Urtheil ist aufmunternd; es könnte mir Ehre machen, wenn ich's verdiente.

Th. Da haben wirs! Wenn ich's verdiente! Wer soll Ihnen denn sagen, ob Sie es verdienen, oder nicht, wenn Sie auch denen Männern, die Sie selbst zu Ihren Richtern gewählt haben, nicht glauben wollen?

P. Mein Gefühl, wenn ich mich mit andern Gelehrten vergleiche.

Th. Ihr Gefühl — nehmen Sie mir nicht übel — muß entweder nichts verstehn, oder die Unwahrheit sagen.

P. Es urtheilt übrigens sehr richtig.

Th. Wie Sie wollen! Man hat mir gesagt, Ihre Ausarbeitung über die letztere Aufgabe der Petersburger Akademie hätte den Preis erhalten?

P. Ja — aber —

Th. Aber Ihr Gefühl überzeugt Sie, daß Sie ihn nicht verdient haben. Hab' ichs errathen?

P. Es waren wenige Ausarbeitungen eingelaufen, und da hielt es nicht schwer, den Preis zu erhalten.

Th. (mit Ironie) Und diese wenigen Ausarbeitungen werden überdieß äusserst schlecht gewesen seyn?

P. Ohne Zweifel, weil die meinige den Preis erhielt. (Abbrechend) Sagen Sie mir doch, wie gehts unserm kranken Freunde Adrast? Sollt' er sterben, der Staat würde einen grossen Gelehrten an ihm verlieren.

Th. Glauben Sie?

P. Ich müßt' ihn nicht kennen, um dieß nicht zu glauben.

Th. Und doch hab' ich Adraften oft sagen hören: Polymathes sollte meine Stelle bekleiden; er übertrifft mich bey weitem.

P. Das sagt seine übertriebene Bescheidenheit.

Th. Dieß hab ich von Ihrer übertriebenen Demuth erwartet.

P. Lassen Sie uns abbrechen; Sie kommen auf die vorige Materie zurück. Ich dank' Ihnen für die vortheilhafte Meinung, die Sie von mir hegen. Aber Ihre Freundschaft hält Ihnen ein Vergrösserungsglas vor; sähen Sie mit unbefangenen Augen, Sie würden anders urtheilen.

Th. Lassen Sie es gut seyn! ich weis, was ich weis. — Wer sagte mir doch neulich, daß Sie eine vortreffliche Bibliothek besässen, die ich doch, bey meinem langen Umgange mit Ihnen, noch nie gesehen habe?

P. Bibliothek nun eben nicht; eine kleine Sammlung der unentbehrlichsten Bücher.

Th. Warum haben Sie solche nicht hier bey der Hand?

P. Das würde mir ein zu gelehrtes Ansehn geben.

Th. (mit Ironie) Ja freylich! und mit Ihrer Unwissenheit zu auffallend kontrastiren! Hab' ichs getroffen?

P. Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen.

Th. Nun, das hat seine Richtigkeit, daß ich Sie besser errathen, als beurtheilen kann.

(Spomponatius tritt ein.)

S. Endlich hab' ich meinen Geschäften eine halbe Stunde abgestohlen, um sie Ihnen, werthester Polymathes, oder vielmehr mir selbst, zu schenken.

P. Wie sehr bin ich Ihnen dafür verbunden?

S. Den ganzen Tag hab' ich Briefe geschrieben. Zum Glück waren es Briefe an Gelehrte; die

schreibt

schreibt man doch lieber, als die steifen, frostigen Schreiben an große Herren.

P. Wer in der gelehrten Welt so bekannt ist, wie Sie, kann unmöglich eines ausgebreiteten Briefwechsels überhoben seyn.

S. Davon bin ich leider, nur zu sehr überzeugt. Wenn ich vollends jedem, der sich für einen Gelehrten hält, und an mich schreibt, antworten sollte! Ich lasse mich nur mit Männern ein, von deren Korrespondenz man Ehre hat.

(Thrasillus nimmt Abschied. Vor der Thüre zu dem ihn begleitenden Polymathes.) Der weis sich mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; lernen Sie von ihm.

P. Allerdings, hab' ichs Ursache.

S. (Nachdem Polymathes wieder hereingekommen.) Wie ich hier sehe, dichten Sie schon wieder?

P. Ich tändle nur zum Zeitvertreibe, da ich gerade zu ernsthaften Arbeiten mich nicht aufgelegt fühle.

S. Tändeln, das ist das wahre Wort. Verse machen ist mehr nicht, als Tändeln. Sie könnten mit grösserm Ruhm arbeiten, wenn Sie Sich mit mehr Assiduität auf die soliden Wissenschaften legten. Ich habe mich — ohne Eitelkeit zu sagen —, in einigen Ruf gesetzt, und lasse mirs nicht halb so sauer werden, wie Sie.

P. Sie müssen mich mit Ihnen nicht vergleichen, der Abstand ist zu groß; glauben Sie nur, daß ich ihn fühle.

S. Wenn Sie wollten, könnten Sie mich bald erreichen.

P. O darauf muß ich wohl Verzicht thun!

S. Nicht recht, bester Polymathes! Wer ein grosser Gelehrter werden will, muß sich alles zutrauen das macht Muth, und Muth giebt Kräfte. Als ich mein erstes Werk herausgab, hatt' ich es noch nicht dahin gebracht, wohin Sie es schon jetzt gebracht haben. Gleichwohl wagte ich mich ans Licht, und erhielt den Beyfall des gelehrten Publikums. Wär' ich schüchtern gewesen, schwerlich wär' ich, was ich jetzt bin. — Was ich sagen wollte; Sie haben jüngsthin das Glück gehabt, von der Petersburger Akademie den Preis zu erhalten?

P. Ja wohl das Glück!

S. Ein günstiger Zufall entscheidet meistens über dergleichen Preisschriften. Hätt' ich konkurriren wollen, Sie würden einen furchtbaren Nebenbuhler an mir gehabt haben. Indessen ist Ihre Ausarbeitung ziemlich gut ausgefallen, ob ich gleich in vielen Stücken nicht Ihrer Meinung seyn kann.

P. Wären meine Richter so scharfsehend und streng gewesen, wie Sie, dann wär' ich so gut nicht durchgekommen.

S. Sehr möglich! Ich bin — das gesteh' ich — ein etwas strenger Kunstrichter. Jüngst schickte mir ein eben nicht unbedeutender Gelehrter ein Manuskript, um ihm mein Urtheil darüber zu eröffnen. Ich hab' ihm so viele Ausstellungen gemacht, so viele Fehler gezeigt, daß er sich damit schwerlich ans Licht getrauen wird.

P. Alle grosse Gelehrte haben den Fehler, lauter Meisterstücke zu fordern, und daher alles zu verwerfen, was nicht so vortrefflich ist, wie das, was sie schreiben.

S. Können wir wohl anders? Wollte man auch zuweilen einen armen Sünder durchwischen lassen, man

schadet ihm durch Nachsicht. Er trauet unserm Urtheil, und wird stolz. In dem Wahn, er sey bereits ein vollendeter Gelehrter, vernachläßigt er seine fernere Ausbildung, und wird nun das nicht, was er hätte werden können, vielleicht auch geworden wäre, wenn man ihm, durch unverdi ntes Lob, nicht den Kopf schwindlig gemacht hätte.

P. Ich kann Ihnen nicht unrecht geben. Allein auf der andern Seite schreckt wieder allzu strenge Kritik ab, und tödtet manchen guten Kopf in der Blüthe.

S. O das hat keine Gefahr! Ein guter Kopf läßt sich nicht abschrecken: mich wenigstens hätt' ein ungünstiges Urtheil, selbst von den Katonen unter den Rezensenten, nicht verzagt gemacht. Freylich red' ich von etwas, das ich nie erfahren habe.

P. Wer gleich das erste Mal Aller Stimmen erhält, wie Sie, kann davon nicht urtheilen, was beissende Kritiken für Sensazion machen.

S. Ja, ja, das glaub' ich selbst. Die Natur hat mich etwas freygebiger bedacht, als Andre. Ich sollte freylich daran denken, und meine Mitbrüder nicht nach mir beurtheilen. Ein Buch zu schreiben kostet mich einige Tage Nachdenken, um den Plan zu entwerfen; und dann fließt es mir aus der Feder, daß ich mich selbst wundern muß. Freylich, dieß sind dona gratis data.

P. So glücklich bin ich nicht; mir kostet die kleinste Piece viel Schweiß. Ich arbeite langsam, sehr langsam; ein Beweis, daß es mir an Genie fehlt.

S. Wenigstens, daß es sich noch nicht genug entwickelt hat.

P. (Abbrechend) *) Mit der Krankheit unsers Freundes Adraft — haben Sie schon gehört? — läßt es sich zur Besserung an.

S. Hab' es gehört — ja. Was das für ein Wehklagen war, als ob mit dem Manne die ganze Gelehrsamkeit auszusterben in Gefahr wäre! Wenn ich einst sterbe, ich wette, der Lärm wird nicht halb so groß seyn.

P. Die Welt ist manchmal gegen die größten Gelehrten ungerecht. Ihre Schriften, werthester Spomponatius, werden wenigstens bey der Nachwelt Ihnen Gerechtigkeit verschaffen.

S. Dürft' ich auch dieß nicht hoffen! —

„Nun, wie ist der gelehrte Ehrgeiz zu erkennen?"

Ohne Schwierigkeit, wenn er aus einem rohen, ungebildeten Spomponatius spricht; aber nicht so leicht in dem Munde eines klugen, feindenkenden, sinnirten Polymathes. Bey diesem Letztern wird zwar noch immer ein scharf sehendes Aug erfordert werden, um durch die Maske der Bescheidenheit und Selbstverläugnung, hinter welcher sein Ehrgeiz lauscht, ihn gleichwohl zu erkennen; aber zu erkennen ist er doch. Die künstlichste Verstellung wird niemals Natur, und verräth sich dem Kenner gemeiniglich durch Uebertreibung und andere Kennzeichen. Wie ein durch die Luft fahrender Blitz eine Gegend erleuchtet,

die

---

*) Länger vermag er den ungezogenen Stolz des Spomponatius nicht auszuhalten.

die in undurchdringliche Finsterniß gehüllt ist: so fahren durch die Seele der verstelltesten Menschen zuweilen aufklärende Lichtstrahlen. Diese muß der Menschenforscher abwarten, und dann schnell sehen.

So sehr Polymathes, die Sprache der Bescheidenheit in seiner Macht hat; so sorgfältig er allen Schein von Ehrgeiz zu verhüten sucht: so wird doch hier und da bald ein Blick, bald eine Miene, bald ein Ton, bald ein unwillkührliches Erröthen, bald ein erzwungenes, bald ein nur halb unterdrücktes Lächeln, dem kunstverständigen Beobachter eine Spalte öffnen, um ihm ins Herz zu blicken. Fiel doch sogar einem Thrasillius, einem Manne, wie es schien, von bloß schlichtem Menschenverstande, seine übertriebene Ablehnung alles Lobes, so auf, daß Polymathes kaum mit der Rolle, die er vor ihm spielte, wird zufrieden gewesen seyn. Beym kurzsichtigen Spomponatius gelang sie ihm ohne Vergleich besser; wiewohl auch bloß darum, weil dieser mit sich selbst zu beschäftigt war. Um beobachten zu können, hätte er auch Absicht und Geschicklichkeit gehabt, ihn zu erforschen. Da dieser blödsichtige Bramarbas selbst die handgreifliche Ironie, mit der Polymathes ihn abfertigte, für baare Münze annahm: wie konnte er fähig seyn, hinter dessen Fikzion die Wahrheit auszuspähen, worauf er nicht einmal ausgegangen war?

Kurz für einen erfahrnen und geübten Menschenkenner giebt es so wenig unentzifferliche Stellung und Verstellung, als für einen ausgelernten Deschiffreur unaufschließliche geheime Schriften. *)

„ „ Wie

*) Es ist unmöglich — sagte Pyrrhon — den Menschen ganz auszuziehen.

„Wie kann man die Gunst oder Freundschaft des gelehrten Ehrgeizigen gewinnen?"

Durch Weihrauch. Bey einem Spomponatius kann man ohne Bedenken Hände voll ausstreuen; je mehr Dampf, desto stärker die Betäubung. Bey einem Polymathes muß man sparsamer damit, wie überhaupt, im Lobe seiner Ehrgeizigen, äusserst vorsichtig und behutsam, seyn. Hier merke man die Regel: Man lobe und bewundre den feinen Ehrgeizigen nicht in alltäglichen, allgemeinen Formeln, sondern unterstütze sein Lob stets mit Gründen, hergenommen von den ausschliessungsweise, oder doch vorzüglich, dem feinen Ehrgeizigen eigenen Vorzügen, die man auf eine unverdächtige Art herauszuheben verstehen muß. Nur solches Lob kann seiner Leidenschaft schmeicheln, das er für den Ausbruch aufrichtiger, redlicher Ueberzeugung von seinen hervorstechenden Verdiensten halten darf. Uebertriebene, grobe Schmeicheley, da sie ihn eines Theils die unangenehme Entdeckung machen läßt, daß man, trotz seiner künstlichen Verstellung, ihn durchschaue! anderntheils ihm den Blödsinn zuzutrauen scheint, daß er das, ihm nur aus Schmeicheley ertheilte, Lob für bar Geld annehmen werde, beleidigt ihn. Am besten wird man thun, ihn nie ins Gesicht, sondern vielmehr nur gegen Andre, von denen er es wieder erfahren kann, zu loben. Hiedurch wird das Lob ihm doppelt angenehm; einmal weil es ihm keinen Verdacht der Schmeicheley erwecken kann, hernach weil es ihn nicht in die kritische Lage versetzt, es auf eine Art abzulehnen, daß sein inniges Wohlgefallen darüber nicht durch seine affektirte Bescheidenheit durchscheine,

c) Der pharisäische oder scheinheilige Ehrgeiz. An Gütern und Vollkommenheiten des Willens, an Gottseligkeit, Rechtschaffenheit, Menschenliebe, Mildthätigkeit, Dienstfertigkeit, Sanftmuth, kurz an Tugend, Andre übertreffen, erwirbt sich Beyfall, Achtung, Bewunderung. Moralische Güte demnach — zumal bey dem überhandnehmenden Sittenverderbniß — ist ebenfalls ein Mittel, sich auszuzeichnen, und Aufmerksamkeit zu erregen. Man begreift hieraus, daß es Menschen geben könne, die dieses Mittel wählen, ihrem Durste nach Ehre Befriedigung zu verschaffen. Diese Gattung des Ehrgeizes nun wird der pharisäische genannt, weil die Zunft der Pharisäer, wie aus vielen Stellen des neuen Testaments, und aus verschiedenen Begebenheiten zu ersehen ist, wo der Heiland diese Wölfe in Schafskleidern entlarvet hat, mit diesem Ehrgeize behaftet war.

„Was ist er?“

Ein leidenschaftliches Bestreben, durch einen angenommenen Schein von Tugend, sich vor Andern hervorzuthun, und ein günstiges Urtheil von seinem moralischen Werth zu veranlassen.

Das Urtheil andrer Menschen von unserm moralischen Werthe soll und kann uns nicht gleichgültig seyn. Wir müssen, vermöge unserer moralischen Natur, einen Antrieb fühlen, durch irgend etwas Aufmerksamkeit, und eine günstige Meinung von unsrer Vorzüglichkeit vor vielen Andern zu erregen, um dadurch den Trieb nach Ehre zu befriedigen. Durch Reichthum, Pracht, hohe Geburt solches zu thun, ist von dem Glück nur Wenigen verliehen; und durch andre Vorzüge diesen Endzweck zu erreichen, für viele Menschen zu beschwerlich.

Durch

Durch Vollkommenheiten des Verstandes, durch Wissenschaften, Gelehrsamkeit, Kenntnisse zu glänzen, fordert viel Anstrengung des Geistes, hartnäckigen Fleiß, anhaltende Uebung, wozu viele der Menschen weder Talente noch Lust haben. Die Schwierigkeiten, die damit unausweichlich verbunden sind, schrecken alle kleine, wollüstige, träge Seelen von diesem Wege zur Ehre ab.

Durch Heldenthaten, Siege, Eroberungen sich unsterblichen Ruhm zu erwerben, fordert ebenfalls mehr als gemeine Talente, und über alles dieß noch Gelegenheit, die nicht in jedermanns Gewalt steht.

Tugendhaft können alle Menschen seyn, da die Tugend von Glücksgütern, vom Zufall, von der Mitwirkung Andrer ganz unabhängig, und in jeder Lage von Umständen möglich, ist. Durch Tugend sich auszeichnen kann also jeder Mensch, wenn er nur ernstlich will. Allein wahre Tugend muß, ihrem Wesen nach, von dieser Absicht weit entfernt seyn, muß vielmehr wo, und wie sie kann, sich verbergen, weil es ihr lediglich um den Beyfall des innern Richters zu thun seyn muß. Indessen giebt es doch Fälle, wo sie nicht umhin kann, sich bemerken zu lassen; und da sie allen Menschen, selbst den Lasterhaften, Verehrung einflößt, so erhält sie Beyfall und Lob. Dieß wissen nun auch Diejenigen, die nicht tugendhaft sind, gleichwohl nach der Achtung, welche die Tugend sich erwirbt, streben, ohne eben Lust und Muth zu fühlen, die Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, welche der wahren Tugend im Wege stehen. Es bleibt ihnen demnach nichts übrig, als die Aussenseite von der Tugend zu entlehnen, und die Achtung, die der wahren Tugend gebührt, durch Scheinheiligkeit zu erschleichen.

Hier-

Hieraus ergiebt sich sogleich, was für Seelen des pharisäischen Ehrgeizes fähig sind; nämlich kleine, muth- und kraftlose, niederträchtige Seelen; Seelen, die sich an einer Ehre genügen lassen, die ihnen nicht gebührt, und die, ungeachtet sie überzeugt sind, daß man sie verabscheuen würde; wenn sie sich in ihrer wahren Gestalt sehen liessen, — die ungeachtet sie fühlen, daß von dem günstigen Rufe, den sie durch ihre Heucheley erschlichen haben, nichts zu ihrem Verdienst angerechnet werden könne, als die elende Kunst, etwas zu scheinen, was sie nicht sind, gleichwohl in dem Bewußtseyn, für tugendhaft gehalten zu werden, eine Art von Glückselikeit finden können.

Onuphrius besitzt das Geheimniß; offenbare Widersprüche in sich zu vereinigen. Er ist ein doppelter Mensch, ohne Zeugen ein Bösewicht, und öffentlich ein Heiliger; von aussen verehrungswürdig, und von innen verabscheuungswerth. Man sieht ihn in allen Kirchen mit der ehrfurchtvollsten Stellung, mit einem großen Gebetbuch in der Hand, ganz Andacht. Alle Sonn- und Festtage, selbst im härtesten Winter, hört er die Predigt mit Zeichen der innigsten Erbauung, und nie verläßt er die Kirche, ohne vor der Thüre derselben einen Haufen Bettler betheilt zu haben. Diese nennen ihn daher auch ihren freygebigsten Wohlthäter, ihren Vater; folgen ihm in alle Kirchen nach; lauern ihm in den Gassen auf. An den höhern Festtagen pflegt der tugendhafte, menschenfreundliche Onuphrius, mit einer grossen Sparbüchse am Eingang der Kirche, für die Armen Almosen einzusammeln, und die Redoute besucht er bloß, um mit seiner Sparbüchse, die er, um nicht übersehen zu werden, mächtiglich schüttelt, die Mildthätigkeit der Anwesenden aufzufordern. Dort

geht

geht er in eine grosse Gesellschaft, um für eine hausarme Wittwe, oder für einen hülflosen Kranken, oder zu einem Ornat in eine arme Kirche, oder zur Befreyung eines im Gefängniß schmachtenden Schuldners, oder zur Aussteuer eines tugendhaften, armen Mädchens, eine Kollekte zu machen, und wirft zum Beweis, daß er vom Beytrag sich nicht ausschliesse, in Gegenwart vieler Zeugen, seinen Dukaten zuerst in den Hut, den er in der Gesellschaft herumgehen läßt.

Bey Tafeln ißt er nur wenig, und trinkt nichts, als Wasser. — „Die Natur — spricht er — bedarf nicht viel; und Unmäßigkeit ist dem Körper und der Seele gleich schädlich.“ Auch kann er, bey schwelgerischen Gastmahlen, sich nicht enthalten, über die herrschende Ueppigkeit zu seufzen, und mit einem frommen Gesicht zu wunschen, daß er seinen Platz einem hungrigen Armen abtreten könnte. Bey etwas freyern Scherzen schlägt er die Augen nieder, und erinnert, wo er es wagen darf, seine Tischgenossen an das schreckliche Gericht, wo über jedes unnütze Wort wird Rechenschaft gefordert werden. Seine gewöhnlichsten Gespräche sind Deklamazionen über die Menschenliebe, über Rechtschaffenheit, über Verläugnung der Welt, über das unaussprechliche Vergnügen der Tugend, über Sittenverderbniß u. d. gl.

Beleidigungen erträgt er mit christlicher Sanftmuth. „Mein Gott, dir sey es aufgeopfert!“ betet er leise, wenn er öffentlich beleidigt wird, doch immer noch so verständlich, daß man es hören kann. — In seiner Kleidung ist er äusserst bescheiden, ungeachtet er ein ziemliches Vermögen besitzt. — „Ich begreife nicht, — spricht er, wenn man ihm darüber seine Verwunderung zu erkennen giebt, — ich begreife nicht, wie man sich über die Nothdurft, sogar prächtig kleiden könne, da

es noch so viele unbekleidete Arme giebt.“ Eben so eingeschränkt ist er in seiner häuslichen Einrichtung; nirgends etwas, das über das Unentbehrliche hinausgienge.

Mit seinem Hausgesinde hält er Morgens und Abends Betstunde. Ertreistet sich jemand von seinen Leuten eines Fluches, so entläßt er ihn auf der Stelle aus seinem Brode. Warum er sich nicht verheurathe? „Weil häusliche Sorgen ihn in seiner Gottseligkeit stören würden; — weil er sodann einen grössern Aufwand machen, folglich auch seine Freygebigkeit gegen die Nothleidenden einschränken, müßte.“ Kurz Onuphrius weis sich so zu benehmen, daß er von Denen, die ihn nur nach seinen Handlungen kennen, der fromme, der tugendhafte Onuphrius ganannt, und beynah als ein feiner Heuchler, und von allem dem, was er scheint, nichts, auch nicht Willens etwas davon zu werden. Und warum spielt er diesen niederträchtigen Betrug? — Um bemerkt, um seiner Tugend und Frömmigkeit wegen, gelobt zu werden. Woher man dieß wisse, wollen wir gleich sehen.

„Erlauben Sie, edelmüthiger Onuphrius, daß eine verlassene Wittwe, in einem Anliegen, welches für sie das größte ist, das je ihr Herz beunruhigte, zu Ihrer so allgemein gepriesenen Menschenliebe, ihre Zuflucht nehme“ Spricht Klaudia, indem sie sich zu den Füssen des Onuphrius niederwirft.

O. Was verlangen Sie? Stehen Sie auf! stehen Sie auf! Wer sind Sie?

K. (nachdem sie aufgestanden) Die Wittwe Klaudia. Leute, die Ihr empfindsames Herz gegen Unglück-

liche

liche kennen, haben mich aufgemuntert, mich an Sie zu wenden.

O. Wer sind diese Leute? Ich habe wenig Umgang, bin wenig gekannt, ich wüßte also nicht —

K. Und doch kennt man die Grösse Ihrer Tugend — weis, daß Sie ein Menschenfreund sind, dergleichen es wenige giebt.

O. Wer hat Ihnen das gesagt, gute Frau?

K. Leute, denen ich glauben darf, und die Sie genau kennen.

O. Warum machen Sie mir ein Geheimniß daraus, wer diese Leute sind? Nehm' ich's doch nicht übel, wenn man Unglückliche an mich weist. Ueberdieß bin ich denn nicht verpflichtet, Unglücklichen nach meinen Kräften zu helfen? Auch thu' ich von Herzen gern, was ich vermag.

K. Daß ich dieß für ausgemacht halte, beweist eben mein Zutrauen, welches mich, obgleich von Ihnen ungekannt, hieher führt. Auch könnt' ich Diejenigen nennen, durch die ich von Ihrer aufforderlichen Menschenliebe unterrichtet worden. Allein —

O. Sie möchten sie nicht gern verrathen?

K. Diese Leute haben mir gesagt, Ihre Bescheidenheit, Ihre Demuth, werthester Herr Onuphrius, säh' es nicht gern, wenn man verriethe, um Ihre Mildthätigkeit Wissenschaft zu haben.

O. Ist das die Ursache Ihrer Zurückhaltung? Die guten Leute machen von unbedeutenden Liebeswerken, deren ich, in der gänzlichen Meinung, nicht bemerkt zu werden, hier und da eines ausübe, zuviel Aufhebens. Warum ich diese Leute gern gekannt hätte, war bloß, um mich bey ihnen zu bedanken, daß sie mir

Gele-

Gelegenheit verschafften, eine Person kennen zu lernen, die meines Beystandes bedarf.

K. Edler Mann! diese Denkungsart entspricht dem Begriffe, den man mir von Ihnen beygebracht hat. Einer solchen Brust darf ich ohne Bedenken — ohne Besorgniß, abgewiesen zu werden, mein Anliegen vertrauen.

D. Ich bitte Sie sogar darum. Reden Sie frey!

K. Sie sind reich, und wissen — was die meisten Reichen nicht wissen, oder nicht wissen wollen — wie Reichthum am besten anzuwenden sey. Ich benöthige sehr dringend 300 Fl.

D. (etwas betroffen) 300 Fl?

K. Eine beträchtliche Summe — ich seh' es selbst ein — aber ich verlange sie nicht geschenkt. Schon wär' es mir Gnade genug, wenn Sie mir diese Summe borgen wollten.

D. (der Klaudien vom Kopf bis zu den Füssen besieht) Borgen? Das ist mein Brauch nicht, Madame. Was ich entbehren kann, schenk' ich denen gern, die es bedürfen.

K. Wie kann ich verlangen, daß Sie mir 300 Fl. schenken sollen? Das wär' eine mehr, als unbescheidene Zumuthung.

D. Auf einige Gulden — wenn Ihnen damit gedient wäre — kömmt es mir nicht an.

K. Um Vergebung! Ich brauche gerade 300 Fl. und zwar nicht für mich; denn ich erwerbe durch meiner Hände Arbeit so viel, daß ich nothdürftig leben, auch wohl etwas zurücklegen, kann.

D. Aber wozu brauchen Sie gerade 300 Fl. oder vielmehr für wenn?

K. (geräth bey dieser Frage in eine Verlegenheit, die deutlich zu erkennen giebt, daß sie gewünscht hätte, damit verschont zu bleiben.)

O. Doch — ich will Ihnen Ihr Geheimniß nicht abnöthigen.

K. Ich brauche dies Geld — wie gesagt! — nicht für mich, theuerster Herr Onuphrius, sondern, um eine Schuld meines seligen Mannes damit abzustossen.

O. Wer kann Sie zwingen, für Ihren Mann Schulden zu zahlen?

K. Auf seinem Sterbebette beschwor er mich darum, und ich hab' es ihm versprochen. Das Wohl seiner Seele, und meine Rechtschaffenheit verpflichten mich, Wort zu halten.

O. Ja, wenn Sie es halten könnten! Da Sie aber offenbar ausser Stande sind, diese Summe zu erschwingen! so spricht dieser Umstand Sie von aller Verbindlichkeit, Wort zu halten, los.

K. Find' ich kein gutes Herz, das mir diese 300 Fl. vorstreckt, dann freylich wär' ich ausser Stande, mein Versprechen zu halten. Aber meine Zusage verbindet mich, wenigstens alles anzuwenden, um das Geld aufzutreiben — um einen Menschenfreund zu finden, der Edelmuth und Tugend genug besitzt, mir auf mein ehrliches Gesicht — andre Sicherheit vermag ich nicht zu leisten — diese 300 Fl. vorzuschiessen. Auch glaubte ich mit Grund, diesen Mann in Ihnen suchen zu dürfen; so viel hatt' ich von Ihrer Menschenliebe gehört.

O. Nun gut! Sie sollen Sich auch nicht geirrt haben. Ich borge Ihnen diese 300 Fl. und zwar ohne Zinsen, aber mit einer Bedingung.

K. (be-

K. (bewegt) O Sie sind der wohlthätige, der menschenliebende Onuphrius! ja Sie sind es! Setzen Sie Sich Bedingungen, welche Sie wollen.

O. Sie sollen, wie gesagt, die 300 Fl. haben, wenn Sie mir das Vergnügen gönnen wollen, solche für Ihren Mann, an seinen Gläubiger, selbst auszuzahlen.

K. (betroffen) Selbst?

O. Das kann Ihnen ja nichts verschlagen?

K. Und was könnt' Ihnen daran liegen?

O. (betreten) Um — um — Ich möchte gern — Doch lassen Sie mir immer dieß Vergnügen, dieß so ganz unschuldige Vergnügen.

K. Die Ehre meines seligen Mannes, meine Ehre, seiner Kinder Ehre und Glück —

O. Ich will Sie ja retten, die Ehre Ihres Mannes und Zahler seyn. Ich seh' also nicht —

K. Ich muß Ihnen schon alles entdecken. Hören Sie also. Mein Mann hatte eine öffentliche Kasse zu verwalten, und aus derselben, in einem äusserst dringenden Nothfalle, bereits vor mehrern Jahren, 300 Fl. entlehnt, ohne daß dieser Eingriff jemals entdeckt wurde. Er starb, eh' er seine Schuld abzutragen vermochte. Kurz vor seinem Tode offenbarte er mir solches, und beschwor mich, das Aeusserste zu thun, um diese Schuld, die ihm so schwer auf dem Gewissen läge, nach seinem Hinscheiden, zu tilgen, jedoch auf eine Art, daß seiner und der Seinigen Ehre dabey geschont würde.

O. Und wie wollen Sie das anfangen?

K. Dieses Geld muß der Kasse, welcher er vorgestanden, zukommen, ohne zu wissen, von wem.

O. Dieß wird nichts leichtes seyn. Wenigstens werden Sie die Vermuthung nicht verhüten können, daß der Unbekannte Ihr Mann gewesen. Man weis, daß Sie 300 Fl. gesucht haben?

K. Um Vergebung! Das weis, ausser Ihnen, niemand; auch darf es sonst niemand erfahren.

O. Vorhin sagten Sie ja, gewisse Leute hätten Sie an mich gewiesen; diese müssen doch von der Sache Wissenschaft haben? Oder sind es Personen, auf deren Verschwiegenheit Sie Sich verlassen können? Vielleicht kenn' ich sie, und könnte Ihnen daher sagen, ob ihrer Rechtschaffenheit zu trauen sey.

K. Diesen Leuten hab' ich von meinem Anliegen weiter nichts entdeckt, als, daß ich mich in einem Fall befände, wo ich der Hülfe eines edeldenkenden Menschenfreundes benöthiget wäre. Sie wiesen mich an Sie, mein Herr Onuphrius, und erzählten mir von Ihrer ungemeinen Großmuth gegen Unglückliche so viel, daß ich —

O. Lassen Sie das gut seyn! diese Lobsprüche verdien' ich nicht. — Doch wie denken Sie, ohne Gefahr, verrathen zu werden, der Kasse dieß Geld zukommen zu machen?

K. In einer nahe gelegenen Stadt kenn' ich einen frommen Geistlichen, an diesen wollt' ich, ohne mich zu nennen, das Geld übermachen, mit der Bitte, es von dorther an die hier befindliche Kasse, als Zurückstellung eines Unbekannten, der vor einigen Jahren in diese Kasse einen Eingriff gethan habe, abzuschicken.

O. Weitläufigkeiten liebe Frau! unnöthige Weitläufigkeiten!

K. Welche gleichwohl die Ehre meines Mannes schlechterdings unvermeidlich macht.

D. Ich bin gewohnt, in meinen Handlungen geradezu zu gehen. Können, oder vielmehr wollen, Sie meine Bedingung nicht eingehen, so — (er zuckt mit den Achseln. *)

K. Ich kann nichts, als bitten. Können Sie mir meine Bitte nicht gewähren — (sie weint.)

D. Ueberhaupt glaub' ich, wäre das Rathsamste, in dieser Sache gar nichts zu thun. Der Kasseeingriff Ihres Mannes ist — wie Sie sagten — viele Jahre her unentdeckt geblieben, wahrscheinlich wird er es auch künftig bleiben. Sollt' er aber auch entdeckt werden, so haben ja Sie dafür nicht zu haften. Was das Gewissen Ihres Mannes betrifft, so ist es schon dadurch entladen, daß er den aufrichtigen Willen hatte, auch alles, was noch in seiner Macht stund, that, damit das Entlehnte zurückgestellt würde.

K. (verwundert) Einen solchen Rath — verzeihen Sie meiner Freymüthigkeit — hätt' ich von dem edeldenkenden, von dem tugendhaften Onuphrius nicht erwartet.

D. Ich sehe nicht, was man Ihnen bessers rathen könnte?

K. Unmöglich! Die Zusage, die ich meinem sterbenden Manne gethan habe, war zu feyerlich, zu heilig, um ein blosses Spiel daraus zu machen.

D. Zu-

---

*) Kann Onuphrius die Schuld nicht selbst abtragen, und dadurch machen, daß seine edel scheinende Handlung bekannt werde: dann hat er keinen Grund mehr, 300 Fl. aufzuopfern, daß er wohl zur Befriedigung seiner Leidenschaft gethan hätte, aus Tugend aber nimmermehr thun konnte.

D. Zusagen, deren Erfüllung schlechterdings unmöglich ist, können nicht verbinden.

K. Die Verbindlichkeit — nach meiner Art zu denken — hört nicht auf, wenn deren Befolgung gleich mit Schwierigkeiten verbunden ist.

D. Ich rede ja von Unmöglichkeit.

K. Diese ist noch nicht vorhanden. Im schlimmsten Falle kann ich die 300 Fl. nach und nach durch meiner Hände Arbeit erschwingen; folglich —

D. Nun gut; so brauchen Sie niemanden eines Darlehns wegen verbindlich zu werden?

K. Mir ist aber um Beschleunigung meines Versprechens zu thun, und zwar aus Gründen der Religion, die Ihnen, als einem so frommen Manne, nicht unbekannt seyn können. Wollen Sie mir meine Bitte nicht gewähren, nun so hab' ich weiter nichts zu sagen.

D. Ich möchte — Gott, der in mein Herz sieht, weis es — herzlich gern helfen; aber eine gewisse Ahndung von Bedenklichkeit, die ich mir selbst nicht zu erklären weis, hält mich zurück. — Doch, ich will es noch überlegen; Sie können nach einigen Tagen wieder anfragen.

K. Sie sind Herr von Ihrem Vermögen. Nur bitt' ich, was ich Ihnen anvertraut habe, niemanden weiter zu entdecken. Denn Sie sehen selbst ein, daß —

D. Das versprech' ich Ihnen. Aber auch Sie müssen geheim halten, was zwischen uns vorgegangen. Sollte man erfahren, daß ich von dem Kasseeingriff Ihres Mannes Wissenschaft gehabt, und es gehörigen Orts nicht angezeigt hätte, so könnt' ich Ungelegenheit haben. *)

K. Von

*) Der wahre Grund, warum er von Klaudien Verschwiegenheit fordert, ist dieser, damit durch Kund-

K. Von mir soll gewiß niemand etwas erfahren. Sogar will ich mich bemühen, alles was zwischen uns vorgefallen, zu vergessen. Vergeben Sie nur, daß ich Ihnen mit meiner unbescheidenen Bitte beschwerlich gefallen, (Geht weinend ab.)

(Nach ihr tritt Sedor ein, der Klaudien auf der Treppe begegnete.)

S. Ihr Diener mein Freund! Wie leben Sie? wie geht es Ihnen?

D. (mit einem frommen Gesicht) Wie Gott will, folglich am besten.

S. Was hat denn die junge, hübsche Wittwe bey Ihnen gewollt? Wo ich mich nicht irre — Klaudia?

D. Eben sie.

S. Sie schien aber zu weinen? Ein so artiges Weibchen sollte man doch nicht betrüben.

D. Die gute Seele, hat ein ungemein empfindsames edles Herz.

S. Um so mehr hätten Sie ihrer schonen sollen.

D. Sie hatte ein kleines Anliegen; es verlohnt sich nicht der Mühe, davon zu reden.

S. Das Sie ihr ohne Zweifel gewährten?

D. Was kann auch edler seyn, als seinen Mitmenschen zu dienen!

S. Warum weinte sie also?

D. Ihre allzu empfindliche Freude! ihr übertriebenes Dankgefühl! Die gute Haut hat ein vortreffliches Herz!

S. Der-

Kundmachung seines Benehmens in dieser Sache, seine tückische Scheinheiligkeit nicht auch vor Andern entlarvt werde.

S. Dergleichen Auftritte müssen bey Ihnen wohl oft vorfallen?

D. Mein Gott, wenn auch Menschen einander nicht helfen wollten! u. s. w.

Worinn zeigt sich nun Onuphrins als einen Heuchler — als einen Scheinheiligen?

Erstens darinn, daß er wiederholt in Klaudien dringt, um von ihr zu erfahren, welche Personen ihr von seiner Menschenfreundlichkeit so viel vorgerühmt, und sie an ihn gewiesen hatten. Der wahre Menschenfreund, der Mann von ächter Tugend, thut nach Vermögen gutes, unbekümmert, ob es jemand erfahre, oder rühmlich davon spreche oder nicht. Da Gottes und seines Gewissens Beyfall es lediglich ist, wornach er strebt, so vermeidet er vielmehr alles Aufsehn, und handelt am liebsten im Verborgenen, um sich neben ey zu überzeugen, daß kein unlauterer Beweggruud von Eitelkeit und Menschenlob an seinen guten Handlungen Theil habe.

Der Pharisäer im Gegentheil, dem es gar nicht um Tugend, und ihren innern Lohn, sondern bloß um Befriedigung seines niedrigen Ehrgeizes zu thun ist, übt nur gutes aus, wenn und wo man ihn bemerkt, und er hoffen kann, dafür gelobt, bewundert zu werden. Sonach liegt ihm auch alles daran, zu wissen, ob und wer von seinen Scheintugenden vortheilhaft spreche.

Zweytens giebt Onuphrius seine Leidenschaft dadurch bloß, daß er der bittenden Klaudia nur in dem Falle das Geld vorzuschiessen, geneigt ist, wenn sie ihm gestattet, die Schuld ihres Mannes selbst abzutragen. Da jedoch die Umstände so liegen,

daß

daß sie diese Bedingung nicht eingehen kann, will er mit der Sache weiter nichts zu thun haben.

Drittens. Was ihn sogar als einen verkappten Bösewicht charakterisirt, giebt er Klaudien, um ihrer los zu werden, den infamen Anschlag, sich von der Erfüllung des ihrem seligen Manne gethanen Versprechens lieber ganz zu dispensiren.

Viertens endlich, um Sedorn in der vorgefaßten Meinung von seinem tugendhaften Charakter zu bestärken, hat er die Unverschämtheit, ihn glauben zu machen, daß er Klaudien ihre Bitte gewährt habe.

„Wie ist der pharisäische Ehrgeiz zu erkennen?"

Für keine Leidenschaft ist es schwer eine Maske zu finden, als für diesen Ehrgeiz. Denn das Wesen derjenigen Gemüthsart, von welcher die Hypokriten ihre Schminke borgen, besteht in der Vermeidung alles Aufsehns, alles Bestrebens, beobachtet oder bemerkt zu werden. Ihre Leidenschaft hingegen kann ohne die Bekanntmachung gewisser gut scheinenden Handlungen nicht befriedigt werden. Wahre Tugend verbirgt sich, *) nachgemachte, pharisäische Tugend dringt sich auf, posaunet sich aus. Wie viel wird nicht dazu gehören, diesen Widerspruch zu heben? und wenn er ja zu heben ist, welche feine Verstellung wird dazu erfordert werden? — Künstliche, feine, der Wahrheit sehr nahe kommende, Verstellung setzt eine mehr als gemeine Erfindungskraft, Gegenwart des Geistes, Erfahrung,

und

*) Aechte Tugend kennt kaum ihren Namen.

und eine richtige Kenntniß der Charaktere der Tugend, der Gemüthsbewegungen, und ihrer Sprache, voraus. Lauter Eigenschaften eines, wenigstens halbwege gebildeten Verstandes, der bey Menschen, die auf ein so niederträchtiges Mittel, sich hervorzuthun, als die Hypokrisie ist, verfallen, nicht gefunden wird. Ihre Verstellung muß demnach sehr plump ausfallen, und in ihren Kopien der Tugend muß so wenig Aehnlichkeit mit dem Original liegen, daß es eben keines scharfsehenden, geübten, kritischen, sondern eines nur aufmerksamen Auges bedarf, um den Betrug zu entdecken.

Im Durchschnitte genommen, sind also dergleichen heilige Betrieger leicht zu erkennen. Die meisten, wie gesagt, besitzen zu wenig Verstand, um eine so schwere Rolle nur mittelmässig gut zu spielen; und bloß bey sehr gutmüthigen, und solchen Personen, die, aus Mangel an Menschenkenntniß, gar nicht für möglich halten, daß es Betrieger dieser Art gebe, gelingt es ihnen, ihre niederträchtige Absicht zu erreichen. Das wissen Sie nun auch; spielen daher ihre Rolle meistens nur vor Zuschauern dieser Art.

Sollten wir indessen gleichwohl ein Erkenntniß, kriterion für den pharisäischen Ehrgeiz angeben, so sey es Folgendes:

Stößt dir ein Mann auf, der ohne Beruf, ausser der Zeit, ausser dem Ort und den Umständen, von Religion, Tugend, Gottseligkeit u. s. w. spricht; wider das Verderbniß der Sitten eifert, wo er einsehen muß, daß er keine gelehrigen Zuhörer vor sich habe; fromme Mienen macht, wenn Andre unschuldigem Scherze, und der gesellschaftlichen Freude sich überlassen; gute Handlungen vor Zeugen ausübt, die eben so wohl im Verborgnen hätten verrichtet werden können, oder

sie

sie erzählt, wo keine Nothwendigkeit ihre Bekanntmachung heischt; so wisse, er ist ein Heuchler — ein Pharisäer, so sehr seine Mienen, Geberden, Sprache, Kleidung einen Frommen, einen Tugendhaften anzukündigen scheinen.

Von diesen pharisäischen Ehrgeizigen müssen jedoch die sogenannten Betbrüder unterschieden werden, die zwar mit jenen dieß gemein haben, daß sie denjenigen Grad von Tugend und Gottseligkeit nicht besitzen, den sie in ihren Handlungen und Gesprächen zu verrathen scheinen. Allein sie unterscheiden sich von den Pharisäern dadurch, daß es ihre Absicht nicht ist, zu hintergehen, oder durch ihre übel verstandene Gottseligkeit, sich einen Namen zu machen. Da sie irrige Begriffe von Tugend und Gottseligkeit haben, und dafür halten, das Beten allein mache den frommen Christen aus: so ist ihre Frömmigkeit zwar eine übel verstandene, falsche Frömmigkeit, aber kein vorsätzliches Blendwerk, kein mit Bedacht angelegter Betrug.

Auch gehören hieher nicht diejenigen Heuchler, die sich zwar besser stellen, als sie innerlich beschaffen sind, aber bloß aus Klugheit, um nämlich gegen die Verachtung, welche sie sich zuziehen würden, falls man sie auf ihrer Blösse betreten sollte, durch diese angenommene Schminke zu verwahren; oder auch, um ein Zutrauen zu erschleichen, das ihnen zu irgend einer Absicht beförderlich seyn kann. Welches die eigentliche Tartuferey, und da sie schädlichen Betrug zum Endzweck hat, zwar eine unerlaubte Simulazion, aber kein pharisäischer Ehrgeiz, ist.

„Wie kann man sich die Freundschaft oder Gunst pharsäischer Ehrgeizigen erwerben?“

Ich möchte lieber fragen: Was kann die Gunst und Freundschaft eines Pharisäers für Vortheil bringen? Wird demjenigen wohl in irgend einem Stücke zu trauen seyn, der sein angelegentlichstes Geschäft daraus macht, Gott und alle Welt zu betriegen? der anders denkt, anders spricht und handelt? der die Tugend nicht, um ihrer selbst willen, schätzt und sucht, sondern sich damit begnügt, deren Aussenseite nachzuahmen? der in geheim mit dem Laster vertraut ist, und vor keinem Bubenstücke zittert, dessen Kundwerdung er nicht zu besorgen hat? Die Klugheit giebt uns vielmehr den Rath, solche tückische Menschen, solche verkappte Bösewichte nicht nur selbst zu fliehen, sondern auch Andre vor ihnen zu warnen.

Indessen, wenn man doch in die Nothwendigkeit gesetzt wäre, sich um die Gunst oder Freundschaft eines solchen Pharisäers zu bewerben, so würde man seinen Endzweck am sichersten dadurch erreichen, wenn man seine tugendhaft scheinenden Handlungen bekannt machte, sie in Gegenwart vieler Zeugen, vorzüglich solcher, die es ihm hinterbringen können, bloß erzählte, ohne sie eben herauszustreichen, als welches nicht erlaubt wäre. Dadurch kann man sich um seinen Ehrgeiz, auf eine nicht unerlaubte Art, verdient machen.

Bedarf man in irgend einem Falle des Beystandes oder der Mitwirkung eines pharisäischen Ehrgeizigen, so ist das einzige erlaubte Mittel, ihn dazu zu vermögen, daß man die Sache so einleite, daß sein Ehrgeiz dabey, wie immer, interessirt werde.

d) Der

d) Der heroische Ehrgeiz sucht durch Muth, Tapferkeit, Heldenthaten, Siege, Eroberungen sich hervorzuthun, sich unsterblich zu machen. Dieß war die Leidenschaft, die einen Cyrus, einen Alexander *), einen Pyrrhus, einen Karl XII. beherrschte, und von jeher so viele Verheerungen in allen Theilen der Welt angerichtet hat. Wenn ein Julius Cäsar vor der Bildsäule des groß genannten Macedoniers in Thränen ausbricht, daß er in einem Alter, in welchem dieser beynahe schon ganz Asien erobert hatte, erst so wenige merkwürdige Thaten verrichtet habe: wer kann noch zweifeln, ob er ein Sklave dieses heroischen Ehrgeizes gewesen?

Allein diese Bahn zum Tempel des Ruhms und der Unsterblichkeit kann nur von sehr Wenigen betreten werden. Zum Glück der Menschheit, giebt es nicht immer Gelegenheiten, Feinde zu schlagen, und Länder zu erobern. Ereignet sich aber auch der Fall, so brauchen ganze Heere nur einen Anführer, der sich Lorbeern brechen kann. Die Uebrigen in dem Heere, die etwa mit dieser Leidenschaft behaftet sind, müssen gehorchen, und haben allenfalls nur selten Gelegenheit, derselben ein kleines Opfer zu bringen.

e) Der politische Ehrgeiz. — Ein durchdringender, praktischer Verstand, fähig die wichtigsten Staats=

---

*) Alexander, wenn er die Beschwerlichkeiten des Krieges besonders lebhaft fühlte, pflegte seufzend auszurufen: „O ihr Athenienser, was für Arbeiten kostet es mich, um euch Stoff zu geben, von mir zu reden!“

Staatsgeschäfte zu leiten und auszuführen, mit Klugheit, sich in die jedesmaligen Umstände zu schicken, vereinigt, ist allerdings ein seltner Vorzug, der ebenfalls auf Ehre und Bewunderung ansprechen darf. Es ist daher leicht zu begreifen, daß unter der Zahl ehrgeiziger Menschen, einige diesen Weg einschlagen, um zu Ehren zu gelangen. Da nun die Erwerbung der Ehre durch dieses Mittel vorzüglich eine mehr, als gemeine Klugheit erfordert: so wird dieser Ehrgeiz der politische genannt. Die Höfe, die Kabinete der Fürsten, sind die vornehmsten Schauplätze, worauf dieser Ehrgeiz seine Rolle spielt; und Ordensbänder, Standeserhöhungen, Ehrenstellen die schätzbarsten Güter, nach denen er lechzet.

Indessen findet der politische Ehrgeiz auch, innerhalb den Schranken des bürgerlichen Lebens, seine Nahrung. Man schätzt und ehrt Leute, die Welt- und Menschenkenntniß, Erfahrung, Geistesgegenwart, besitzen; die sich mit Klugheit, Anstand und Feinheit zu betragen, mit Menschen verschiedener Klassen und Charaktere umzugehen, sich und Andern wohl zu rathen, und ihren Geschäften mit dem besten Erfolge vorzustehen wissen; die über ihre Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften Meister sind, stets mit Ueberlegung handeln, und vor Thorheiten und Unbesonnenheiten sich zu verwahren gelernt haben; kurz, die sowohl moralische als gesellschaftliche Klugheit besitzen.

„Wie kann man sich bey Ehrgeizigen dieser Art in Gunst setzen?"

Durch Bewunderung, und unverdächtige Beweise von Verehrung gegen ihre rühmlichen Eigenschaften. Durch eine aufrichtige Anerken-

nung

nung ihrer uns überlegenen Einsicht und Klugheit, und durch Aeusserung eines vorzüglichen Zutrauens in beyde. Endlich wenn man ihnen Gelegenheit verschafft, ihre Talente glänzen zu lassen.

f) Der Sonderlings-Ehrgeiz sucht, durch eine willkührlich angenommene, sonderbare, eigene Art zu denken und zu handeln, sich auszuzeichnen, Aufmerksamkeit und Verwunderung zu erregen. Ihn irret es nicht, wenn er ausgelacht, und für einen Narren gehalten wird; genug, daß er sich von Andern unterscheidet; daß er originell ist *), und der Welt von sich zu sprechen giebt.

Est aliquid digito monstrari et dicier: Hic est.

Diogenes fragte nichts nach den beissenden Satyren, mit welchen die Athenienser ihn verfolgten. Sie mochten ihn immer den wahnsinnigen Sokrates schelten; sein Ehrgeiz fand sich geschmeichelt genug, daß alles hinzulief, diesen seltsamen Menschen, den berufenen Bewohner des Fasses, kennen zu lernen. Und

wie

*) Einst, als man in Gegenwart des berühmten Fontenelle von dem bekannten Sonderling, dem Jesuiten P. Castel, sprach, und das Eigene, das Charakteristische in seiner Denk- und Schreibart lobte, sagte Jemand: Aber er ist ein Narr. Ich weis es wohl, antwortete Fontenelle, und es thut mir leid. Allein ich schätze ihn, als original, ob er gleich ein wenig ein Narr ist, doch höher, als wenn er gescheid wäre, ohne originell zu seyn. — Finden Sonderlinge sogar bey solchen Männern Beyfall; so sollte ihr Ehrgeiz nicht so lächerlich scheinen?

wie entzükend muß nicht sein Vergnügen gewesen seyn, als selbst der Welteroberer Alexander dem Triebe, seine Bekanntschaft zu machen, nicht widerstehen konnte!

Zu diesem Sonderlings-Ehrgeizigen gehören verschiedene Gelehrte (Philosophen vorzüglich), die durch neue und paradoxe Behauptungen, Hypothesen, Systeme, Aufsehen zu erregen suchen.

Es giebt andre in dieser Klasse von Ehrgeizigen, die um ihren Sonderlingsehrgeiz zu befriedigen, auf unwichtigere Dinge, als wissenschaftliche Paradoxien sind, verfallen, als da sind, Kleidung, häusliche Einrichtung, äussere Lebensart, Ton im Umgange, u. d. gl. Sie lehnen sich vorzüglich gegen die Mode und das Ueblichc auf; machen alles anders, als andere Menschen, und legen es vorsätzlich darauf an, daß alles an ihnen auffalle.

Horaz hat uns einen solchen Sonderling geschildert *). Tigellius, sagt er, war ein sonderbarer Mensch. Augustus, der ihm befehlen konnte, sich hören zu lassen, (denn er war ein Tonkünstler) vermochte nichts von ihm zu erhalten, ob er ihn gleich, um seine eigene, und seines Vaters Freundschaft gegen ihn, beschwor. Wenn ihm aber die Lust zum Musiziren von selbst ankam, so war kein Aufhören. Zuweilen gieng er so schnell auf der Gasse, als ob ihn jemand mit blossen Degen verfolgte, zuweilen wieder in so gravitätischen Schritten, als ob er für die Juno Opfer trüge. Bald hatte er zweyhundert Sklaven, bald ihrer nur zehne. Bald spielte er die Rolle eines Mannes von Wich-

tigkeit

*) Sat. I. 3.

tigkeit, sprach von sich in hohem Tone, redete von nichts, als Königen und grossen Herren. Bald war er die Bescheidenheit und Genügsamkeit selbst. „Ein Tisch mit drey Beinen — pflegte er dann zu sagen — und ein wenig Salz in einer Austerschale, ein Kleid von grobem, dauerhaftem Zeuge, hinlänglich vor Kälte zu schützen — mehr braucht es nicht.“ Hätte man ihm zehnmalhunderttausend Sesterzien gegeben, so konnte man darauf wetten, daß dieser genügsame Mann in drey Tagen keinen Pfennig mehr übrig haben werde. Er wachte die ganze Nacht, und schlief dafür den ganzen Tag.“

Zum Glück sind dergleichen sonderbare Menschen nur seltene Erscheinungen. Es bedarf also keiner besondern Klugheitsregeln in Absehn auf den Umgang mit ihnen, als etwa dieser einzigen: daß man mit ihnen gar nicht umgehe, wenn man aber schlechterdings muß, ihrem Eigensinne so gut, wie möglich, sich füge.

Indessen, muß man nicht alle Sonderlinge sogleich für Sonderlinge aus Ehrgeiz halten, und mit der Verachtung, welche diese mit Recht trifft, belegen. Es könnte in den Augen der Vernünftigen sogar zum Lobe gereichen, wenn jemand, wegen der Abweichung vom Ueblichen und Gewöhnlichen, bey Verkehrtdenkenden für einen Sonderling passirte.

Der Fall ist möglich — und leider nur zu oft wirklich! — daß bey einer Nazion einer Art, zu denken und zu handeln, welche mit den echten Grundsätzen der Vernunft und Sittlichkeit streitet, gleichsam zur herrschenden werde. Der Weise, der Tugendhafte, der durch das Beyspiel der Menge sich in seinen Grundsätzen nicht irre machen, sich nicht stören liesse, seinen Weg fortzuwandern, und sonach der im

Schwang gehenden Sittenmode seinen Gehorsam versagte, würde natürlich, seiner altmodischen Denkart wegen, verlacht, verspottet, und für einen Sonderling gehalten werden. Aber dieser Schimpfname müßte ihm bey dem Wenigen, die noch vernünftig denken, vielmehr zur Ehre gereichen, als ein Beweis, daß er durch die Stärke seiner Vernunft und Tugend und durch Absonderung von dem grossen Haufen, sich gegen die Ansteckung verwahret habe. Solche Sonderlinge sind insgemein die Sokrates'e jeder Nazion und Zeit.

Es giebt noch eine dritte Art Sonderlinge, die sich, aus Misanthropie, von den Menschen absondern, und, durch eine ganz eigene Art, zu handeln, auszeichnen. Sie haben zu viele schlecht geartete, böse Menschen kennen lernen, von ihnen zu viele Beleidigungen zu erdulden gehabt, als daß Sie die Menschen noch lieben, ihren Umgang suchen, so viel Achtung für sie haben können, um etwas an ihnen nachahmungswerth zu finden. Sie glauben daher, sich nicht gewisser überzeugen zu können, daß sie zu dieser verächtlichen und verachteten Menschenrasse nicht gehören, als indem sie in ihrer Art zu denken und zu handeln, nichts gemein mit ihr haben. Diese Art von Sonderlingen verdient Mitleid, nicht Tadel.

Eine vierte Gattung von Sonderlingen machen diejenigen aus, die man mit dem Namen der Humoristen belegen könnte. Ihre ganz sonderbare Art zu handeln, ist bloß die Wirkung ihrer seltsamen und eigensinnigen Weise zu denken. Leute dieser Art haben ihre eigene Philosophie, welcher sie, in der ganz aufrichtigen Ueberzeugung folgen, daß sie die wahre sey, ob sie gleich nicht die gemeine ist. Die Engel=

gelländer haben ein eigenes Wort, eine solche Gemüthsstimmung auszudrücken, sie nenuen sie Spleen. Leute von melancholischem Temperament, die wenig mit Menschen umgehen, und zu viel mit tiefsinnigen Spekulazionen sich abgeben, können und werden sich am leichtesten auf diesen Abweg verirren. Da ihre seltsame Art zu denken und zu handeln sich — wie gleich gesagt worden — auf Spekulazion und Grundsätze stütze, so wissen Sie solche auch, wenigstens durch Scheingründe, zu rechtfertigen, das der Sonderling aus Ehrgeiz nicht vermag, als welchen kein anderer Beweggrund bey seinen Bizarrerien leitet, als dieser einzige, um sich auszuzeichnen, sich bemerkbar zu machen, von sich zu reden zu geben. In welchem allen er eine Art von Ehre sucht. *)

Lagopus ist das Märchen der ganzen Stadt, und der gemeinste Stoff, worüber man sich in Gesellschaften unterhält. „Wissen Sie kein neues Anekdötchen von unserm Lagopus?“ fragt man sich in Zusammenkünften, wenn es an Stoff zur Unterredung gebricht,

*) Einst stund der Sonderling Diogenes unter freyem Himmel, und ertrug ein ungestümes Schneegestöber mit Hagel vermischt, halb nackt, mit übermenschlicher Standhaftigkeit. Um ihn her hatte sich viel Volks versammelt, das ihn herzlich bemitleidete. Platon, der dieß sah, und dem die Absicht dieser Gaukeley nicht unbekannt seyn konnte, rief den Leuten zu: „So ihr wahres Mitleid mit diesem Menschen habt, hört auf, ihn zu betrachten! entfernt euch! dann wird er schon ein Obdach suchen.

oder die Unterhaltung, sich in einen zu ernsthaften Ton zu stimmen, beginnt. Dann tisch jed er einen wahren, oder erdichteten Beytrag zu den Lächerlichkeiten des stadtkündigen Sönderlings auf; und es wird weidlich gelacht. Die Stadtchronik hat folgende Sonderbarkeiten von ihm gesammelt.

Lagopus ladet sich Gäste, und speißt den nämlichen Tag aus.

Er hält sich einen theuer bezahlten Koch, und verköstet sich, so oft er nicht geladen ist, aus dem Gasthause.

Er unterhält eine Bande gewählter Hautboisten, und ist ein abgesagter Feind von aller Musik.

Seine Mahlzeit hält er bald um 8 Uhr morgens bald um 8 Uhr abends; bald in der Mittags = bald in der Mitternachtsstunde.

Er nimmt eine Einladung zu Tische an, und um 4 Uhr nachmittags läßt er um Vergebung bitten, daß er darauf vergessen habe.

Er reutet in weißseidenen Strümpfen, und in Schuhen mit rothen Absätzen, tanzt aber in steifen Dragonerstiefeln.

Er hat gefliessentlich einen stotternden Bedienten, einen übersichtigen Kutscher, und einen buckligen Reutknecht aufgenommen.

Jedermann läßt seinen Bedienten hinterm Wagen stehen; Lagopus läßt ihn, selbst in der prächtigsten Stadtkutsche, sich zur Rechten sitzen.

Er läßt sich zum Schlafengehn frisiren, und erscheint ungekämmt in Gesellschaften.

Sein eignes Landgut hat er in Pacht gegeben, und ein fremdes gepachtet.

Seine Bildersammlung hat er auf den Boden logirt, und seinen prächtigen Sal zum Fouragemagazin gemacht.

In seinem Ziergarten weiden Rehe, Hasen, und Ziegen; und wenn der Gärtner hierüber seine Unzufriedenheit äußert, lacht er herzlich.

Den Keller hat er voll von ausländischen Weinen, und trinkt nichts, als Wasser.

Schon manchem Frauenzimmer hat er seine Hand antragen lassen, und wenn er günstige Antwort erhielt, um Vergebung gebeten, weil er von einer Zigeunerinn gewarnt worden, ja nicht zu heurathen.

Obschon ein geborner Deutscher, spricht er mit jedermann, selbst mit seinen Bauern, englisch.

In seiner Kleidung trozt er auf die impertinenteste Art der Mode, worinn er immer das Gegentheil von dem, was herrscht, zu wählen pflegt.

Da er keine nothwendigen Erben hat, soll sein Vermögen, wie er versichert, nach seinem Tode zu einem Narrenhause gewidmet werden. Die Verleumdung merkt hierüber an: weil er es billig finde, in seinem Testament seine Brüder zu bedenken.

Was für Bewegursachen unsern Lagopus zu einem so ganz einzigen Menschen machen? — Ein falscher Ehrgeiz. Er will kein unbedeutender Mensch seyn, will bemerkt werden, will Aufsehn erregen. Durch seltene Vorzüge des Geistes, durch allgemein geschätzte Verdienste, diesen Endzweck zu erreichen, dazu fühlt er sich zu schwach, zu bequem, und auch zu alt. Dieser Weg zur Ehre, wenn man darauf weiter kommen will, als die Meisten kommen, muß frühzeitig eingeschlagen werden. Das hat Lagopus verabsäumt; folglich sieht er wohl ein, daß er einen andern wählen müße. Ein

Son=

Sonderling kann man zu allen Zeiten, in jedem Alter, und ohne viel Anstrengung und Mühe werden, wenn man nur Witz genug hat, auffallende Narrheiten zu begehen. Freylich würde Lagopus wünschen, auf eine rühmliche Art sich auszuzeichnen, und daß man mit Achtung von ihm spräche. Da er aber dieß nicht möglich machen kann, muß sich sein Ehrgeiz darauf einschränken, daß man ihn wenigstens bemerke, und wie immer von ihm spreche, wenn man nur spricht.

Mihi turpe relinqui est.

„Sag' an Bruder, aus welcher Absicht in aller Welt, kannst Du Dich so ganz mit Vorsatz lächerlich machen?" spricht Wilhelmine, in einer treuherzigen Unterredung, zu ihrem Bruder Lagopus.

L. Mach' ich mich in der That lächerlich? Woher weißt Du das?

W. Seh' ich nicht etwa deine Narrenstreiche? hör' ich nicht die Urtheile der ganzen Stadt darüber?

L. Hättest du wirklich Augen für meine Narrheiten, Schwester? Das macht Dir Ehre!

W. Da braucht's auch viel Augen, — bey so handgreiflichen Dingen!

L. Vielleicht doch? Ein recht grosser, ein mehr als alltäglicher Narr seyn — siehst du Schwester — ist immer nichts kleines: und die Narren genau zu taxiren, und nach Verdienst zu klassifiziren, das, glaube mir, braucht Verstand — viel Verstand. Nun, zu welcher Gattung von Narren zählst Du mich, und welchen Rang weisest Du mir an?

W. Zu den gemeinen Narren gehörst Du wahrlich nicht!

L. Im Ernste?

W. Im vollsten Ernste, Bruder!

L. Laß Dich umarmen! Mädchen Du hast Verstand! Und was sagen denn andre Leute von mir?

W. Kannst's leicht errathen. Bald werd' ich keine Gesellschaft mehr besuchen dürfen, um der Nothwendigkeit überhoben zu bleiben, allenthalben meines Bruders Schande mit anzuhören.

L. Nun? Wie denn so, trautes Minchen?

W. Es ist auch wahr! In allen Gesellschaften spricht man von Dir!

L. (mit sichtbarem Intresse, das nach und nach in die lebhafteste Freude übergeht.) Spricht man?

W. Erzählt sich einen tollen Streich über den andern von Dir.

L. Erzählt man?

W. Lacht dich aus.

L. Lacht man?

W. Spottet über deine Bizarrerien.

L. Spottet man?

W. Nennt Dich einen Narren.

L. Bravo!

W. Einen Narren, der weit und breit seines Gleichen nicht hat.

L. Bravissimo!

W. Den größten Narren, den auf unsrer Halbkugel je die Sonne beschien.

L. Bravo, bravissimo!

W. Hast Du den Verstand verloren, Bruder? Ich glaube gar, Du freuest Dich über deine Schande?

L. Warum denn nicht?

W. Es wäre wirklich so?

L. Und wenn's so wäre?

W. Nun, so wäre das unstreitig die größte aller Narrheiten, deren Du je Dich schuldig gemacht hast.

L. Meynst Du Minchen?

W. Wohl' meyn' ichs! Wie sollt' ich's auch nicht meinen?

L. Kannst es meynen — mußt es meynen. Bist ein Weib — hast wenig Einsicht.

W. Nun, so belehre mich doch eines Bessern.

L. Könntest mich nicht verstehen. Was ich Dir zu sagen hätte, geht über deinen Horizont. Du und die Welt, wie Du sagtest, haltet mich für einen Narren; und sieh, ich bin gar nicht böse darüber. Wer kein Narr seyn will, muß auf allen Ruhm Verzicht thun. Das ist Dir nun freylich wieder zu rund; aber es ist ausgemachte Wahrheit. Was ist der Gelehrte, der um eine bloß eingebildete Unsterblichkeit sich sein wirkliches Leben, durch unmässiges Studiren, abkürzet? — Ein Narr! Was der Held, der um ein Lorbeerblatt wütend in die Feinde sich stürzt? — Ein Narr! Was der Höfling, der um eine Elle Band Ruhe und Gewissen verkauft? — Ein Narr! Was der Eroberer, der um ein Bischen Zeitungslob sich den größten Beschwernißen des Kriegs unterzieht? — Ein Narr! Und sonach darf ich mich wohl auch nicht schämen, einer zu seyn, zumal ich es um einen weit wohlfeilern Preis bin, als alle ietzt genannte Narren.

W. Nun so hab' ich auch Anspruch auf Ruhm, da ich die Närrinn gewesen, für möglich zu halten, daß ich Dich auf bessere Gedanken bringe.

L. Nimm mir's nicht übel, Schwester, diese deine Narrheit ist noch eine zu kleine Narrheit, um Aufsehn zu erregen.

W. Nun, so muß ich schon aller Hoffnung auf Ruhm entsagen.

L. Thust gescheid daran! dein Geschlecht ist für den Ruhm nicht gemacht. Ruhms genug für Dich, daß Du die Ehre hast, des allgemein beredeten, allgemein belachten Lagopus Schwester zu seyn.

Aus diesem Gespräch wird es leicht, zu bestimmen, zu welcher Klasse von Sonderlingen Lagopus gehöre. Er giebt ja deutlich genug zu verstehen, daß er wisse, seine Auffiihrung und Art zu denken streite mit der gesunden Vernunft — daß er sich freue, für einen ausserordentlichen Menschen gehalten zu werden — daß das Sonderbare, so er an sich äussert, mit Vorsatz veranstaltet sey, um Aufsehen zu erregen, — daß er lieber ein bemerkter Narr seyn wolle, als ein unbemerkter Mann von gewöhnlicher Vernunft.

Diese Charaktere kommen bloß dem Sonderling aus Ehrgeiz zu, und zeichnen ihn von den Sonderlingen der übrigen drey Arten aus.

Der Sonderling aus Weisheit und Tugend, ist bloß ein relativer Sonderling d. i. nur in den Augen Derer, die nicht denken und handeln, wie er. Es ist Pflicht, so zu denken und zu handeln, wie er thut, und sein, von dem großen Haufen sich unterscheidendes, Betragen hat keinen andern Endzweck, als dieser Pflicht nachzukommen. Aufsehn erregt er zwar, muß es erregen, aber ohne Vorsatz. Er würde immer noch so denken und handeln, wenn er

auch

auch, unter dem grossen Haufen der, nach der herrschenden Sittenmode lebenden, Menschen sich nicht auszeichnete.

Der Sonderling aus Menschenhaß hat ebenfalls die Absicht nicht, durch seine, von der gemeinen Handelns- und Denkensart seiner Mitmenschen abweichenden, Grundsätze sich bemerkbar zu machen, und Aufsehn zu erregen. Sondern er will bloß darum sich von ihnen absondern und unterscheiden, weil er die Menschen verachtet, haßt, und ihnen ähnlich zu seyn, für Herabwürdigung seiner selbst ansieht.

Der Sonderling nach Grundsätzen, oder aus Spleen, endlich folgt seiner Ueberzeugung, daß er recht handle, unbekümmert, ob man ihn deßwegen lobe oder tadle. Er lebt nach seiner eigenen Art, und läßt Andre nach der ihrigen leben; hat also die Absicht ebenfalls nicht, Aufsehn zu erregen, und sich in Ruf zu bringen, welche Absicht, den Sonderling aus Ehrgeiz ausschliessungsweise charakterisirt.

Nachdem wir nun von den allgemein angenommenen sechs Arten des Ehrgeizes gehandelt haben, könnten wir diese Materie, als vollendet ansehen. Aber es giebt noch einen wilden, unnatürlichen Auswuchs des Ehrgeizes, den ich, aus mancherley Gründe, nicht umhin kann, Sie, M. M. H. H. kennen zu lehren. Zwar besorge ich nicht, daß jemand von Ihnen in dem Spiegel, den ich Ihnen jetzt vorhalten will, seine Gestalt finden wird. Gleichwohl kann es nicht schaden, auch solche Ideale von Menschen zu betrachten, von denen noch nicht alle Kopien verschwunden sind. Eine Anleitung zur Klugheit und Menschenkunde, muß so viele Arten von sittlichen Charakteren aufstellen, als immer möglich, darf folglich

auch

auch diejenigen, die nur höchst selten vorkommen, nicht übergehen.

Sollen wir den unnatürlichen Auswuchs des Ehrgeizes, von dem ich noch zu reden habe, mit einem charakteristischen Namen bezeichnen, so könnte man ihn vielleicht den Herostratischen Ehrgeiz nennen.

Herostratus, wie Strabo im IV. Buche erzählt, steckte den weltberühmten Tempel der Diana zu Ephesus in Brand, und zwar bloß in der Absicht, um durch diese Frevelthat sein Andenken zu verewigen.

Hieraus werden Sie, M. M. H. H. schon einigermassen errathen, worin der Ehrgeiz, von dem ich noch zu handeln vorhabe, eigentlich bestehe. Er ist nämlich der unnatürliche Ehrgeiz, der darinn Ruhm sucht, Andre in Schandthaten zu übertreffen, und dießfalls sein eigener Lobredner wird. *)

Ich nenne ihn einen unnatürlichen, und zwar aus doppeltem Grunde; einmal, weil ein Widerspruch darinne liegt, und widersprechende Dinge unmöglich, also auch unnatürlich sind. Ehre — Ruhm in Schande suchen, was kann widersinniger, was widersprechender seyn! Zweytens, ist dieser Ehrgeiz unnatürlich, weil er ganz mit der Natur des Menschen streitet, als in welcher nicht einmal die allerentfernteste Disposizion dazu liegt.

Sich für besser halten und ausgeben, als man ist; seine moralischen Gebrechen vor den Augen der Welt zu verbergen suchen, ist wenigstens eine natürliche Wirkung der uns angebornen Selbstliebe. Schand-

tha-

*) Ambitio usque eo jam se suis non continet terminis, ut per turpitudinem splendeat.

Sen.

thaten begehen, aber ihre Unrechtmässigkeit doch zuweilen fühlen, und derselben sich wenigstens schämen, ist eine natürliche Wirkung des unsrer Natur eingewebten moralischen Gefühls. Aber mit seinen Lastern, mit seinen Schandthaten sich brüsten, und in deren Bekanntmachung Ehre suchen, wo ist in der Natur des Menschen wohl ein Trieb, der, selbst durch die verkehrteste Richtung, hiezu verleiten könnte? Vielmehr, wie viele natürliche Triebe müßen nicht zuvor im Menschen, bis er einer solchen Ruchlosigkeit und Unverschämtheit fähig wird, erstickt, getödtet werden? der moralische Sinn, das Gewissen, der Trieb nach dem Beyfall Andrer, der Vollkommenheitstrieb, der Trieb der Scham u. s. w.

Was kann demnach unnatürlicher seyn, als diese teuflische Ruhmredigkeit, dieser wilde, bastardische Ehrzeig? *) Es giebt keinen so unsinnigen, so ausgeschämten Menschen, der, wenn er mit einem eckelhaften Aussatz an seinem Leibe behaftet wäre, sich entblössen, und zur öffentlichen Schau ausstellen würde. Und es giebt doch Menschen, die ihre räudige Seele ungescheut an den Schandpranger stellen, und Ruhm darinn suchen, allgemeinen Eckel zu erwecken. Giebt

es

*) Nie hat vielleicht die Erde einen grössern Schandbuben getragen, als den berüchtigten Catilina, der seiner Schandthaten wegen so allgemein verabscheuet wurde, daß selbst seine nächsten Anverwandten ihn, wenn er im Senat erschien, keines Anblicks würdigten, und daß kein ehrliebender Mann sich wieder auf den Platz setzte, auf dem Catilina jemals gesessen hatte. Diesem Helden in der Bosheit wirft Cicero unter andern ausgezeichneten Unthaten auch vor, daß er sich seiner Laster sogar noch gerühmt habe.

es eine moralische Raserey, die dieser gleiche? Ein Mensch, der sich so tief herabwürdigen kann, ist nach dem gelindesten Ausdruck, das, was man eigentlich einen Schandbuben nennt.

Ich würde Bedenken tragen ein Bild von einem solchen Menschteufel, weil es nicht anders, als Schauder erregen kann, Ihnen, M. M. H. H. aufzustellen, wäre es mir nicht darum zu thun, einen solchen Abscheu in Ihnen zu erregen, der Sie gegen die Gefahr, ihm nachzuahmen, auf immer in Sicherheit setze.

Semidämonius hat, durch vieljährige, ausgesetzte Uebung es endlich in der Ruchlosigkeit so weit gebracht, daß er vor keinem Bubenstück, vor keiner Schandthat mehr erschrickt — nicht einmal erröthet, ja sogar Ehre darinn sucht, kein alltäglicher Bösewicht zu seyn. Daher, daß er bey jeder Veranlassung, auch wohl ohne Veranlassung, den Herold seiner Schandthaten macht, und mit sichtbarem Selbstbeyfall Thaten von sich erzählt, worüber gesittete Menschen sich entsetzen, und selbst die Lasterhaften sich ärgern. Sein gebrandmarkter Name ist in der ganzen Stadt bekannt; die Wände in den Tempeln der gnidischen Göttinn werden ihn noch lange nach seinem Tode wiederhallen, und die Hölle hört ihn mit wiehernder Freude aussprechen. Er verläßt keine Gesellschaft — diejenige seiner Spießgesellen, in welcher er den Apostel der Ruchlosigkeit macht, allein ausgenommen — ohne alle Diejenigen, die Zeugen seiner Frechheit waren, mit Abscheu gegen sich erfüllt zu haben. Alle Gesittete fliehen ihn, wie Einen, der Pestbeulen hat, und die Häuser, worinn er seine Niederlage aufschlägt, werden nach und nach von allen Ehrliebenden verlassen. Nie hört er von einer schlechten Handlung sprechen, daß er nicht eine weit schlechtere

tere von sich zu erzählen hätte; und eines seiner Lieblingsvergnügungen besteht darinn, durch ein oder das andere Kapitel aus seiner skandalosen Chronik, die Unschuld erröthen zu machen, oder schamhafte Gemüther zu verscheuchen.

Daß Semidämonius, bey dieser infamen Gemüthsart, keine Religion habe — haben könne, fällt von selbst in die Augen. Gleichwohl ermangelt er nicht, dieß jedermann frey zu gestehen; glorirt sogar, sich als einen Menschen aufzustellen, dem nichts heilig genug ist, um darüber nicht zu spotten. Er macht gar kein Geheimniß daraus, wie viele Schlachtopfer er seiner viehischen Wollust gebracht, und zählt sie der Reihe nach, ohne darum befragt zu werden, her; macht kein Geheimniß daraus, wie oft er den Wundärzten unter den Händen gewesen, wie viele gutherzige Gläubiger er angesetzt, wie oft er sich zum Vieh gesoffen, wie viele Nächte er durchschwärmt, wie vielen noch unschuldigen Jünglingen er seine Ruchlosigkeit eingeimpft, wie viel er durch Falschspielen gewonnen, wie viele Familien er in Thränen versetzt, wie viel eigenes, und von Andern ausfilutirtes, Vermögen er auf die lüderlichste Art durchgebracht habe.

Ich lese in Ihren Gesichtern, M. M. H. H. daß Sie mir im Herzen zurufen: „Genug! Genug! Manum de tabula;“ Sie kehren Ihre Augen ab, und wollen nicht mehr sehen. Diese Wirkung erwartete ich von meinem Gemälde; ich will es, nachdem ich meine Absicht erreicht habe, wieder auslöschen, und wünschen, daß ich eben so leicht alle seine Originale vertilgen könnte. Aber in Ihrer Einbildungskraft erhalte es sich immer lebhaft, damit Sie davor zurückschaudern, und nie

ver-

versucht werden mögen, nur einen einzigen Zug davon in das Bild Ihrer Seele zu übertragen.

So schauderhaft indessen auch das Gemählde war, daß ich Ihnen, M. M. H. H. von diesem unnatürlichen Ehrgeiz vorgehalten: so habe ich Ihnen doch das Verabscheuungswertheste in dieser Art noch nicht gezeigt. Besorgen Sie nicht, daß ich den Pinsel noch einmal in die Hand nehme; dieser Gegenstand geht über meine Kunst zu schildern. Es sey genug, Ihnen einen historischen Begriff davon zu geben.

Lassen Sie Sich also sagen, daß es mit Vernunft begabte Geschöpfe — Menschen kann man sie nicht nennen — gebe, die nur die Schandthaten, die sie wirklich verübt haben, zur Schau ausstellen, sondern sich überdieß solcher rühmen, die sie nie verübt — nie verüben konnten. Hier, M. M. H. H. haben Sie das möglich größte moralische Scheusal, den höchsten Grad menschlicher Verruchtheit! Sollte man für möglich halten, überzeugte uns die Erfahrung nicht von der Wirklichkeit, daß ein Mensch so ganz ausarte, daß er sich lasterhafter und boshafter wünsche und lüge, als er in der That ist? daß er seinen Witz aufbiete! sich Schandthaten anzudichten, wozu er weder Vermögen, noch Gelegenheit, noch Bosheit genug, gehabt hat? Sollte man sich doch der Menschheit beynahe schämen, wenn solche Ungeheuer sich auch Menschen nennen dürfen. Pfuy der unaussprechlichsten Niederträchtigkeit und Unverschämtheit! Einem solchen Auswürfling der Menschheit, wäre es besser, wenn er nie wäre geboren worden, oder, wenn die Natur ihn mit Stummheit geschlagen hätte.

Nach-

Nachdem wir die verschiedenen Hauptarten des Ehrgeizes mit ihren charakteristischen Kennzeichen uns bekannt gemacht haben, wollen wir nunmehr das Allgemeine in der Gemüthsart der Ehrgeizigen aufsuchen, und hievon die Regeln der Klugheit, die gegen sie zu befolgen sind, obstrahiren.

1) Sucht jeder Ehrgeizige, durch irgend etwas das Aufsehn zu erregen vermag, sich auszuzeichnen, und darinn Andre zu übertreffen. Daher folgt sehr natürlich, daß er

2) ungemein eifersüchtig ist, und sich aus allen Kräften bemüht, zu verhüten, daß Diejenigen, die er übertrifft, ihn nicht erreichen. Diejenigen aber, die ihm gleich sind, ihm nicht den Rang ablaufen mögen. *)

3) Geht jeder Ehrgeizige bey allem, was er unternimmt, vorzüglich auf Ehre, und bekümmert sich sorgfältig um das, was man von ihm spreche.

4) Bey seinen eigenen sowohl, als von Andern ihm aufgetragenen, Geschäften, geht er mit Vorsicht, Klugheit, und Thätigkeit zu Werke, und bestrebt sich äusserst, sie mit Ehre auszuführen.

5) Sein Versprechen hält er zwar auch mit seinem Schaden, aber nicht mit seiner Schande. Denn etwas versprechen, das man zu leisten nicht vermag, verräth einen Prahler, oder einen Unüberlegten; etwas versprechen aber, das man nicht halten will, ist Niederträchtigkeit. Beydes verträgt sich mit dem Ehrgeize nicht, weil es verächtlich macht.

6) Ist

---

*) Cäsar pflegte zu sagen: Ich will lieber in einer kleinen Stadt der Erste, als in Rom der Zweyte seyn.

6) Ist der Ehrgeizige ausdauernd, und überwindet mit Standhaftigkeit Beschwerlichkeiten und Hindernisse, die der Ausführung seiner Unternehmungen sich widersetzen. Daher, daß er sogar

7) Bey übereilten Anschlägen, welche er doch nie dafür angesehen wissen will, sondern auf die möglichste Art zu rechfertigen sucht, sich äusserst hartnäckig bezeigt, und solche, zumal wenn seine Miteifrer oder Neider ihm entgegenarbeiten, nicht aufgiebt, als wobey er es auf das Aeusserste ankommen läßt.

8) Bey allem ist er muthvoll und kühn, achtet auch, nach Beschaffenheit der Umstände, und nachdem sein Ehrgeiz sich aufgefordert fühlt, wohl sein Leben für nichts, um seine Ehre zu behaupten.

9) Im Glücke sowohl, als im Unglücke bemüht er sich grossen, unerschütterlichen Muth, den man bewundre, an sich blicken zu lassen, und wird nicht leicht im erstern sicher und übermüthig, wie im letztern verzagt und trostlos seyn. Mißlingt ihm ein Unternehmen, so wird ihn seine gekränkte Leidenschaft Tag und Nacht nicht ruhen lassen, bis er die Scharte wieder ausgewetzt hat.

10) Bey allen seinen Anschlägen und Unternehmungen ist er verschwiegen, und zur Verstellung geneigt, theils weil die Sicherheit seiner Unternehmungen dieß erfordert; theils um grössers Aufsehn zu machen, wenn er, was er unternommen, wider aller Menschen Vermuthen, glücklich ausführt. Bey dieser Gemüthsbeschaffenheit kann der Ehrgeizige

11) den Wollüsten nicht ergeben seyn; nicht eben, als ob er ihnen an sich selbst feind wäre, sondern, weil Wollust bey ihm der Ehre, die er zu seinem höchsten

sten Gut gemacht hat, weit nachstehen muß. Dann auch darum, weil Ausschweifungen in der Wollust mit Schande und Verachtung, die der Ehrgeizige als die höchsten Uebel scheuet, verbunden sind.

12) Obgleich der feine Ehrgeizige vorzüglich nach der innern Ehre strebt, nämlich nach einer aufrichtigen Anerkennung seiner ausgezeichneten Vorzüge bey Andern: so wünscht er doch auch die äussere Ehre, d. i. durch äussere Zeichen der Verehrung von jener innern überführt zu werden, als da sind Lob, Beyfall, unterscheidende Ehrenbezeigungen, Bewunderung ausdrückende Mienen und Geberden; worinn der rohe Ehrgeiz auch wohl allein seine Befriedigung findet.

Aus diesen gemeinschaftlichen Eigenheiten der Ehrgeizigen, dürften sich nachstehende Regeln der Klugheit, für das Benehmen gegen dieselben, folgchen lassen.

1. Regel. „Man gehe mit Ehrgeizigen äusserst vorsichtig, und höflich um, und vermeide gemeinmachende Vertraulichkeit."

Sie sind äusserst schiefrig, daher leicht zu beleidigen. Nun macht Vertraulichkeit, (Familiarisirung) daß wir auf das, was wir thun und reden, weniger aufmerksam sind, und daher leicht durch Beydes anstofen. Bey Ehrgeizigen muß man immer auf seiner Hut seyn, immer die Goldwage in der Hand haben; ein Wort, eine Miene kann sie auforingen.

2. Regel. „Man bewundre, rühme, lobe niemand solcher Vorzüge wegen, durch die der Ehrgeizige, mit dem man eben zu thun hat, sich vor Andern ausgezeichnet glaubt, oder hervorzuthun bestrebt. Natürlich würde hiedurch seine Eifersucht,

und die ihm unerträgliche Vorstellung, ob man vielleicht einen Andern ihm vorziehe, erregt werden; wodurch wir uns schwerlich bey ihm insinuiren dürften. Machen aber die Umstände ein solches Lob von unser Seite nothwendig, so sey man so sparsam damit, als möglich, und gebe durch gewisse, das Lob mildernde, Formeln zu erkennen, daß man demjenigen, den man zu loben nicht umhin kann, eben nicht den Vorzug vor allen seines Gleichen, (als worauf jeder Ehrgeizige selbst Anspruch macht,) ausschliessungsweise einräumen wolle."

„Da sie gereist sind, (sagt Strephon an der Tafel des prächtigen Gereon zum Pennyles werden Sie auch das berühmte Lustschloß des Fürsten von Burgstein gesehen haben?"

P. Allerdings.

S. Reisende machen von der geschmackvollen Einrichtung dieses Schlosses viel Rühmens.

P. Es verdient schon gesehen zu werden, ob es gleich meines Erachtens, nichts ausserordentliches darbietet. Man sieht mehr guten Geschmack als Pracht.

Gereon. Das hab' ich mir auch sagen lassen. Einige ganz hübsche Kabinetstücke, aber keine Bildergallerie.

P. Nichts weniger; als Gallerie! Selbst der Garten gehört nur zu denen vom mittlern Range.

G. Reisende pflegen den meinigen vorzuziehen, ob bloß aus Schmeicheley? — weis ich nicht.

P. Zwar hab' ich Eurer Herrlichkeit Garten noch nicht gesehen; aber nach dem, was ich bereits zu sehen das Glück gehabt, zu schliessen, kann ich annehmen, daß er denjenigen des Fürsten von Burgstein gar sehr übertreffe. Was ich in diesem mehr anmuthigen,

als prächtigen Garten vermißt habe — er hat keine Statuen.

G. Das ist eine wesentliche Unvollkommenheit! Statuen müssen einen Garten beleben, sonst ist er, so schön er übrigens sey, nichts, als eine regelmässig Einöde.

S. Der Fürst soll eine sehr prächtige Tafel führen?

P. Prächtig nur nach der dortigen Landessitte. Man speist in diesem Lande sehr frugal; und die Köche wollen eben nicht viel sagen.

G. Ich hab' einen, der ehemals bey diesem Fürsten in Diensten gestanden hat. Er macht kein Geheimniß daraus, daß er erst bey mir gelernt habe, was kochen heisse.

P. Das ist leicht zu glauben.

G. Und was noch mehr ist. Ich habe die Ehre gehabt, den Fürsten von Burgstein selbst bey mir zu bewirthen; er schien voll Bewunderung, und lobte unsre Art zu speisen ungemein. Wiewohl ich dieß nur für ein Kompliment hielt.

S. Er soll ein großer Liebhaber von Musik seyn, und eine Bande ausgesuchter Virtuosen unterhalten.

P. Ja, es sind geschickte Leute; doch glaub' ich daß sie ihres Gleichen haben.

G. Sie werden sogleich meine Musikantenbande hören; sie ist auch nicht übel.

P. Eure Herrlichkeit leben in dem Lande, wo die Musik zu Hause ist, und welches andre Länder mit Virtuosen versieht. Ich zweifle also gar nicht, daß —

G. (einfallend) Bis Sie sie werden gehört haben, hernach bitt' ich mir Ihr Urtheil aus.

P. Ich

P. Ich bin zu wenig Kenner, als daß mein Urtheil etwas gelten könnte. In der Musik entscheidet nur mein Gefühl.

G. Das urtheilt am richtigsten. Ich selbst bin auch kein Liebhaber von Musiken, die nicht Ohr und Herz befriedigen. — —

Wie sehr hat Strephon wider unsre obige 2te Regel verstossen, indem er an der Tafel eines Gereon so ganz ohne Anlaß, das Gespräch auf den Fürsten von Burgstein lenkte, und eine so hohe Meynung von dessrn Lustschlosse, und Hofstate verrieth, daß Gereon, der durch Pracht sich auszeichnende, ehrgeizige Gereon besorgen mußte, er setze ihn dem Fürsten nach! Zum Glück, daß der feine Pennyles die Unbesonnenheit des Strephon, durch sein kluges Benehmen in etwas wieder gut machte, und die etwa erregte Eifersucht des Gereon, durch Mässigung in dem Lobe des Burgsteinischen Schlosses, und der vom Strephon gepriesenen Vorzüglichkeiten des Fürsten, wieder besänftigte. Auch wird er dadurch beym Gereon nicht wenig sich insinuirt haben, gleichwie dieser, im Gegentheil, dem unklugen Strephon es nicht so bald vergessen wird.

---

3. Regel. „Man lasse mit Ehrgeizigen sich nicht leicht in Streit ein, und jemehr Grund man hat, ihnen zu widersprechen, desto weniger thue man es; vorausgesetzt, daß keine Pflicht, zu widerspre-
chen, uns verbinde."

Unrecht haben ist mit Schande verbunden, und diese der Ehrgeizige höchstes Uebel. Wer ihnen widerspricht, will wenigstens nicht eingestehen, daß sie bey ihm recht haben; und das muß sie allerdings beleidigen. Ueberführt man sie vollends, daß sie unrecht haben, dann werden sie es nicht leicht verzeihen. Manet alta mente repostum. Selbst bey dem räsonnablesten Ehrgeizigen kann durch sowas der erste Grund zu einer Abneigung gelegt werden, die unvermerkt, auch gegen die innigsten Freunde, sich entwickelt, so, daß man oft, weil man auf die erste Veranlassung zur Abneigung vergessen hat, sich selbst keinen Grund anzugeben weis, warum man gegen gewisse Personen, die man ehedem schätzte, liebte, nach der Hand kalt geworden, oder warum andre uns von jeher zuwider gewesen.

4. Regel. „In Gesellschaften richte man auf Ehrgeizige vorzüglich seine Aufmerksamkeit, besonders, wenn es Personen sind, an deren Gunst viel gelegen ist. Sagen sie gleich die unbedeutendsten und trivialsten Dinge, so höre man sie mit einer so fixirten Theilnahme an, als ob sie lauter, uns noch unbekannte, Weisheit, oder Sachen der ersten Wichtigkeit sagten.“

Selbst dann ist diese Regel noch zu befolgen, wenn sie in Dinge, die wir besser verstehen, oder wissen, sich die Miene geben, uns zu belehren. Jeder Ehrgeizige will Andern vorgezogen werden; man beleidigt also seine Leidenschaft auf das empfindlichste schon dadurch, wenn man ihn nicht für den Allerbemerkenswürdigsten hält, wie vielmehr, wenn man ihn gar übersehen und vernachlässigen sollte?

5. Regel. „Blosse Kunstspiele, in welche Glück oder Zufall keinen Einfluß haben, spiele man mit dem Ehrgeizigen niemals, falls man ihm darinn überlegen wäre. *) Muß man jedoch schlechterdings spielen, so verläugne man, auf eine unbemerkbare Art, seine Stärke, und lasse ihn gewinnen. Wäre man aber wirklich schwächer, als er, so kann man sich ohne Bedenken einlassen. Auch wird es nicht schaden, sich das Ansehen zu geben, als ob man sich für unüberwindlich hielte.“

Dem Ehrgeizigen kann nichts peinigender seyn, als sich übertroffen zu sehen; man muß demnach ihm diesen Zustand zu ersparen suchen. Andre aber zu übertreffen macht ihm das intensiveste Vergnügen, und wer ihm dasselbe verschafft, wäre es auch nur dadurch, daß er die Gelegenheit dazu wird, darf sicher darauf rechnen, daß er sich bey ihm insinuirt habe. Hierinn liegt der Grund der Regel, welche überdieß anräth, daß man sich das Ansehn gebe, als dünke man sich unübertreffbar; und dieß darum, weil alsdann der Sieg für den Ehrgeizigen Mitspieler mehr Reiz haben wird, da er seiner Leidenschaft um so mehr schmeichelt. Und warum wollten wir ihm dieß Bischen Eitelkeit nicht gönnen, da er uns vielleicht seine Zuneigung, die uns nützlich

seyn

---

*) Ein spanischer Hofmann spielte einst mit dem König Philipp II. Schach, und hatte die Unklugheit, alle Partien zu gewinnen. Nachdem das Spiel zu Ende war, merkte er erst, daß der König den empfindlichsten Verdruß äusserte. Bey seiner Nachhausekunft, sagte er zu seinen Kindern: „Meine Kinder! wir dürfen weiter nichts bey Hofe suchen; denn ich bin ein besserer Schachspieler, als der König. Lasset uns einpacken, und davon ziehen.“

seyn kann, dafür schenkt? Etwas Wesentliches, für etwas Bloßeingebildetes, das ist doch der schlimmste Tausch nicht?

6. Regel. „Will man von dem Ehrgeizigen etwas erhalten, oder bedarf man in irgend einem Falle seiner Mitwirkung: so muß man ihm vorzüglich Beweggründe von der Ehre, hergenommen, verlegen *) Eben dieß gilt, wenn man ihm von etwas abzuhalten vorhat. Die Ehre nämlich ist die mächtigste Triebfeder seines Willens."

„Wie ich höre, (spricht Gobrias zu dem ehrgeizigen Kaufmann Apion) haben Sie Ihre Gesinnungen gegen den Chares geändert? Er soll nun nicht mehr Ihr Schwiegersohn werden?"

A. Nein

---

*) Von dieser Maxime hat Cicero, als ein erfahrner Menschenkenner und kluger Redner, mit dem glücklichsten Erfolg Gebrauch gemacht in der Rede für den Ligarius. Fac igitur (spricht er) quod de homine nobilissimo & clarissimo, M. Marcello, fecisti nuper in curia, nunc idem in foro de optimis, & huic omni frequentiæ probatissimis fratribus. Ut concessisti illum Senatui, sic da hunc populo, cujus voluntatem carissimam semper habuisti. Et si ille dies tibi glorioſisimus, populo Romano gratissimus fuit: noli, obsecro, dubitare C. Cæsar similem illi gloriæ laudem quam sæpissime quærere. Nibil est enim tam populare quam bonitas: nulla de virtutibus plurimis nec admirabilior nec gratior misericordia est. Homines enim ad Deos nulla re propius accedunt, quam salutem hominibus dando; nihil habet nec fortuna tua maius, quam ut possis; nec natura tua melius, quam ut velis conservare quam plurimos.

A. Nein, er soll nicht! so wahr ich Apion heisse, das soll er nicht!

G. Unstreitig werden Sie, aus trüftigen Gründen, Ihr Wort zurücknehmen? Ein Mann von Ihrer Einsicht, übereilt sich nicht.

A. Chares ist ein Unwürdiger, und wer kann einem solchen das Liebste, was man hat, — sein Kind, anvertrauen?

G. Ich selbst habe immer vortheilhaft vom Chares gedacht; und die ganze Stadt, die ihn für einen Mann von schätzbaren Eigenschaften und Talenten —

A. (unterbrechend) Rechtschaffenheit muß man bey andern guten Eigenschaften, wenn sie einigen Werth haben sollen, nicht vermissen. (aufwallend) Chares ist ein Betrieger!

G. Ein Betrieger? — dieser Chares ein Betrieger?

A. Ein Betrieger! Vergeben Sie, werthester Gobrias, meiner Freymüthigkeit; ich weis Sie sind sein Freund.

G. Wäre dem, wie Sie sagen, ich müßte aufhören, es zu seyn.

A. Er hat sich für reich ausgegeben; und nun kömmts heraus, daß er nichts hat, als was er mit auf die Welt gebracht, — eine Seele in einem nackten Leibe. Wie gefällt Ihnen das Histörchen?

G. Nicht so sehr bin ich des Chares Freund, um eine so niedrige Handlung gutzuheissen. Aber zu seiner Entschuldigung, glaub' ich, liessen sich Gründe anführen.

A. Durch Entschuldigung kann sein Vergehn vielleicht gemildert, aber niemals ungeschehen werden. Ein Betrieger bleibt er immer, zu so einem kleinen

als Sie ihn, durch Ihre Entschuldigung, auch machen können, zu machen gedenken. Und könnt' ich einen vorsätzlichen Betrieger wohl zu meinem Schwiegersohn machen?

G. Wie ich den Chares kenne, liegt nichts, als jugendliche Unüberlegtheit zum Grunde seines Betrugs. Ohne Zweifel glaubte er, durch dieses falsche Vorgeben, Sie um so geschwinder zu einem schleunigen Jawort zu vermögen.

A. Nun gut! so hat er doch immer durch Unwahrheit sich Vortheil verschaffen wollen. Und charakterisirt dieß nicht den Betrieger?

G. Hätt' er hoffen können, oder vielmehr, hätt' er eitel genug von seinem Werthe gedacht, um zu hoffen, daß Sie ihm, auch bey seiner Mittellosigkeit, Ihre Tochter nicht versagen werden, schwören wollt' ich, er wäre nie auf dieß Mittel, sein Vorhaben durchzusetzen, verfallen. Denn dafür kann ich Ihnen bürgen, daß er kein handwerksmässiger Betrieger ist, und im Grunde edel denkt.

A. Das mag seyn! Auch bin ich Christ genug, um ihm zu vergeben; aber meine Tochter, die kriegt er nun einmal nicht.

G. Die ihn doch liebt? die nur durch ihn glücklich zu werden glaubt?

A. (aufbrausend) Sie darf — sie soll ihn nicht lieben. Ich werd' es ihr verbieten.

G. So was, werthester Apion, läßt sich so wenig verbieten, als gebieten.

A. (mit Zuversicht) Nun, so werd' ich andre Mittel gebrauchen, und den Buben aus ihrem Herzen heraus exorzisiren.

G. Es wäre was dabey zu gewinnen, wenn irgend jemand dieses Arkanum besässe.

A. Die Sache ist immer einen Versuch werth. Wir wollen sehen, wie weit sichs bringen läßt.

G. Sie sind zu sehr Vater, um Ihre Tochter einer so gewaltsamen Kur, bey so wenig Hoffnung des gewünschten Erfolgs, zu unterwerfen. Man hat Beyspiele, daß solche Pazienten, während der Kur, ihr Leben aufgegeben haben.

A. Ja, unter den Händen ungeschickter Aerzte!

G. Vielleicht waren sie so geschickt, als man es in diesem Stücke seyn kann?

A. Vielleicht auch nicht! Genug ich mache mir alle Hoffnung; lassen Sie mich dafür sorgen.

G. Aber, diesen kleinen Fehltritt abgerechnet, ist Chares ein Mann, mit dem Ihre Tochter nicht übel fahren würde. Besitzt er gleich kein Vermögen, so besitzt er doch Talente, Geschicklichkeiten, Eigenschaften, die immer für baar Geld angerechnet werden können, weil sie ihn in den Stand setzen, Vermögen zu erwerben. Sie selbst sagten mir ja oft: Chares werde einst keine unbedeutende Rolle spielen?

A. Seine Talente und Geschicklichkeiten will ich ihm eben so wenig absprechen, als die Hoffnung auf eine verhältnißmässige Beförderung. Was ich ihm absspreche, ist bloß das Glück, mein Schwiegersohn zu werden, worauf ihm auch alle seine rühmlichen Eigenschaften kein Recht geben.

G. Allein, Ihre Zusage giebt ihm ein Recht darauf.

A. Nur bedingungsweise, wenn er nämlich Derjenige auch wirklich ist, für den er sich ausgegeben. Da er aber das nicht ist, so hört alles wieder auf.

G. Wenn

G. Wenn alles dieß wieder aufhört, so wird was anders anfangen, das nicht minder unangenehm für Sie seyn dürfte.

A. Ja, Chares kann mir einen Prozeß an den Hals werfen, allerdings! Auch bin ich schon gefaßt darauf.

G. Nicht das! Er denkt zu edel, um Ihnen Ihre Tochter abzuprozessiren.

A. Nun gut! so sind wir geschiedene Leute.

G. Sie werthester Apion, sind eine zu wichtige Person in der Stadt, als daß zu erwarten stünde, eine solche Geschichte Ihres Hauses werde nicht Aufsehen erregen.

A. Man wird drey Tage davon sprechen, und dann darauf vergessen.

G. Gut! Aber was wird man sprechen? wie wird man sprechen?

A. Man wird billigen, was ich gethan habe, und sich überzeugen, daß ich auf Ehre halte.

G. Und Andre werden mit innigster Schadenfreude sehen, daß das Apionische Haus, das beneidete Apionische Haus, zum Märchen der Stadt geworden; werden die Geschichte auf öffentlichen Plätzen, in allen Zusammenkünften, und wahrscheinlich so erzählen, wie ihre boshafte Schadenfreude wünschen wird, daß sie sich zugetragen hätte.

A. Da ich kein Geheimniß daraus machen werde, aus welchem Grunde die Heurath zurückgeht, so eh' ich nicht, wie man die Geschichte verdrehen könne.

G. Das sehen Sie nicht? Nun wahrlich, ein so einsehender, kluger Mann, wie Sie, sollte doch heller sehen.

A. In der That, ich sehe nicht.

G. So will ich Ihnen denn sagen, was ich sehe. Man wird sagen, Sie hätten Ihre Tochter nicht verheurathen, sondern verkaufen wollen, zum Unglück wäre der Meistbietende nicht solvendo gewesen. Drum gehe die Heurath zurück.

A. Kennt man mich vielleicht nicht? Bin ich ein Geizhals, um meine Tochter dem Ersten Besten an den Hals zu werfen, der reich genug sey, sie ohne Aussteuer mir abzunehmen? Oder bin ich etwa auf dem Sprunge, Bankrot zu machen, um mich durch einen reichen Schwiegersohn zu retten?

G. Werden Sie aber hindern können, daß man der Geschichte eine Wendung gebe, wobey Ihre Ehre wie immer kompromitirt sey. Die Verleumdungssucht ist erfindsam.

A. Wer kann sich gegen Verleumdung schützen! Man handle, wie man will, sie findet immer Nahrung.

G. Wenn aber unter den Urtheilen, die man über diese Begebenheit fällen wird, einige gegründet, und Ihrer Ehre nachtheilig, wären?

A. Ich wüßte nicht, in Wahrheit nicht!

G. Wie? wenn es hiesse? „Nun, so kann ein so einsichtsvoller, so kluger Mann, wofür Apion in der Stadt bekannt ist, auch so stolpern? kann von einem jungen Laffen sich zum April schicken lassen? Ein gemeiner Menschenverstand würde doch den Hasen nicht im Sacke gekauft, würde zuvor nach den Umständen des reichen Chares sich genauer erkundigt haben. Nein! nur zu auffallend hat Apion sich hier als einen Schwachkopf gezeigt: oder das Ding hat einen andern Haken.“ — Vergeben Sie, bester Freund, daß ich so gerade heraus sage, was ich denke; zu sehr interessire ich mich für Ihre Ehre.

A. Reden

A. Reden Sie nur; Ihre Freymüthigkeit verbindet mich.

G. Bedenken Sie über dieß, was soll aus Ihrer Tochter werden? Eine Braut in der Trauer? Wird man nicht mit Fingern auf sie zeigen und sagen? „Da sehet die verunglückte Frau Chares — wie niedergeschlagen? — wie abgehärmt! Was kann auch sie dafür, die gute Haut, daß ihr Vater sich nicht besser aufs Handeln versteht, und leere Worte für klingende Münze gelten läßt?"

A. (aufbrausend) Weh dem, der sich so was unterstünde! Er sollte mir Genugthuung verschaffen, oder ich bräche ihm den Hals!

G. Das hiesse eine Uebereilung durch eine andere gut machen wollen, und der Schadenfreude Ihrer Feinde neue Nahrung geben. Injurien-Prozesse! Sie wissen das Sprichwort. Sich vor Gerichte herumschlagen, von und wider sich schreiben lassen, sich dem Muthwillen spitziger Federn preis geben — Freund! wem Ruhe und Ehre lieb ist, der setzt sich solchen Unannehmlichkeiten nicht aus.

A. Was soll ich also thun?

G. Dieß fragen Sie mich? Sie sind einsehend genug, um meines Raths nicht zu bedürfen.

A. In eigenen Angelegenheiten ist oft der Einsehendste nicht geschickt, sich zu rathen. Was meynen Sie also, Freund, daß ich thun soll?

G. Was Ruhe und Ehre von Ihnen fordern! — Ihr Wort halten, dem Chares ihre Tochter geben, und dadurch allen Unannehmlichkeiten vorbeugen. Noch weis niemand von Ihrer Sinnesänderung, ausser mir und dem Chares, der Klugheit genug besaß, Ihrer Eh-

re

re zu schonen, und die Verzeihung seines Fehltritts mit Gelassenheit abzuwarten.

A. Dies zeugt von Vernunft. Ich war ihm immer gut, und hätt' ihm meine Tochter auch nicht verweigert, wenn er sich gleich anfangs aufrichtig entdeckt hätte.

G. Nun so gehen Sie über den kleinen Fehler hienaus, und machen, durch eine großmüthige Vergebung, Ihre Tochter und ihn glücklich.

A. Aber die Stadt weis, daß Chares sich für reich ausgegeben; sein Betrug wenigstens kann nicht verborgen bleiben?

G. Warum nicht? Er ist aus einem fremden Lande, hier kennt niemand seine eigentliche Lage; und wer kann ihn zwingen, über seine Glücksumstände sich zu legitimiren? Gesetzt aber das Gegentheil von seinem Vorgeben würde bekannt, so erscheinen Sie, werthester Apion, als ein uneigennütziger, edeldenkender Mann, der bey seinem Schwiegersohn nicht auf Geld, sondern bloß auf Geistesvollkommenheiten sieht; der sein gegebenes Wort hälte, ungeachtet er das Recht gehabt hätte, es zurückzunehmen; der großmüthig vergiebt, wo kleine Seelen Rache ausüben.

A. (nach einer Pause) Im Grunde muß ich Ihnen, theuerster Freund, recht geben. — Wohlan! ich verzeihe dem Chares.

G. Diese Handlung vermehrt meine Achtung und Freundschaft gegen Sie. Darf ich dem Begnadigten Ihre Vergebung ankündigen?

A. Allerdings. Bringen Sie ihn heut Abends mit, wir wollen uns aussöhnen; und Sie sollen das Vergnügen geniessen, an dieser Aussöhnung den größten Theil zu haben.

---

7. Regel. „Wenn man, nach Vorschrift obiger 6ten Regel, durch Beweggründe von der Ehre hergenommen, auf den Willen ehrgeiziger Leute zu wirken vorhat: so gebrauche man diese Beweggründe nicht sogleich, auch nicht allein; fordern schicke, wo die Umstände es möglich machen — andre Beweggründe, als etwa von Tugend, Pflicht, Rechtschaffenheit, Wohlstand, Billigkeit u. s. w. entlehnt, voraus; oder schalte dieselben den Beweggründen, von der Ehre hergenommen, mit ein. Welches vorzüglich bey feinen Ehrgeizigen zu beobachten ist, damit sie unsre Absicht nicht merken."

Eben dieß that oben Gobrias. Zuerst griff er den Apion bey seiner Vaterliebe an; dann suchte er das Vergehen des Thares zu entschuldigen; stellte hierauf denselben, als einen Mann auf, mit dem die Tochter des Apion nicht übel fahren würde. Da aber diese Beweggründe nicht verfiengen, dann erst griff er den Apion auf der schamchen Seite, das ist, bey seinem Ehrgeiz, an, indem er ihm einleuchtend zu machen suchte, daß seine Ehre mit der Erfüllung der dem Thares gethanen Zusage untrennbar verbunden sey. Und, durch dieß kluge Benehmen, erreichte er denn auch seine Absicht im vollsten Maße.

Von der Habsucht.

Unter den Menschen, die das wahre höchste Gut verkennen, und es irrigerweise in untergeordneten Gütern suchen, verfallen einige auf das Geld,

das,

das, wegen seiner Unentbehrlichkeit im gesellschaftlichen Leben, allerdings mit zu den Gütern gehört, nach denen zu streben es Pflicht ist. Allein wer es für das höchste Gut, und für dasjenige hält, das wahre und dauerhafte Glückseligkeit gewähren könne, der betriegt sich, und wird, statt sich glückselig zu machen, der Sklave einer Leidenschaft, die ihn höchst elend macht. Diese Leidenschaft heißt Habsucht, oder Geldgeiz, und besteht darinn, daß der damit behaftete Mensch sein höchstes Gut in dem Vergnügen sucht, welches mit der Erwerbung zeitlichen Vermögens verbunden ist.

Arten der Habsucht wie oben bey der Wollust und dem Ehrgeiz, giebt es nicht. Alle Geizige handeln nach einerley Maxime, nach dieser nämlich: so viel als möglich, zu erwerben, und so wenig, als möglich, von dem Erworbenen wieder auszugeben. Indessen zeigen sich die Geizhälse doch in verschiedenen Gestalten. Es giebt deren — wiewohl wenige — die mit ihrer Habsucht doch Ausbildung des Verstandes, Ehrliebe, Weltkenntniß, Achtung für das Wohlanständige, auch wohl, — welches jedoch selten der Fall ist — einigen Hang zur Wollust verbinden. Diese nun sind keine so schmutzigen, niederträchtigen, und hündischgeizigen Filze, wie diejenigen Habsüchtigen, deren Verstand und Herz ungebildet ist, und daher wenn es um die Befriedigung ihrer Leidenschaft zu thun ist, Ehre, Wohlanständigkeit, Pflicht und Gewissen hintansetzen.

„ Wie ist der Geldgeiz zu erkennen? "

Ohne viel Mühe. Alle Leidenschaften beherrschen ihre Sklaven; der Geldgeiz tyrannisirt sie. Er be-

nimmt ihnen nicht nur die Freyheit, in Absehn auf den Genuß des Erworbenen *), sondern auch in Rücksicht auf Verstellung. Der von der Sparsamkeit, von der Klugheit, und Sorge für die Zukunft, von der Liebe zur Mässigkeit, Genügsamkeit, und von der Pflicht, gut hauszuhalten, entlehnte Anstrich, wodurch der Geizhals die Abscheu erregende Gestalt seines Lasters zu übertünchen sich bemüht, ist nicht vermögend, irgend jemand zu täuschen. Er gleicht der Schminke einer lüderlichen Dirne, durch welche noch immer die Züge, die ihre Ausschweifungen dem Gesichte eingegraben, unverkennbar durchscheinen. Der Habsüchtige demnach sucht vergebens, sich zu verbergen; alles verräth ihn, — die Bläße seines Gesichts, seine hagere, ausgehungerte Gestalt **) sein neidischer Blick, seine menschenfeindliche Miene, sein Mißtrauen, seine Furcht, auch wohl sein schmutziger, zusammengeflickter Anzug, die ausstudirte armselige Einrichtung seines Hauses, seine Härte gegen Weib und Kind. Wie wäre es möglich, so viele, und so laut sprechende Zeugen, durch irgend die künstlichste Verstellung, Lügen zu strafen?

Daher,

---

*) — — — Congestis undique saccis,
Indormis inhians, et, tanquam parcere sacris,
Cogeris, aut pictis tanquam gaudere tabellis.

Hor.

**) — — — — omnia late
Qui tenet; & sicco concoquit ore famen.

Petron.

Daher, daß die Geizhälse jeder Stadt, jedes Dorfs so bekannt sind, daß sogar die Kinder mit Fingern auf sie zeigen *) und daß, wenn es um ein Beyspiel eines Geizhalses zu thun ist, jeder Ort sogleich den berufensten aus seinem Mittel anführt. Verriethe sie aber auch sonst nichts, so thun es die Armen und Nothleidenden, als welche die Wohnungen dieser Liebloſen, von denen sie mit Vorwürfen und Scheltworten abgewiesen werden, nur zu gut kennen, um nicht vor denselben, ohne erst anzuklopfen, vorüberzugehen.

„Wie kann man sich den Geizigen zum Freunde machen?"

Das weis ich nicht. Wie wäre es auch möglich, Denjenigen zum Freunde zu haben, der sein eigener Freund nicht ist? der seine eigenen Kinder haßt, zu denen die Natur ihm doch eine instinktmäßige Liebe eingepflanzt hat? Ein wahrer Freund muß für seinen Freund immer drey Stücke offen haben, sein Herz — seinen Tisch, und — seinen Beutel. Auf keines dieser Dinge läßt sich beym Geizigen rechnen. Sein Herz ist tückisch, argwöhnisch, unempfindlich. Sein Tisch befriedigt nicht einmal seinen eigenen Hunger, wie könnte er noch einen Freund bewirthen? Sein Beutel? — den hat er nur zu bewachen, und seine Leidenschaft erlaubt ihm nicht, zu seinen eigenen Bedürfnissen das Erforderliche daraus zu nehmen: wie könnte ein Freund darauf rechnen? Hat er ja einen Freund, so ist es sein Geldkasten, der aber so ganz sein Herz einnimmt, daß kein andrer Freund Raum darinn findet.

*) — — — — Omnes
Vicini oderunt, noti pueri atque puellæ.
Hor.

Wodurch kann man sich beym Geizigen wenigstens in Gunst setzen?"

Da die Geizigen insgemein melancholischen Temperaments sind: so gelten hier auch die Regeln der Klugheit, die wir oben zu dieser Absicht, in Beziehung auf den Melancholikus, angegeben haben. Aus der herrschenden Leidenschaft fliessen aber folgende Verhaltungsregeln gegen den Geizigen, um sich seiner Gunst zu versichern.

1. Regel. „Man mache ihm Geschenke, vorzüglich in barem Gelde von dem schönsten und neuesten Gepräge."

Seinen Augen ist sowas die angenehmste Weide. Ueber dieß hat er auch einen Beweggrund mehr, die schöne, funkelnde Münze aufzuheben, zu vergraben. Um Geld ist ihm alles feil, seine Gunst, seine Pflicht, seine Ehre, auch wohl — seine Seligkeit. *)

2. Regel. „Kann man dem Geizigen nicht schenken, so gebe man ihm zu essen und zu trinken. Vorzüglich aber hüte man sich, ihm Ausgaben zu verursachen. Thut man dieses, so wird er unser abgesagter Feind.

Man

*) Alle Leidenschaften verlassen den Menschen im Tode, den Geiz allein ausgenommen. Hume erzählt Folgendes von einem bekannten Geizhals in London. Als er seinem Hinscheiden nahe war, ließ er einige Gerichtspersonen zu sich rufen, und übergab ihnen eine Banknote von 500 Pfund, welche nach seinem Tode unter die Armen ausgetheilt werden sollten. Kaum hatten sich diese entfernt, als er sie zurückrufen ließ. Er forderte ihnen die Banknote wieder ab, und gab ihnen dafür das baare Geld, nachdem er zuvor 5. p. c. Rabat abgezogen hatte.

Man kann ihm ein Aug ausschlagen; er wird es eher verzeihen, als wenn man ihm einige Gulden Unkosten verursacht hat.

3. Regel. „Man äußere gegen ihn ökonomische Gesinnungen, und zeige sich als einen unversöhnlichen Feind aller Pracht und Verschwendung.“

Dieß ist in seinen Augen die größte Empfehlung, das größte Verdienst, der überzeugendste Beweis eines grossen Verstandes. Wer ihm vollends Beweise giebt, daß er die Kunst, zu sparen, versteht, ist ihm der erste aller Gelehrten, aus denen er wenig macht, wenn sie, bey Schätzen an Wissenschaften, nicht auch Schätze an Gelde besitzen.

„Ich habe vernommen, daß Eure Gnaden für Ihre jungen Herren einen Hofmeister suchen; wollte daher, falls ich Geschicklichkeit genug besässe, mich unterstehen, meine gehorsamen Dienste anzubieten.“ Mit diesem Komplimente tritt Kallias beym geizigen von Filzheim ein.

F. Ihr Name?

K. Aufzuwarten, Kallias. Hr. Adroklus hat mir gesagt, Eure Gnaden suchten einen Hofmeister.

F. Hofmeister nun eben nicht, nur einen Informator. Ich bin gewohnt, die Dinge beym rechten Namen zu nennen. — Hofmeister! Hofmeister! was soll das heissen? Ich führe keinen Hof, brauch' also auch keinen Hofmeister.

K. Auf dem Namen kömmts nicht an. Vornehme und Reiche nennen die Erzieher ihrer Kinder Hofmeister, und die Wenigerbemittelten, Informatoren.

F. Genug, ich suche für meine Buben nur einen Informator, der ihnen das Allerunentbehrlichste beybringe und sie in den Stand setze, sich künftig ihr Brod zu verdienen. Getrauen Sie Sich das?

K. Ich habe mir um diejenigen Kenntnisse, die ein tauglicher Erzieher besitzen soll, Mühe gegeben.

F. Wie gesagt, viel fordre ich nicht. Ich bin keiner von denen Vätern, die mit ihren Kindern Parade machen wollen, sie daher tausend Dinge lehren lassen, welche keinen Heller eintragen, vielmehr nur dazu dienen, ihnen den Kopf zu verschieben. Was gedenken Sie meine Jungen zu lehren?

K. Fein empfinden — richtig denken — gut sprechen, — und edel handeln.

F. Fein empfinden? Was meinen Sie damit?

K. Ihr Gefühl für das Gute und Schöne, für das Wohl und Weh ihrer Mitmenschen zu wecken, zu nähren und zu verfeinern, will ich mir angelegen seyn lassen.

F. Ihr Gefühl für das Gute und Schöne? Wollen Sie Wollüstlinge und Verschwender aus ihnen ziehen? Das Gute und das Schöne kostet Geld, und wahrlich die Zeiten sind nicht danach! Meine Buben sollen sich etwas verdienen lernen, nicht aber sich gute Tage machen, und den Schönen nachlaufen.

K. Eure Gnaden wollen mich nur recht verstehen. Ich meyne nicht —

F. (unterbrechend) Sie mögen es meynen, wie Sie wollen, genug meine Buben müssen ganz andre

Dinge

Dinge lernen. — Und was wollen Sie mit Ihrem Gefühl für das Weh und Wohl andrer Menschen gesagt haben?

K. Die jungen Herren sollen beyzeiten angewöhnt werden, an dem Weh und Wohl ihrer Mitmenschen Theil zu nehmen. Sie sollen schon frühzeitig, das Vergnügen, das beseligende Vergnügen, der Wohlthätigkeit schmecken lernen.

F. (bitter lächelnd) Vortrefflich! ganz vortrefflich! Wollen Sie solche gutherzige Thoren aus ihnen machen, die alles verschenken, ihr Vermögen zum Fenster hinauswerfen, Müssiggänger und Bettler ernähren, und am Ende aus purer christlichen Liebe, mit ihrem fühlbaren Herzen selbst darben und betteln gehen?

K. Das wär' allerdings eine übel verstandene Gutherzigkeit. Auch im Wohlthun giebt es Grenzen, und ein gewisses Maß, welches —

F. (unterbrechend) Welches man nur zu leicht überschreitet, wenn man sich einmal einläßt. Wir Menschen halten nicht leicht in irgend einem Stücke Maß; daher so Mancher, der sich arm gegessen, arm getrunken, arm gespielt, arm divertirt ꝛc. hat.

K. Durch Wohlthätigkeit wird nicht leicht jemand arm; Gott segnet wieder.

F. Man muß sich nicht arm machen, um Gott zu zwingen, Wunder zu thun; das heißt Gott versuchen.

K. Ich sage ja nicht, daß man sich arm machen soll. Ich behaupte nur, daß man verpflichtet sey, mit seinem Ueberflusse, mit dem, was man entbehren kann, Nothleidenden beyzustehen.

F. Wenn kann der Mensch sagen, er habe Ueberfluß? Kann der Reicheste sicher seyn, daß er auch für

die

die Zukunft genug habe? — kann er wissen was für Unglücksfälle auf ihn warten?

K. Das kann er freylich nicht; allein er vertraut um so zuversichtlicher auf Gott und dessen Führsehung, wenn er sich gegen seine Mitmenschen auch erbarmend und wohlthätig bewiesen hat.

F. Solche schöne Sprüche mögen wohl auf der Kanzel figuriren, aber im gemeinen Leben sind sie nicht anwendbar; da muß man ganz andre Maximen einschlagen, wenn man nicht verhungern, und etwas vor sich bringen will. Sie, z. B. müssen Sie nicht dienen, um Ihr Brod zu haben? Wo sind denn die großmüthigen, freygebigen Menschen, die von ihrem Ueberflusse Andre glücklich machen?

K. Da ich mir mein Brod verdienen kann, wär' es sündlich, höchst sträflich, wenn ich betteln, und Dürftigern, als ich, dadurch nachtheilig werden wollte.

F. Nun so sollten Sie, Ihren Grundsätzen zufolge, wenigstens für den allerbilligsten Lohn dienen, um Denjenigen, dem Sie dienen, in den Stand zu setzen, etwas mehr für die Armen, die nicht dienen können, zu erübrigen.

K. Meine Absicht ist gar nicht, mich reich zu dienen; auch fällt — wie E. G. selbst einsehen — bey einer Informatorstelle eine solche Absicht von selbst weg. Ich verlange, nur so viel zu erwerben, als nöthig ist, mein Auskommen zu haben, und verspreche Ihre jungen Herren nach meiner Einsicht bestens zu erziehen. E. G. kömmt es zu, den Gehalt, falls ich anständig wäre, zu bestimmen.

F. Meine Umstände gestatten mir nicht, bey dem Unterricht meiner Kinder, mich über das Allernothdürftigste hinaus einzulassen. Meinem Plane nach, haben sie weiter

ter nichts zu lernen, als lesen, schreiben, rechnen, (mit Nachdruck) und vorzüglich gut rechnen; das braucht man heut zu Tage am nöthigsten. Wie Viele gehen in der Stadt herum, die, weil sie nicht rechnen gelernt hatten, Andern durch Betteln oder Schmarotzen beschwerlich fallen, da sie ganz gemächlich, auch wohl gut hätten leben, und über dieß noch etwas zurücklegen können, wenn sie gelernt hätten, wie viel zweymal 4 macht. — Also rechnen, wie gesagt, aus der Perfekzion. Sie können sodann, was Ihnen an Zeit übrig bleibt, dazu anwenden, meinen Jungen das Wesentlichste aus der Religion und Moral beyzubringen; wobey Sie am meisten darauf bedacht seyn müßen, ihnen einen unwiderstehlichen Abscheu gegen die Laster der Ueppigkeit, Pracht und Verschwendung einzuflößen. Und dafür biet' ich Ihnen Quartier und Tisch an. Auch soll es mir, wenn ich anders Ursache habe, mit Ihnen zufrieden zu seyn — wie ich hoffe — auf einen harten Thaler zum neuen Jahr nicht ankommen.

K. Ich schmeichle mir, daß E. G. es seyn werden. Allein wovon soll ich mich kleiden, und andre Bedürfnisse bestreiten?

F. Sie haben ja noch einen ganz guten Rock, der, wenn Sie ihn gehörig schonen, wohl noch ein paar Jahre Dienste thun kann. Sodann werden wir schon Rath schaffen. Ich hab' einige abgelegte Kleider — kurz, Sie sollen mich billig finden.

K. Da ich ein junger Mann bin, und noch mein Glück zu machen habe, brauch' ich wenigstens ein saubers Kleid, um mich anständig präsentiren zu können. Die Welt ist zu sehr gewohnt, den Vogel nach den Federn zu beurtheilen — von dem äußern Menschen auf den innern zu schliessen.

F. Viel=

F. Vielmehr, wenn Sie keinen unnöthigen Aufwand in der Kleidung machen, wird man Sie für bescheiden und ökonomisch halten. Und dann können Sie wohl gar Ihr Glück dadurch machen, und der Schwiegersohn eines reichen, aber ökonomisch gesinnten Mannes werden. He! he! he!

K. Das würde mich noch nicht glücklich machen.

F. (verwundert) Nicht? wenn Sie eine reiche Frau bekämen? Was könnten Sie mehr wünschen?

K. Eine vernünftige und tugendhafte Gattinn ist, wäre sie auch mittellos, einer reichen, ohne diese Eigenschaften, vorzuziehen. Ueber dieß, gewährt Reichthum wenig Zufriedenheit, zumal wenn man ihn vernünftig anzuwenden nicht versteht; ihn entweder verschwendet, oder unbenutzt liegen läßt und bewacht. *)

F. Sie haben eine seltsame Art zu denken. Man hört es Ihnen gleich an, daß noch wenig Geld durch Ihre Hände gegangen. Gemeiniglich verachtet man, was man nicht hat, — nicht haben kann.

K. Ich schmeichle mir, daß ich noch eben so denken würde, wenn mir Gott — wie ich ihn doch darum nicht bitte — Reichthum verleihen sollte.

F. Um das Aeusserste zu thun, will ich Ihnen noch 40 Fl. jährlich auf ein Kleid, und auf die übrigen Bedürfnisse zulegen.

K. Es würde mir auf ein nützliches Buch nichts übrig bleiben.

F. Wo-

---

*) Sehr unklug! Ohne Zweifel wird Hr. v. Filzheim diese Anmerkung für einen hämischen Ausfall auf sich ansehen, und dann eine unversöhnliche Abneigung gegen den Kallias fassen,

F. Wozu brauchen Sie denn noch Bücher? Lesen, schreiben, rechnen, und den Katechismus werden Sie doch können? Mehr fordr' ich ja nicht.

K. Allein ich brauche, noch mehr zu lernen. Der Mensch lernt nie aus. Nicht zu gedenken, daß er die Pflicht hat, seine Kenntnisse und Einsichten immer zu vermehren.

F. Nun, so können Sie ja öffentliche Bibliotheken besuchen, das kostet nichts, oder sich die nöthigen Bücher von guten Freunden ausleihen? Wollen Sie für etwas Geld ausgeben, was Sie umsonst haben können?

K. Und soll ich etwas ausleihen, das ich selbst haben kann?

F. Ja, wenn Sie haben können! Aber das ist gerade Ihr Fall nicht. Bey diesen schweren Zeiten wer wird sich darauf einlassen, Ihnen für ein Bischen Unterricht, den man in einer öffentlichen Schule endlich gar umsonst haben kann, eine Garderobe, und eine Bibliothek anzuschaffen?

K. Weder die eine noch die andre verlang' ich. Die Rede war nur von einem saubern Kleide, und einem nützlichen Buche.

F. Es thut mir leid; zu mehr kann ich mich nicht verstehen. Ohnehin hatt' ich mich übereilt, indem ich die 40 Fl. zulegte. Ich muß mich um einen Wohlfeilern umsehen.

K. Eure Gnaden sind darum nicht zu verdenken. Auch giebt es Leute genug, die billigere Bedingungen setzen werden; zumal E. G. in Ihren Forderungen auch so billig sind. (ab.)

Warum Kallias seinen Zweck verfehlte, davon liegt der Grund offenbar darinn, daß sein Betragen gegen den v. Filzheim nicht unsrer obigen 3ten Regel entsprach, welcher zufolge er, um sich dem Geizhalse beliebt zu machen, hätte ökonomische Grundsätze verrathen sollen. Das that er aber nicht — wenigstens nach Filzheims Begriffen von Sparsamkeit nicht — indem er auf einen größern Gehalt antrug, um sich jährlich ein neues Kleid, und zuweilen ein nützliches Buch anschaffen zu können. Alljährlich ein neues Kleid benöthigen, und Bücher kaufen, wenn man solche ausleihen, oder in einer öffentlichen Bibliothek umsonst lesen kann, verrieth in den Augen eines Filzheim Hang zur Verschwendung, und daß Kallias nicht glaubte, mit einer reichen Gattinn sein Glück zu machen, Gleichgültigkeit gegen zeitliche Güter. In beydem mußte Kallias dem Filzheim als ein Thor erscheinen.

Patroklus, welchem Kallias von seinem Schicksale sogleich Nachricht ertheilt, und der den Hrn. v. Filzheim nicht genug kennen mochte, weil er glaubte, ein Kallias schicke sich für einen v. Filzheim, kann sich nicht enthalten, diesem seine Verwunderung zu erkennen zu geben, daß er einen so geschickten, so gebildeten Mann, wie Kallias, aus den Händen gelassen.

Patroklus. (zu dem v Filzheim) Kallias war also kein Mann für Sie? Und doch glaubt' ich Ihnen einen wesentlichen Dienst zu leisten, indem ich Ihnen denselben zuwies.

F. Für Ihre gute Meinung bin ich Ihnen verbunden.

P. Schwerlich werden Sie einen tauglichern Mann finden; ich kenn' ihn, und die Erzieher, wie sie gange und gebe sind, zu gut, um daran nicht zu zweifeln.

F. Dann müßt' ich den Kallias wohl gar bitten, in mein Haus zu ziehen!

P. Liegt Ihnen das Wohl Ihrer Söhne aufrichtig am Herzen, so wollt' ich Ihnen wohl rathen, es ohne Verzug zu thun. Männer wie Kallias, um die reißt man sich; auch hab' ich schon ein paar Häuser, wo man ihn mit offenen Armen aufnehmen wird.

F. Viel Glück! viel Glück! Ich mache keinen Anspruch auf ihn.

P. Sie werden's bereuen.

F. Sollte nicht glauben.

P. Was finden Sie denn an dem Mann auszusetzen? Ist er nicht artig, nicht bescheiden, nicht gelehrt, und mit allen Kenntnissen, die zu einem guten Erzieher erfordert werden, ausgerüstet?

F. Das mag seyn! Allein gerade einen solchen Vielkenner such' ich nicht, brauch' ich nicht.

P. Wollen Sie denn Ihre Söhne einem Dummkopf anvertrauen?

F. Zwischen einem Allwissenden und einem Dummkopf ist — denk' ich wenigstens — noch ein Mittel.

P. Nun gut! Der Vollkommene ist doch allemal auch ein Mittelmässiger, und Kallias doch wenigstens so gut, als Einer, der nur halb so viel verstünde.

F. Ja, wenn er auch an dem Gehalte, den ein Mittelmässiger fordern darf, sich wollte genügen lassen!

Für

Für meine Purschen brauch' ich nur einen sehr kleinen Theil seiner Kenntnisse; und er will für seinen ganzen Vorrath bez hlt seyn! Das kann ich nicht.

P. Das können Sie nicht? Wie könnten Sie auch Ihr Vermögen besser anwenden, als auf eine gute, auf die möglich beste, Erziehung Ihrer Söhne?

F. So? Soll ich mein Bischen sauer erworbenes Vermögen — o! es ist nicht halb so viel, als man glaubt — dahin geben, um meine Jungen tausend entbehrliche Dinge lehren zu lassen, und dann mit diesen Wundern der Gelehrsamkeit betteln gehen, oder sie für Geld sehen lassen? Weis man etwa nicht, wie es den grösten Gelehrten ergeht! Lob über Lob, mündliches und gedrucktes Lob, Bewundrung über Bewundrung; und — Noth über Noth! Da haben Sie das beneidenswerthe Schicksal aller Gelehrten in drey Worten. Erst gestern war ein solches Wunder von Gelehrsamkeit bey mir, und wollte 50 Fl. borgen, um sich ein Kleid anzuschaffen. Von allen seinen Bewundrern und Lobrednern war nicht einer, der sich seines abgetragenen, elenden Rocks erbarmt hätte. Ich glaube der Mann hätte mir allen seinen Ruhm, seine Autorschaft, die Ehre, ein Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften zu seyn, das Denkmahl, das man, wenn er verhungert seyn wird, seinem unsterblichen Namen errichten wird — alles dieß hätt' er mir um die lumpigen 12 Dukaten verkauft. Ha! ha! ha!

P. Ihre Satyre — verzeihen Sie — ist sehr am unrechten Ort angebracht. Wenn man Ihnen räth, nichts zu sparen, um Ihren Kindern die möglich beste Erziehung zu geben, so verlangt niemand, daß Sie professionmäßige Gelehrte aus ihnen ziehen sollen. Hiezu

muß

muß die Natur auch das Ihrige beytragen, welcher zuwider der geschickteste Erzieher keinen Gelehrten herzustellen vermag. Zu einem vernünftigen, gebildeten, und brauchbaren Menschen werden mancherley Kenntnisse erfordert, deren Besitz immer das noch nicht ausmacht, was man, im eigentlichen Verstand, einen Gelehrten nennt. In diesen Kenntnissen kann kein Vater — falls er die Mittel dazu hat — seine Kinder verwahrlosen, ohne sich ihren Fluch, und die schwerste Verantwortung zuzuziehen.

F. Das will ich nicht; Gott bewahre! Allein ich bin doch schuldig, meinen Kindern, auch einen Nothpfennig zu hinterlassen. Und da ich, aus Liebe zu ihnen, mir selbst manche Bequemlichkeit, manchen Leckerbissen versage; *) so kann man mich nicht verdenken, wenn ich besorgt bin, ihnen die nöthige Erziehung um den wohlfeilsten Preis zu verschaffen. Doch dieß ist nicht der einzige, noch der vornehmste Grund, warum ich Ihren Kallias abgewiesen habe. Ich weis nicht, welche heimliche Abneigung ich gegen ihn fühlte. **)

P. Seine Aussenseite ist vielmehr empfehlend, einnehmend, und ein getreuer Abdruck seiner schönen Seele, die ich kenne. Ich begreif also nicht —

F. (unter-

---

*) Aus Geiz, und auf Forderung seiner Leidenschaft wohl, aber sicher nicht aus Liebe zu seinen Kindern; denn der Geizhals liebt niemand, kann niemand lieben, da er nicht einmal sich selbst liebt.

**) Der Grund dieser heimlichen Abneigung liegt darinn, daß die Denkart des Kallias mit derjenigen des v. Filzheim zu sehr kontrastirte, als daß dieser mit jenem hätte sympathisiren können.

F. (unterbrechend) Seine Art zu denken gefiel mir nicht recht.

P. Wie so?

F. Er hat sonderbare Grundsätze, hat von Tugend, von Menschenliebe, von Wohlthätigkeit, von der Art, sein Vermögen anzuwenden, schwärmerische Begriffe, von denen ich nicht wünschte, daß meine Buben sie annehmen möchten. Leute, die sich viel mit Wissenschaften abgegeben, bringen sich um ihren gesunden Menschenverstand, und füllen ihren Kopf mit allerhand Grillen, die im gemeinen Leben sich nicht ausführen lassen.

P. Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, mir einige dieser seltsamen Grundsätze, — dieser impraktikablen Grillen, mitzutheilen? Vielleicht bin ich so glücklich, Ihre Einwürfe dawider zu heben?

F. Die Wahrheit zu gestehen, ich habe mir sie nicht gemerkt. Auch waren sie in eine so fremde, gelehrte, unverständliche Sprache eingekleidet, daß ich sie mir nicht merken konnte.

P. Sie werden doch wissen, worauf sie ungefähr hinausliefen?

F. So viel entsinn' ich mich noch, daß sie an ihm keinen guten Wirth, und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen zeitliche Güter, verriethen.

P. Da aber diese Aeusserungen des Kallias, wie Sie sagen, in eine fremde, unverständliche Sprache eingekleidet waren, ist es wohl möglich, daß Sie ihn mißverstanden haben?

F. Hab' ich ihn unrecht verstanden, so fällt alle Schuld auf seine Art, sich auszudrücken. Wie leicht könnten meine Buben ihn auch unrecht verstehen; und wie Sie ihn verstehen, darauf kömmt es eigentlich

an,

an, nicht darauf, wie er es meynt. Genug, ich konnte kein Herz zu diesem Mann haben, ohne eben genau sagen zu können, warum. Und der erste Eindruck, den ein Mensch auf uns macht, ist meistens zuverläßig.

P. Wie Sie meynen! Nur Rath ertheilen kann ich; und daß der meinige aufrichtig und wohlgemeynt war, das wenigstens weis ich.

F. Auch dank' ich Ihnen dafür auf das verbindlichste.

(Und hiemit entfernt sich Patroklus.)

Aristhenes, der die herrschende Leidenschaft des v. Filzheim aus dessen Rufe, aber auch die Regeln der Klugheit kennt, die zu befolgen sind, wenn man bey Geizigen sich in Gunst setzen will, entschließt sich, sein Glück beym v. Filzheim zu versuchen, bereit, sich nach dessen Filzigkeit ohne Einwendung zu bequemen, weil sein ausgemergelter Körper, und sein hohes Alter ihm Hoffnung machen, er werde nicht lange mehr leben. Nach seinem Tode — sieht er wohl vor — werden dessen Erben ganz andre Haushaltungsmaximen einschlagen, bey denen er für die harten Bedingungen, die er itzt dem v. Filzheim einzugehen bemüßigt seyn wird, einer hinlänglichen Vergütung sich getröstet.

A. Eure Gnaden — wie verlautet — suchen für Dero jungen Herren einen Erzieher. Ich habe Zeugnisse von meiner Fähigkeit zu einer solchen Stelle aufzuweisen, die mich dreist genug machen, meine Dienste anzubieten.

F. Haben Sie schon irgendwo mit Erziehung sich abgegeben?

A. Aufzuwarten, ja; dieses Zeugniß wird es bestetigen. (Er überreicht es dem v. Filzheim.) Das Haus war nur ein bürgerliches Haus, gleichwohl ließ

ich mich nicht abschrecken, da es mein erster Versuch in der Erziehung war, folglich ich selbst noch lernen mußte.

F. Was hatten Sie für einen Gehalt?

A. Zwar nur einen sehr mäßigen, aber ich war damit zufrieden.

F. Das macht Ihnen Ehre *). Jung gewohnt, alt gethan. Es ist immer gut, wenn man die Genügsamkeit bey Zeiten lernt, und diese läßt, bey einem schmalen Einkommen, sich am besten lernen. Hier kann man sich von der Wahrheit, die den Reichen immer nicht einleuchten will: daß die Natur mit Wenigem sich begnüge, am besten überzeugen. — Also, wie hoch dienten Sie?

A. E. G. wollen verzeihen. Ich habe mirs zum Gesetz gemacht, die Geheimnisse der Familien, die mir Brod geben, nicht zu verrathen. **)

F. Vortrefflich! Das gefällt mir, und erregt das günstigste Vorurtheil von Ihrer Art, zu denken. Es sieht immer einem Undank ähnlich, wenn man in die-

---

*) In den Augen eines Filzheim allerdings die größte; mit Wenigem zufrieden seyn können, ist ihm ein Verdienst, das auf seine Achtung den ersten Anspruch hat.

**) Zwey Würfe mit einem Stein! Einmal um durch eine Selbstforderung, die überspannt scheinen könnte, den v. Filzheim nicht wider sich einzunehmen. Hernach auch, um durch Kundmachung einer, von Geizigen besonders geschätzten, Eigenschaft, nämlich der Verschwiegenheit in Absehn auf häusliche Angelegenheiten, sich bey ihm zu empfehlen. Geizige lassen nicht gern wissen, nach was für Maximen sie haushalten.

diesem Stücke plauderhaft ist. Auch fragt' ich bloß, um Sie auf die Probe zu stellen.

A. So nahm ichs auch.

F. In diesem Stücke also, wären Sie mir schon anständig; es kömmt noch darauf an, daß wir uns in Rücksicht auf die übrigen einverstehen. Wir leben, wie Sie wissen, in harten, eisernen Zeiten, und dürfen so bald auf keine bessern hoffen. Jedermann, der klug ist, schränkt sich daher, wo und wie er kann, ein.

A. Hierinn, schmeichle ich mir, jeden Andern meines Gleichen zu übertreffen. Das Entbehrliche von dem Unentbehrlichen hab' ich, Gott Lob, unterscheiden gelernt.

F. Eine Wissenschaft, die bey jungen Leuten selten gefunden wird. Ihr natürlicher Leichtsinn hindert sie, an die Zukunft zu denken; daher leben sie nur von heut auf morgen, und verthun darauf los, so lange sie einen Groschen in der Tasche fühlen.

A. Dieser Thorheit hab' ich mich nie schuldig gemacht. Mein Vater hat mir zu oft und zu nachdrücklich die goldene Lehre eingeschärft: Junges Blut spar dein Gut; Armuth im Alter weh thut.

F. Glücklich die Kinder solcher Väter! Sie lieber Freund, erachten leicht „wie sehr ich wünschen muß, daß solche goldene Lehren auch meinen Kindern eingeprägt werden.

A. Das versprech' ich, nicht nur durch Worte, sondern auch durch mein Beyspiel, zu thun.

F. Das ist die Hauptsache! Was können auch die schönsten Lehren des Erziehers fruchten, wenn er sie selbst nicht befolgt? Exempla trahunt. Indessen ist es nicht genug, meine Buben auf die Nothwendigkeit und die Vortheile der Sparsamkeit aufmerksam zu machen;

sie müssen auch in den Stand gesetzt werden, gut hauszuhalten. Hiezu gehört vorzüglich das Rechnen, und Rechnungführen.

A. Rechnen ist allerdings eine der unentbehrlichsten Wissenschaften. Ein Mensch, der nicht rechnen gelernt hat, ist nicht viel besser daran, als ein Blinder; er bedarf fremder Augen.

F. Gut gesagt! Arithmetik also müßen meine Buben vorzüglich lernen; aber, es versteht sich, nur das Brauchbare davon. Die nutzlosen arithmetischen Räthsel und Künste, worauf die professionmäßigen Rechenmeister sich so viel einbilden, diese zu lernen, halt' ich für Zeitverlust.

A. Allerdings! Und wer mit der Zeit nicht haushalten gelernt hat, wird in keinem andern Stücke ein guter Wirth.

F. Nun gut! Ich sehe schon, wir verstehen einander; es wird alles nach Wunsche gehen.

A. Eurer Gnaden Befehl auf das pünktlichste zu vollziehen, soll mein eifrigstes Bestreben seyn.

F. Nun noch der Gehalt. Was verlangen Sie für Ihre Mühe? und was für Bedingungen gedenken Sie etwa Sich zu setzen?

A. Was Eure Gnaden dem vorigen Informator eingeräumt haben, soll mir — wenn ich anders das Nämliche zu leisten vermag, — auch genügen.

F. Noch hab' ich keinen Informator gehabt. Mein Bedienter, der im Schreiben, Lesen und Rechnen so ziemlich unterrichtet ist, hat heute meinen Jungen schon die Anfangsgründe, so im Spielen, beygebracht. Da ich eingezogen lebe, kann ich ihn nicht genug beschäftigen; und Müssiggang. — Sie wissen das Sprichwort. Ich trug ihm daher auf, in müssigen Stunden

meine

meine Buben zu unterweisen, theils, um ihn zu beschäftigen, theils um meine Jungen durch einen förmlichen Informator nicht in Furcht zu setzen, sondern die Zeit abzuwarten, bis sie einzusehen fähig wären, was ein Informator heisse. Wenn ich meinen Buben nun sagen werde: Hier dieser Hr. Aristhenes wird künftig die Stelle unsers Johann bey euch vertretten, so werden sie darüber nicht erschrecken, und den Informator gewöhnen, ohne noch zu wissen, daß sie bereits einen haben.

A. Nur zu wahr ist's, das es für die Erziehung nachtheilige Folgen hat, wenn man den Kindern ihren künftigen Erzieher, in der Eigenschaft eines Zuchtmeisters, ankündiget, oder ihm einen Namen beylegt, der sie in bange Erwartung setzt, weil sie ihn nicht verstehen.

F. Gerade der Meynung bin ich auch. Ich werde Sie demnach nie Informator nennen, sondern nur immer Aristhenes. *)

A. Es läßt sich nichts dawider einwenden.

F. Ich

*) Fein! Den Aristhenes kann man zu Allem gebrauchen, nicht so einen Informator, dem, Ehren halber, sich verschiedene Verrichtungen nicht auftragen lassen, zumal in Beyseyn fremder Personen. Um also den Aristhenes zu einem Proteus machen zu können, der im Fall der Noth auch zum Tische bediene, Posten trage, die Stelle des Friseurs und Schuhputzers bey den jungen Herren vertrete, überhaupt den Erzieher und Bedienten in sich vereinige, will Filzheim ihn nicht Informator nennen; weis aber seiner Absicht einen scheinbaren Anstrich zu geben,

F. Ich trag' Ihnen also Quartier, Kost und freye Wäsche an. Da meine Buben nicht ans Frühstücken gewöhnt worden, theils, damit ihnen das Mittagessen besser schmecke und gedeihe; theils um sich entbehrliche Bedürfnisse zu ersparen: so sehen Sie selbst ein, daß ich auch Ihnen, lieber Aristhenes, kein Frühstück einräumen kann, um meine Buben nicht lüstern danach zu machen.

A. Wollten Eure Gnaden mich auch mit dem Frühstück bedienen lassen, ich müßt' es verbitten; denn auch ich bin nicht gewohnt, zu frühstücken.

F. Um so besser! um so besser! Sie sind recht für mein Haus gemacht. Wie froh bin ich, daß ich mich in meiner Wahl nicht übereilte! Genug, Sie sollen mich billig finden; ich bin gewohnt, mehr zu thun, als wozu ich mich anheischig mache.

A. Auch kennen Eure Gnaden mich noch nicht, wie könnt ich verlangen —

F. Bald werden wir uns besser kennen lernen, und, ich zweifle nicht, immer bessere Freunde werden. — Was werden meine Buben etwa für Bücher zu ihrem Unterrichte brauchen?

A. Ich bin bereits selbst mit den nöthigen Büchern versehen. Eure Gnaden haben also nicht Ursache, welche anzuschaffen.

F. Wie Sie meynen, bester Aristhenes, wie Sie meinen. Sollten meine Jungen Ihre Bücher beschädigen — nun so versteht sichs, daß ich dafür hafte.

A. Wenn sie es thäten, müßt' es nur meine Schuld seyn, weil es meine Pflicht mit sich bringen wird, sie zu lehren, wie man mit Büchern umzugehen hat, ohne sie zu mishandeln.

F. Nun wahrlich, Sie verstehen das Werk! — Noch etwas! Ich weis nicht, ob Sie mit meinem Tische zufrieden seyn werden. Ich traktire mich nicht, und esse, wie man soll, um meinen Hunger zu stillen, nicht aber, um meinen Gaumen zu kitzeln.

A. Da ich in einem bürgerlichen Hause als Erzieher gestanden habe, so werden Eure Gnaden leicht erachten, daß ich an keine Leckerbissen gewöhnt bin.

F. Zwar giebt es, unter dieser Klasse von Menschen, leider, nur zu viele, die darum nichts vor sich bringen, weil sie besser leben, als es mit ihrem Stand und Einkommen sich verträgt.

A. Wohl wahr! Allein dieß war der Fall in dem Hause, wovon ich rede, ganz und gar nicht.

F. Hat man Ihnen zuweilen auch Wein vorgesetzt?

A. Nur an denen Tagen, die bey Leuten dieser Art, aus einem gewissen Vorurtheil, mit einem Trunk Wein gefeyert werden müssen.

F. Vorurtheile haß' ich, wie jeder Vernünftige muß. Ich binde mich an keine Zeit; trinke ein Glas Wein, wenn ich Appetit dazu habe, oder wenn es meine Gesundheit zu fordern scheint; wie oft des Jahrs? das ist ungewiß, auch zähl' ichs nicht. So oft ich also Wein trinke, sollen auch Sie ein Glas haben.

A. Der Wein ist eine Arzney, die der Schöpfer uns unmittelbar selbst bereitet. Unmässig, und aus Wollust getrunken, verliert er nicht nur seine heilsame Wirkung, sondern wird sogar schädlich.

F. Nun, ich sehe schon, Sie besitzen ächte Moral, und nehmen die Dinge, wie sie zu nehmen sind, trage daher kein Bedenken, Ihnen meine Buben anzu-

vertrauen, und hoffe, Sie werden Ihre Grundsätze und Gesinnungen auch ihnen einzuflössen bemüht seyn.

A. Das gelob' ich auf das heiligste.

F. Auf meine Erkenntlichkeit können Sie rechnen. Ich habe vornehme, vielvermögende Freunde und Gönner, bey welchen meine Empfehlung Ihnen dereinst nützlich seyn kann. *) Uebrigens halt' ich auf Ordnung und Ruhe; mache niemals aus Nacht Tag, noch aus Tag Nacht; alles hat bey mir seine Zeit. Lärmenden Gesellschaften, üppigen Gastereyen, und allen den Modeschwärmereyen, wie sie Namen haben, ist mein Haus verschlossen; und ich befinde mich ganz wohl dabey. Die Welt hab' ich frühzeitig auf fremde Kosten kennen gelernt, und weisere Grundsätze angenommen, bevor Dürftigkeit und fruchtlose Reue mich solche gelehrt hätten.

A. Ich schmeichle mir, daß ich in ein solches Haus mich schicke; und sollt' es mir hiezu noch an einer oder der andern Eigenschaft mangeln, so will ich mir alle Mühe darum geben.

F. Sonach können Sie je eher je lieber einstehen. Sind Sie mit eigenen Betten versehen?

A. Das bin ich.

F. Um so besser! Es giebt Leute, die nicht gern in fremden Betten schlafen; und ich verdenke Sie dieser Delikatesse wegen nicht. Gehen Sie, mein Bester; machen Sie Ihre Sachen zusammen. Morgen erwart' ich Sie.

A. Ich

---

*) Das ist insgemein die ganze Erkenntlichkeit, auf die der Geizhals sich allenfalls einläßt, denn sie ist mit keinem Aufwand verbunden; Worte sind keine Dukaten.

A. Ich werde nicht ermangeln, mich einzufinden. (ab.)

Daß unserm Aristhenes die Erzieherstelle, um die Kallias sich fruchtlos bewarb, glücklich zu Theil wurde, hat er seinem klugen Benehmen, welchem zufolge er Eigenschaften verrieth, die Filzheim, seiner Denkart gemäß, sehr billigen und schätzen mußte, lediglich zu danken. Seine Genügsamkeit; seine Willigkeit, mit welcher er die Bedingungen, die Filzheim ihm setzte, sich gefallen ließ; seine Vertrautheit mit den Grundsätzen der Sparsamkeit, und die Gabe der Verschwiegenheit, die er äußerte, sprachen so nachdrücklich für ihn, daß Filzheim nicht zu widerstehen vermochte. Uebrigens hegen wir zu der Rechtschaffenheit des Aristhenes das gute Zutrauen, er werde, bey der Befolgung des ihm vorgelegten Erziehungsplans, diejenigen Abänderungen und Zusätze, die seine bessere Einsicht in die Pädagogik nöthig finden dürfte, sich zur Pflicht machen. Wogegen Filzheim nunmehr auch nichts einzuwenden haben wird, da er in seinen Forderungen bloß darum so mäßig war, um in Rücksicht auf den Gehalt für den Erzieher seiner Knaben, so wohlfeil, als möglich, wegzukommen. Diesen Zweck hat er nach Wunsch erreicht; er wird es leiden, daß seine Söhne mehr Bildung erhalten, als er vom Aristhenes zu fordern schien, wenn er für dieses Mehr nur nichts zahlen darf.

„Läßt sich bey Geizigen auf Dienstleistungen rechnen?"

Unter

Unter der Bedingung, daß man die mächtigste Triebfeder hiezu in seiner Gewalt habe: d. i. daß man sie dafür bezahlen könne, — allerdings. Im Durchschnitt genommen, sind Geizige die selbstsüchtigsten, folglich, auch die eigennützigsten, Menschen von der Welt. So wenig sie fähig sind, aus Beweggründen der Menschenliebe, des Wohlwollens, des Edelmuths, der Ehre — der Tugend überhaupt — zu handeln: so thätig und arbeitsam bezeigen sie sich, wo Aussicht zu einem verhältnißmäßigen Gewinn sie spornt. Daher die

4. Regel. „Willst du einen Geizigen vermögen, dir irgend einen Dienst zu leisten, so laß ihn voraus wissen, auf welche werkthätige Erkenntlichkeit er Stat zu machen habe. Bey Geizhälsen der niedrigsten Klasse wirst du am besten thun, den Preis ihrer Gefälligkeit geradeheraus zu bestimmen, und die Sache als einen Kauf zu behandeln. Bey nicht ganz ehrlosen Geizigen aber, bey solchen nämlich, die wenigstens sich schämen würden, für eigennützig angesehen zu werden, mußt du durch eine Mittelperson die Erwartung einer angemessenen Vergeltung erregen, und diese so abtragen, daß sie nur, als ein Beweis deiner Dankbegierde erscheine, den man, so unbedeutend er auch sey, nicht verschmähen wolle. Geldeswerth wird hier auch besser angebracht seyn, als baares Geld."

Habsüchtige Richter sind der Gefahr am meisten ausgesetzt, von welcher die Schrift sagt: Geschenke und Gaben verblenden die Augen der Richter, und machen sie gleichsam stumm, daß sie nicht strafen können.

5. Regel. „Bey allen Unterhandlungen, bey jeder Gelegenheit, wo durch Kniffe und Umtriebe etwas zu gewinnen ist, sey man gegen Geizige, vorzüglich der niedrigsten Art, äußerst auf seiner Hut. Sie sind in diesem Stücke erfindsamer und gewissenloser, als ehrliche Leute vermuthen, oder für möglich halten *). Hat man mit Ihnen Kontrakte zu schliessen, so suche man, durch alle möglichen Kautelen sich sicher zu stellen. Hier gilt vorzüglich die Rechtsregel: Nimia cautela nunquam nocet.“

Daß Geizige in solchen Fällen selbst äußerst vorsichtig zu Werke gehen, könnte man ihnen verzeihen. Allein, daß sie es absichtlich darauf anlegen, ihre Mitkontrahenten, wie immer möglich, zu induziren, und daher die Kontrakte gern auf Schrauben stellen, um solche nachher zu ihrem größern Vortheil auslegen zu können, dieß ist eine Niederträchtigkeit, die nur das Gewissen eines Geizigen sich erlaubt, und wogegen man sich nie genug verwahren kann.

6. Re=

---

*) Der Abt Regnier machte einst, in der Versammlung der Akademie der Wissenschaft in Paris, auf einen Louis d' Or, den jedes Mitglied zu einer gemeinschaftlichen Ausgabe beytragen sollte, eine Kollekte. Der Abt bemerkte es nicht, als der Präsident Rose, der ausserordentlich geizig war, seinen Louis d' Or in den Hut warf, und reichte ihm denselben zum zweytenmal. Der Präsident protestirte dawider, weil er sein Kontingent schon gegeben hätte. „Ich glaube es, sagte Regnier, allein ich hab' es nicht gesehen“ — „Und ich, sprach Fontenelle, ich hab' es gesehen, aber ich glaub' es nicht.“

6. Regel. „Diese Vorsicht verdopple man, wo der Geizige uneigennützige, oder gar freygebige Gesinnungen in wirklichen Handlungen äussert, und man sich solches nicht aus Beweggründen der Ehre erklären kann. Denn hier ist mit der größten Probabilität anzunehmen, daß er auf Wucher anlege, und ein Schaf verschenke, um eine Kuh dafür zu bekommen.“

Die Regel sagt: Wo man sich solches nicht aus Beweggründen der Ehre erklären kann. Denn es giebt Geizige, die nicht alles Gefühl für Ehre und Schande erstickt haben. Diese nun finden sich zuweilen durch die Umstände gedrungen, in einen saucrn Apfel zu beissen, — etwas springen zu lassen, um entweder ihre Leidenschaft nicht bloß zu geben, oder um den Ruf, in welchem sie bereits stehen, Lügen zu strafen. Hat der Geizige in einem solchen Kollisionsfalle, seiner Ehre wegen, mehr ausgegeben, als seine Maximen der Sparsamkeit gutheissen konnten: so wird er das ihm abgenöthigte Opfer in geheim, durch verdoppelte Knickerey, wieder einzubringen nicht ermangeln, und zu dem Ende sich und die Seinigen mit einer Art Kontribuzion belegen.

7. Regel. „Mit gar niederträchtigen und gewissenlosen Filzen, muß man, wo sie sich zu etwas, das ihr Hab affiziret, verbinden sollen, alles schriftlich, oder vor unverwerflichen Zeugen abhandeln, und ohne diese Vorsicht ihnen besonders keine Zahlungen machan.

Der Grund dieser Regel leuchtet von selbst ein.*)

8. Re=

*) Nihil nefas est avaritiæ.

8. Regel. „Auf Versprechungen, deren Erfüllung einigen Aufwand nöthig macht, darf man bey abgesäumten Geizhälsen sich ganz und gar nicht verlassen. Man muß daher, wo möglich, lieber alsogleich auf die Erfüllung ihrer Zusagen dringen, als ihnen solche bis zu gelegener Zeit nachsehen. Denn mittlerweile werden sie gewiß einen Vorwand vom Zaune brechen, ihr Versprechen zurückzunehmen.

In einer Gesellschaft macht man, zu Gunsten einer verunglückten Familie, eine Kollekte. Der geizige Harpagon weigert sich zwar nicht — oder vielmehr kann, Schande halber, sich nicht weigern — sein Kontingent, das die Gesellschaft auf einen Dukaten bestimmt hat, zu erlegen; allein er behält sich vor, solches nachzutragen, weil er gerade kein Geld zu sich gesteckt habe. Wer aus der Gesellschaft ihm diesen Dukaten vorzustrecken, sich anerboten, und denselben, ohne erst seine Einwilligung abzuwarten, für ihn erlegt hätte, würde einen Beweis von Klugheit gegeben, und obige Regel befolgt haben. Allein niemand verfiel darauf. Nach einigen Tagen meldet sich Diokles, der eigentlich diese Kollekte veranstaltet hatte, beym Harpagon um den versprochenen Dukaten.

„Ich komme, spricht er, mir den Dukaten auszubitten, den Sie in unsre neuliche Kollekte nachzutragen versprochen haben.

Harpagon. In was für eine Kollekte?

Diokles. Die ich jüngst, im Hause des Hrn. Strabo, für die unglückliche Familie Wollmann in Vorschlag brachte.

H. Wahr

H. Wahr! Eben recht, daß Sie mich daran erinnern. Ich nehme mein Wort zurück.

D. Sie scherzen? Wer wird auch sein Wort zurücknehmen?

H. Wie ich Ihnen sagte.

D. Aber, wenn ich fragen darf, warum? Ein Dukaten wird Sie doch nicht arm machen?

H. Freylich nicht, aber zum Verschwender könnt' er mich machen.

D. Einer äusserst dürftigen Familie einen Dukaten schenken, nennen Sie Verschwendung?

H. Bewahre Gott! Aber ich habe von dieser Familie gewisse Erzählungen gehört, die, falls sie gegründet wären, dieselbe meines Beytrages unwürdig machen müßten.

D. Lassen Sie doch hören! Sie wissen, daß ich es war, der die Kollekte veranlaßte; Sie müssen daher annehmen, daß ich von den Umständen dieser Familie genau unterrichtet bin, folglich Ihnen die zuverläßigste Auskunft hierüber geben kann. Welche Erzählungen also sind Ihnen zu Ohren gekommen?

H. Noch glaub' ich diesen Erzählungen selbst nicht; will mich aber überzeugen, ob und was davon wahr sey. Bis dahin werden Sie mir nicht verübeln, wenn ich mein Kontingent zurückhalte.

D. Haben Sie was nachtheiliges von der Wollmannschen Familie gehört, so behaupt' ich, daß es die unverschämteste Verleumdung sey. Diese Familie — das weiß ich nur zu gewiß — drückt unverschuldetes Elend, sie hat daher den gerechtesten Anspruch auf die Hülfe menschenliebender Herzen.

H. Kann wohl seyn! Aber zuvor muß ich mich davon überführen.

D. Das können Sie auf der Stelle; lassen Sie mich nur wissen, was Sie von diesen Unglücklichen für ungünstige Nachrichten eingezogen haben. Ich will Sie durch unumstößliche Beweise überführen, daß Sie hintergangen worden.

H. Da es wohl möglich ist, daß man dieser Familie Unrecht thut, so gebietet mir mein Gewissen, ihres guten Namens zu schonen, und vor der Hand, was ich gehört habe, bey mir zu behalten.

D. Gut! Indessen können Sie mir doch den Dukaten geben. Sie sollen ihn von mir wieder haben, falls Sie die Entdeckung machen, daß er übel angewendet worden.

H. Mach' ich diese Entdeckung, so wird Nächstenliebe mir Stillschweigen auferlegen. Mach' ich aber die gegentheilige Entdeckung, — dann ist es immer noch Zeit, mein Versprechen zu erfüllen. Auch soll es auf eine Art geschehen, daß der Aufschub mit in Anschlag komme.

D. Zu Handlungen der Wohlthätigkeit kann niemand gezwungen werden. Wollen Sie Ihre Zusage nicht erfüllen, nun so haben Sie über die Gültigkeit des Grundes, warum sie zurücktreten, bey niemanden. als bey Ihrem Gewissen, Sich zu rechtfertigen. Darum soll aber die nothleidende Familie diesen Dukaten nicht entbehren, — von mir soll sie ihn haben.

H. Ich bleibe dafür Ihr Schuldner, im Fall ich die Verleumdung aufzudecken im Stande bin.

D. In gar keinem Falle. Zu stolz bin ich auf diese Handlung, um die Ehre, sie ausgeübt zu haben, für einen Dukaten zu verkaufen. (ab)

---

9. Regel. „Gegen Geizige, an deren Gunst etwas gelegen ist, hüte man sich, das Vermögen und den Reichthum Anderer zu relevіren. Man regt dadurch ihre Mißgunst und Eifersucht auf, das wohl kein Mittel seyn kann, sich ihnen beliebt zu machen.“

So sehr Geizige sich angelegen seyn lassen, die Vermuthung, oder den Ruf, daß sie reich sind, zu widerlegen: so peinigend ist ihnen doch die Vorstellung, daß Andre mehr besitzen, als sie, oder die Kunst, zeitliche Güter zu erwerben, auch verstehen. Die Habsucht ist unersättlich, und möchte alles gern allein haben. Sie sieht daher alle Menschen, die auch nach Vermögen trachten, oder schon besitzen, als Nebenbuhler an.

10. Regel. „Eben so hüte man sich, das eigentliche Vermögen eines Geizigen, den man zu kultiviren Ursache hat, unter die Leute zu bringen, falls man hievon unterrichtet wäre. Da Geizige hieraus ihr größtes Geheimniß machen, wie könnte man durch dessen Kundmachung anders, als sie auf das unversöhnlichste beleidigen?“

Geizige stellen sich immer arm, oder doch minder reich, als sie sind; theils zu einiger Rechtfertigung ihrer Filzigkeit; theils um nicht Diebe anzulocken, oder ihre Hausgenossen der Versuchung sie zu ermorden, auszusetzen. Wer ihre Vermögensumstände bekannt macht, vereitelt diese Absichten ihrer Simulazion: werden sie es gleichgültig aufnehmen?

11. Regel. „Man lasse durch die Hoffnung ja nicht einmal durch das ausdrückliche Versprechen, das er uns in seinem Testament bedenken werde, sich verleiten, einen Geizhals zu füttern.“

Geizige sind arglistige Betrieger; spotten einer solchen Leichtgläubigkeit; und entschliessen sich nicht leicht zu einem Testament, weil die Vorstellung von der unausweichlichen Nothwendigkeit, ihre so sauer erworbenen Schätze Andern zu hinterlassen, ihnen bittrer ist, als der Tod selbst. Auch ist es für ein zartes Gewissen eben kein grosses Glück, der Erbe eines Geizhalses zu werden, da man immer annehmen kann, daß der größte Theil seines Vermögens erwuchert — gestohlen — mit Thränen und Flüchen beladen sey.

12. Regel. „Will man Geizige vermögen, etwas zu thun, oder zu unterlassen; so muß man ihnen vorzüglich Beweggründe von Gewinn oder Verlust entlehnt, vorhalten, d. i. ihnen einleuchtend zu machen suchen, daß sie, durch Befolgung unsers Raths — je nachdem die Umstände das Eine oder das Andre mit sich bringen — entweder Verlust an ihrem Vermögen abhalten, oder einen Zusatz zu demselben gewinnen werden. Denn Beweggründe dieser Art sind die wirksamsten Triebfedern ihres Willens.

Von der Erkenntniß sittlicher Charaktere.

Kenntniß des Menschen im Allgemeinen, wovon wir in dem Vorhergehenden das Hauptsächlichste beygebracht haben, setzt allein noch nicht in den Stand, gegen individuelle Menschen — gegen diejenigen nämlich, mit denen wir gerade zu thun haben; mit denen wir eben in Verbindung stehen, oder zu treten Willens sind; um deren Gunst oder Freundschaft es uns zu thun ist; kurz auf welche zu unserm Vortheil zu wirken, unsre jedesmalige

Lage nothwendig oder nützlich macht, uns so zu benehmen, wie die Klugheit, zur Erreichung unsrer Absichten, es fordert.

Allgemeine Menschenkenntniß giebt lediglich Begriffe von den Grundzügen und Hauptverschiedenheiten menschlicher Gemüther in Abstrakto, giebt bloß Einsicht in die Natur, und den Zusammenhang menschlicher Neigungen und Abneigungen: ist also mehr nicht als Vorbereitung zu dem Studium der Menschen in Konkreto. Dieses aber fordert, daß, nachdem wir uns die Geschichte des Menschen im Allgemeinen bekannt gemacht haben, wir nun selbst schauen, selbst beobachten, selbst untersuchen, selbst Erfahrungen sammeln, und darüber reflektiren. Und dieß alles, um uns eine, so viel möglich, vollständige und zuverläßige Erkenntniß derjenigen Menschen, mit denen wir umgehen, zu erwerben, und hienach die Klugheitsmaximen bestimmen zu können, nach welchen wir uns zu benehmen haben, um diese in unser Intresse zu ziehen. Die Beantwortung der Frage nämlich: Wie muß ich diesen Mann nehmen? setzt die Frage: Was ist dieser Mann? schon als entschieden voraus.

Ehe wir jedoch die Mittel zur praktischen Erkenntniß sittlicher Charaktere angeben, müßen wir zuvor bestimmen, was unter dem sittlichen Charaktere eines Menschen zu verstehen sey.

Charakter überhaupt heißt ein Kennzeichen, und die Eigenheiten, wodurch jedes Ding von allen andern seiner Art sich auszeichnet und kennbar macht, ist in so fern sein Charakter. Sittlicher Charakter ist der gemeinschaftliche Name aller Eigenheiten eines Menschen, wodurch er vorzüglich, in Rücksicht auf seine

Sitt-

Sittlichkeit, sich von allen andern Menschen unterscheidet — ein moralisches Individuum konstituiret. Gesichtsbildung, Stimme, Gang — Leibesbeschaffenheit überhaupt — machen seinen physischen Charakter aus. Sein sittlicher Charakter kann folglich nirgend anderswo, als in der ihm eigenen Geistesbeschaffenheit zu suchen seyn.

Die Grundkräfte des menschenlichen Geistes sind die Empfindungskraft — die Denkkraft — und die Wollkraft; und die Hauptmodifikazionen desselben Empfinden — Denken — Handeln. Die jedem Menschen eigene Beschaffenheit dieser Kräfte, in Verbindung mit der Art, sie auszuüben, bestimmt seine moralische Individualität, macht folglich seinen sittlichen Charakter aus. Wenn es um die Erkenntniß des sittlichen Charakters eines Menschen zu thun ist, wird es folglich darauf ankommen, daß man wisse, wie er empfinde — denke — handle. Hat man dieß sicher ausfindig gemacht, so kann man sich schmeicheln, ihn zu kennen.

Da man jedoch zur Erkenntniß des innern Menschen nicht unmittelbar (durch Intuizion) sondern nur mittelbar (durch Abstrakzion) gelangen kann: so ergiebt sich von selbst, daß diese Erkenntniß nicht weniger Applikazion des Verstandes als Geschicklichkeit und Zeit zu beobachten, erfordre.

Die Frage: Wie empfindet dieser Mensch? enthält folgende Unterfragen: Wie ist sein Empfindungsvermögen beschaffen? Entstehen seine Empfindungen schnell oder langsam? Sind sie lebhaft oder schwach? tiefeindringend oder oberflächlich? anhaltend oder bald vorübergehend?

Bey der Frage: Wie denkt dieser Mensch? kömmt es auf die Beschaffenheit seines Verstandes an. Ist dieser angebauet, geübt, aufgeklärt, vorurtheilfrey? mit Erfahrungen, Kenntnissen, Einsichten bereichert, oder das Gegentheil? Ferner ist hier zu untersuchen, was dieser Mensch vorzüglich von moralischen Gegenständen, von Religion, Recht und Unrecht, von Pflicht, von Tugend und Laster, vom Erlaubten und Unerlaubten, vom Schädlichen und Nützlichen, von Ehre und Schande, von Menschenbestimmung, Menschenwürde, von Glückseligkeit, u. s. w. für Begriffe habe.

Bey der Frage: Wie handelt dieser Mensch? kommen vornehmlich die Prinzipien seiner moralischen Handlungen in Betrachtung; ob diese nämlich von der reinen Vernunft und der Religion angegebene, oder nur von den Beyspielen andrer Menschen abstrahirte, Maximen sind? — ob Temperament Leidenschaft, Gewohnheit — ob bloß Ideen des Angenehmen, oder auch Vorstellungen von dem Vernunftmässigen und Nützlichen ihn zum Handeln bestimmen? — Ob Offenheit und Wahrheit, oder Zurückhaltung und Fikzion in seinem Betragen herrschen? Kurz, hier ist es darum zu thun, die herrschende Leidenschaft, und das ganze System der Neigungen und Abneigungen dieses Menschen, sammt ihren Gründen auszuforschen.

Allein nun fragt sichs weiter: Wie kann man zur Erkenntniß alles dessen, was, wir so eben, als Bestandtheile des sittlichen Charakters, angegeben haben, am zuverlässigsten gelangen? — Durch auf Menschenkunde gegründetes Beobachten und Abstrahiren. Bestimmte Regeln hierüber anzugeben, gehört zwar in

die

die Klugheitslehre nicht; indessen um diese interessante Materie nicht ganz zu umgehen, wollen wir das Wesentlichste davon im Auszuge beybringen.

Da die Beschaffenheit des Empfindungsvermögens größten Theils seinen Grund im Temperamente hat, so muß das Studium einzelner Gemüthsarten damit anfangen, daß man das Temperament ausfindig mache.

Hier ist aber ein doppeltes Temperament zu unterscheiden, das geistige nämlich, und das leibliche. Jenes besteht in der Kraft und Wirksamkeit der Seele, insofern der Grund davon in der Seele selbst liegt. Mit dieser Kraft und Wirksamkeit muß ein bestimmter Grad von Reizbarkeit in den Nerven und Muskelfäsern des Körpers verbunden seyn, und dieser macht im Wesentlichen das leibliche Temperament aus.

„Wie ist nun das eine dieser Temperamente sowohl, als das andre, zu erkennen?"

Das Leibestemperament ohne Schwierigkeit. Es kündigt sich durch so sinnliche Charaktere an, daß es nicht leicht zu verkennen ist. Wir haben diese Kennzeichen bereits oben, unter dem Abschnitte von den vier Haupttemperamenten, bey jedem Temperamente ausgezeichnet.

Das geistige Temperament ergiebt sich sodann aus dem leiblichen; man mag nun annehmen, daß dieses in jenem, oder jenes in diesem, gegründet sey, welches noch nicht entschieden ist, auch vielleicht sich nicht entscheiden läßt, wegen des wechselseitigen Einflusses beyder Substanzen, (des Leibes und der Seele) und wegen der in gleichem Schritte fortgehenden Entwicklung der Kräfte beyder. Sonach bleibt das leibliche

Temperament immer die Physiognomie des geistigen, entweder als Ursache, oder als Wirkung desselben.

Das phlegmatische Temperament ist mit einer beträchtlichen Stumpfheit und Armuth an Empfindungen jeder Art verbunden, folglich äußerst unthätig, und erzeugt den stärksten Hang zur allerniedrigsten Selbstsucht verbunden mit ausgezeichneter Liebe für körperliche und geistige Ruhe. Wie wir bereits oben ausführlicher gezeigt haben.

Die größere Empfänglichkeit für Empfindungen kann entweder in Rücksicht auf Ausdehnung (Extension) oder in Rücksicht auf Stärke (Intension) eine solche seyn.

Hat sie ihre Größe in der Ausdehnung, so können die Empfindungen, in denen sie sich äußert, natürlich nur schwach, und von flüchtiger Dauer seyn. Ein solches Empfindungsvermögen ist mehr zu vielen und schnell abwechselnden, als zu tief eindringenden, Empfindungen aufgelegt. Denn viele schnell auf einander folgenden Empfindungen können unmöglich tief eindringen, da immer eine die andre verdrängt. Eine Gemüthsart, worinn ein solcher steter Wechsel von Empfindungen herrschend geworden ist, kann folglich nicht anders, als aus Flatterhaftigkeit, Leichtsinn, Unbesonnenheit, Fröhlichkeit, Unbeständigkeit und Schwatzhaftigkeit zusammengesetzt seyn.

Flatterhaft ist eine solche Seele, weil sie, wegen ihrer ausgedehnten Empfänglichkeit für Empfindungen, alle Augenblicke, neue Eindrücke erhält. — Leichtsinnig ist sie, weil es ihr am Vermögen fehlt, die Wichtigkeit irgend eines Gegenstandes sich klar genug vorzustellen, und weil sie von einer Kleinigkeit, eben so stark, als von dem erheblichsten Objekte, gerührt wird.

wird. — Unbesonnen ist sie, weil sie auch von geringfügigen Dingen, in solche Leidenschaft versetzt wird, die sie fortreißt, indem sie stets dem gegenwärtigen Eindrucke nachgiebt.

Fröhlich ist sie, theils, weil die stete Abwechselung von Empfindungen sie gegen die verdrießliche Langeweile sichert; theils weil es der Gegenstände für angenehme Empfindungen immer mehrere giebt, als für unangenehme, und weil wenn diese letztern auch in ihr entstehen, sie bald wieder von angenehmen verdrängt werden.

Unbeständig ist sie, weil die Eindrücke schnell abwechseln, ohne daß eine derselben, durch seine Stärke, sehr herrschend werden kann. — Sie ist schwatzhaft, weil das beständige Zuströmen neuer Eindrücke und Empfindungen es ihr an Stoff zum Reden nie gebrechen läßt.

Dieß ist die Stimmung eines schwachen Charakters, der darum auch der Jugend, und dem weiblichen Geschlecht eigen, und insgemein mit dem sanguinischen Temperament verbunden, ist. Der Regel nach, darf man also bey Menschen von sanguinischem Temperament nur wenig Stärke des Geistes suchen. Auch steht es um ihre Tugend sehr mißlich, da nur die Tugend starker Seelen zuverläßig ist.

Bleibt eine solche Gemüthsart sich selbst überlassen, wird sie nicht beyzeiten verbessert, dann muß sie natürlicher Weise zur sinnlichen Wollust verleiten. Denn, da sie zu starken, und anhaltenden Empfindungen und Vorstellungen unfähig ist: so fehlt es ihr auch an Kraft, die instinktmäßig wirkende Sinnlichkeit vernünftig zu beherrschen. Hiezu kömmt, daß der Mensch, seiner Natur gemäß, nach Vergnügen streben muß,

und eine schwache nervenlose Seele immer diejenigen Vergnügungen vorziehen wird, die ohne ihre besondere Mitwirkung, ohne sonderliche Anstrengung ihrer Kräfte genossen werden können, folglich die sinnlichen. Da nun die wenigsten Menschen mit Ernst und Eifer an ihrer moralischen Verbesserung arbeiten, so ist leicht einzusehen, warum die meisten Sanguiniker der Wollust Sklaven sind, so zwar, daß man dieß beynah als Regel annehmen kann. Nicht zu gedenken, daß der Sanguineus, in seinem Temperamente selbst, das größte Hinderniß seiner Verbesserung findet. Denn hiezu würden starke und anhaltende Vorstellungen von der Nothwendigkeit, den Reizungen der Wollust zu widerstehen; starke und fortgesetzte Vorstellungen von der Unmoralität, und den schädlichen Folgen eines wollüstigen Lebens auf Geist und Körper, erfordert werden, welcherley Vorstellungen aber nun gerade in der Macht dieses Temperaments am wenigsten stehen. Erziehung muß demnach hier das Meiste thun. Allein da diese, leider! bey den mehresten Menschen verwahrlost wird, wie könnte es auch anders kommen, als daß die meisten sanguinischen Menschen daß sind und bleiben, wozu so viel Dispozizion in ihrem Temperamente liegt — Wollüstlinge?

Uebrigens muß man hier starke Empfindungen nicht mit lebhaften für einerley halten. Lebhafte, d. i aufbrausende Empfindungen erzeugt das sanguinische Temperament allerdings, aber es ist unfähig, zu starken d. i. zu tiefeindringenden und anhaltenden Empfindungen.

Das

Das Empfindungsvermögen des Melancholikus hat weniger Extension, aber um so mehr Intension. Seine Empfindungen entstehen weder so schnell, noch wechseln sie so geschwind ab, wie die Empfindungen des Sanguineus; aber sie dringen tiefer ein, und sind permanenter. Stärke des Geistes ist daher dem Melancholikus vorzüglich eigen. Diese Stärke entdeckt sich am unverkennbarsten dadurch, wenn ein Mensch in seinen Vorsätzen und Entschliessungen gegen viele mächtige Reizungen zum Gegentheil, und gegen grosse Hindernisse, aushält. Man muß allerdings von dem Anschauen eines Gegenstandes tief durchdrungen seyn, wenn weder Hoffnung noch Furcht, weder Beschwernisse noch Anstände, weder Vergnügen noch Schmerz ꝛc. etwas über uns vermögen sollen. Eine Gemüthsart von solcher Stärke ist demnach thätig, entschlossen, muthvoll, standhaft, ausdauernd. Die vortrefflichste Anlage zu einem tugendhaften Charakter; aber auch nur Anlage! Es kömmt darauf an, was eine solche Gemüthsart für eine Richtung erhalte, und ob sie von einem aufgeklärten, richtig denkenden, an edeln Gegenständen geübten, Verstande begleitet werde, oder nicht. Denn unter diesen Bedingungen kann sie ebensowohl, ausgezeichnete Bösewichte, als moralische Helden hervorbringen.

Da jedoch die nämliche delikate Empfindsamkeit auch durch jede bemerkte moralische Unschicklichkeit, durch jeden Mißlaut in den moralischen Handlungen mit den Gesetzen des Rechts und Unrechts, beleidigt wird: so müssen sich viele traurige Empfindungen und Vorstellungen in eine solche Seele drängen, und dadurch die vergnügenden Gegenstände selbst eine traurige Farbe annehmen, woraus sodann gemischte Empfindungen entstehen.

stehen. Hieraus wird begreiflich, wie eine Gemüthsart, die solcher tiefen und anhaltenden Empfindungen fähig ist, zur Traurigkeit und zu herrschendem Unmuth sich hinneige. Wird dieser Hang zu unangenehmen und gemischten Empfindungen nicht durch viel Milde, Sanftheit und Geselligkeit versüßt, so entsteht hieraus eine verdrießliche, versauerte Gemüthsart, die unerträglich, und menschenfeindlich macht. Nimmt diese Menschenfeindlichkeit überhand, setzt sie sich in der Seele fest; kommen vollends noch Erfahrungen von der Falschheit, Eigennützigkeit, Treulosigkeit und Bosheit der Menschen hinzu: so ist der Grund zum leidigen Geiz gelegt. In einer solchen Seele werden sehr natürlich folgende Vorstellungen und Empfindungen nach und nach herrschend werden:

„Welche häßliche, abscheuliche Menschen! Wer kann die unzähligen Masken, wodurch sie einander täuschen und hintergehen — die ausstudirten, teuflischen Ränke, wodurch einer den andern untergräbt, einer über den andern sich zu erheben sucht, mit Gelassenheit ansehen? Einer ist des Andern Nebenbuhler und unversöhnlicher Feind. Wer könnte, ohne der größte Thor zu seyn, mit diesen Wölfen leben? Der Kluge zieht sich zurück, lebt sich selbst, und ist wenigstens sein eigener Freund, da er sonst keinen haben kann. Selbstsucht und Eigennützigkeit sind die Haupttriebfedern von den Handlungen der meisten Menschen. Es ist daher nichts von ihnen zu hoffen, keine Hülfe in der Noth — nicht einmal ungeheuchelte, wahre Theilnahme. Weh dem, der blödsichtig genug wäre, darauf zu rechnen! Ich will, weiser handeln; will, so gut ich kann, von ihrem Beystande mich unabhängig machen. Ich will, ich muß das Meinige zu Rathe halten; muß, durch Arbeitsamkeit

samkeit und gute Haushaltung, so viel zu erwerben suchen, als ich brauche, um in meinem Geldkasten, bey jedem Nothfalle, die Unterstützung und Hülfe zu finden, die ich vergebens von meinen Mitmenschen erwarten würde. Geld ist der einzige wahre, sichere Freund; er macht alle andre entbehrlich. Von niemanden will ich etwas verlangen, aber auch nicht der Thor seyn, allein zu geben, ohne wieder zu empfangen."

Kann was natürlicher seyn, als daß eine solche Philosophie den Grund zur Habsucht lege? und daß Menschen von melancholischem Temperament, im Durchschnitte genommen, von dieser Leidenschaft beherrscht werden? —

Uebrigens bedarf es wohl kaum der Erinnerung, daß man nicht jeden Menschen, dessen Betragen und Gesichtszüge eine zur Traurigkeit gestimmte Gemüthsart verrathen — oder welcher eingezogen lebt, seinen Gang für sich fortgeht, und an dem Lieblingsergetzungen sinnlicher Menschen kein Behagen findet, ohne weitere Beweise, für einen Melancholikus halten dürfe.

Eine traurige, düstre Gemüthsart kann nämlich die Wirkung von noch mancherley andern Ursachen seyn. Sie kann in herznagenden Sorgen, in verborgenem Gram, in wiederholten Schlägen eines feindseligen Schicksals, in zerrütteter Gesundheit, in Hypochondrie, kurz, in mancherley körperlichen und idealischen Leiden ihren Grund haben, und insofern bey jedem Temperament Statt finden.

Der wahre Weise, der seine Bestimmung kennt, und zu erreichen sich bestrebt; dem sein Beruf am Herzen liegt, und nützliche Beschäftigung zum Bedürfniß geworden; der in sich selbst unversiegende Quellen des

rein-

reinsten Seelenvergnügens geöffnet, und die Freuden eines ungestörten Selbstgenusses schmecken gelernt hat, zieht sich aus dem Geräusche der Welt zurück, wirkt im Stillen zum Wohl der Menschheit mit; und der Umgang mit einigen, mit ihm sympathisirenden, Freunden gewährt ihm eine, ohne Vergleich intressantere Unterhaltung, als die Modeergetzungen, die den Geist lediglich zerstreuen, aber nicht üben, nicht nähren. Leute deren Charakter aus Leichtsinn, Frivolität, und Zerstreuungssucht zusammengesetzt ist, denen folglich eine solide, vernünftige Denkart unnatürlich scheinen muß, werden einen Mann dieser Art freylich für einen Melancholikus ausschreyen, und nach ihrem gewöhnlichen Ausdruck, einen Sauertopf nennen. Aber dadurch wird der zuverlässigere Kenner und Schätzer der Menschen sich nicht irre machen, nicht abhalten lassen, ihm Gerechtigkeit zu erweisen.

„Sie sprechen mir also das Glück den Klias zu unsrer Partie zu bereden, rund ab“? (sagt Glaphyra zu ihrem Hausfreund, Anicius.)

A. Ich kenne ihn zu gut.

G. Kennen Sie aber auch meine Politik und Beredsamkeit? — Um es gerade herauszusagen, eben darum hab' ich die Eitelkeit, einen Angriff auf diesen Klinias zu wagen, weil Sie mir den Sieg so dreist absprechen. Denn erhalt' ich ihn gleichwohl, so muß er mir um so größere Ehre bringen.

A. Wie aber, wenn Sie ihn nicht erhalten?

G. Das besorg' ich nicht.

A. Es wäre doch möglich.

G. Unser

G. Unser Geschlecht — das sollten Sie doch wissen — hat Waffen, die unwiderstehlig sind.

A. Eingeräumt! Allein bey einem Klinias möcht' ich doch für die Unwiderstehligkeit dieser Waffen nicht bürgen.

G Darf ich bitten, warum?

A. Klinias ist ein Mensch ohne Gefühl.

G. Possen! Ein Mensch, und ohne Gefühl!

A. Ohne Gefühl für Freude, für Ergetzungen, für Lustbarkeiten, meyn' ich.

G. Man kann nichts verlangen, was man nicht kennt. Ich will ihm das Entzückende — das unaussprechliche Vergnügen eines maskirten Balles so lebhaft, und von einer so reizenden Seite schildern, daß er den Augenblick, dieses Vergnügen zu geniessen, nicht soll erwarten können.

A. Dann hätten Sie Wunder gethan! Allein ich besorge, das Uebel dieses Pazienten wird ihre Heilkunst zu schanden machen.

G. Der Erfolg wird es lehren.

A. Der Himmel verhüte — zu Ihrem Nachtheil!

G. Noch verzweifle ich nicht.

A. Nun, so muß ich deutlicher reden. Wissen Sie also: Klinias ist ein Weiberfeind nach Grundsätzen.

G. Weiberfeind? ha, ha, ha! Noch nie gab es einen wahren! Verstellung — Großsprecherey — Stolz! Man muß diese Herren nur zu nehmen wissen, und man kann aus ihnen machen, was man will. — Ist es also nur das? Nun so halten Sie immer einen Lorbeer für die Siegerinn Glaphyra in Bereitschaft,

wenn

wenn sie mit ihrem Ueberwundenen siegprangend in den Redoutensal eintreten wird.

A. Sie sollen ihn haben, diesen Lorbeer; auch will ich selbst Ihnen, als Siegerinn huldigen, wenn Sie diesen melancholischen Sauertopf zur Räson bringen.

G. Auch melancholisch?

A. Melancholisch — sag' ich Ihnen — und im höchsten Grad! über dieß leutscheu — ein Menschenfeind — aller Freude abgestorben — ein herumwandelnder Körper ohne Seele — ein Stubenbrüter — ein Welttrotzer — ein Sonderling — ein —

G. Genug! genug! Diesen Kunstgriff versteh' ich; Sie wollen mich abschrecken? Das sollen Sie aber nicht. Und wäre Klinias eine leblose Statue, so will ich der erste weibliche Pygmalion werden, und ihm Leben und Gefühl einflössen.

A. Das wollen Sie?

G. Ehe die Sonne niedergeht, soll es gethan seyn. Ich hab' ihn auf heut' zu mir entbitten lassen; da will ich ihn in die Kur nehmen.

A. Besässen Sie auch die magischen Gürtel einer gewissen Göttinn, noch würd' ich an dem glücklichen Erfolg ihres Unternehmens verzweifeln.

G. Gut, gut! In einigen Stunden sollen Sie eine andre Sprache führen. Für jetzt bitt' ich, mich zu verlassen. Ein Unternehmen dieser Wichtigkeit fordert Ueberlegung und Vorbereitung.

A. Allerdings! Ich geh', und will ein Auspicium für Sie halten.

G. Was wollen Sie damit sagen?

A. Bis ich zurückkomme; bis ich zurückkomme.

(Geht ab.)

(Bald

(Bald hierauf erscheint Klinias.)

K. Sie haben mich rufen lassen, verehrte Glaphyra? Ich komme, Ihre Befehle zu vernehmen.

G. (bey Seite) Verehrte? Das klingt ja vortrefflich! (zum Klinias) Verzeihen Sie, wertheßter Klinias, meine Freyheit. — Ich hab' eine kleine Bitte an Sie.

K. Steht deren Gewährung in meiner Macht, dann sollen Sie zu befehlen haben.

G. Befehlen kann ich nicht, möcht' auch nicht, wenn ich's könnte. Wie gesagt, eine kleine Bitte nur, von der ich wünschte, daß Sie mir solche freywillig — gern gewährten.

K. Unter obiger Bedingung, dürfen Sie darauf rechnen.

G. Diese Bitte hat Ihr eigenes Beste mit zur Absicht.

K. Um so mehr Willfährigkeit können Sie erwarten.

G. Nun denn! Sie sind noch ein Mann in den besten Jahren; fähig die Vergnügungen des Lebens, unsers so kurzen, so flüchtigen, so unsichern Lebens zu geniessen; besitzen Eigenschaften, die Sie zum angenehmsten Gesellschafter machen können; man sehnt sich nach Ihrem Umgang — und Sie? entziehen Sich auf die neidischste Art der Welt, verurtheilen sich zur Einsamkeit; versagen Sich die unschuldigsten Vergnügungen; fliehen diejenigen, die Ihre Gesellschaft wünschen, und spielen — vergeben Sie meiner Freymüthigkeit — die verhaßte Rolle eines Menschenfeindes.

K. Sie verstehen, wie ich sehe, die Kunst, Lob und Tadel zu verbinden, ganz vortrefflich. So wenig Anspruch ich auf jenes mache, und habe: so untröstlich

wär'

wär' ich, wenn ich diesen verdiente. Die Rolle eines Menschenfeindes ist eine verabscheuungswürdige Rolle; könnt' ich sie spielen, ich müßte mich selbst hassen.

G. Da Sie so eingezogen leben, Sich in Sich selbst zurückziehen; alle Oerter, wo die Menschen, um auf eine erlaubte, unschuldige Art sich zu erlustigen, sich der Menschheit zu erfreuen, zusammen kommen, mit allem Schein von Vorsatz vermeiden, setzen Sie Sich wenigstens diesem Verdacht aus.

K. Lärmende Gesellschaften, rauschende Lustbarkeiten, gesteh' ich, sind meine Sache nicht; und dieß aus guten Gründen. Allein darum bin ich so wenig ein Menschenfeind, daß ich vielmehr des Gegentheils mir bewußt bin.

G. Da Sie aber allen Ergetzungen der feinen Welt sich entziehen, scheinen Sie wenigstens dieselben zu mißbilligen; und heißt das nicht, ein wenig menschenfeindlich gedacht?

A. Um Vergebung. Man kann für etwas nicht eingenommen seyn, ohne es zu mißbilligen — zu verachten. Der Geschmack der Menschen, zumal in Absehn auf Vergnügen, ist unendlich verschieden: auch wär es nicht gut, wenn er es nicht wäre. Ich tadle demnach den Geschmack andrer Menschen nicht, ob er gleich der meinige nicht ist.

G. Ihr Geschmack zieht also die Einsamkeit dem Umgange vor?

A. Das nicht! Ein solcher Geschmack wäre widernatürlich, wäre sogar lasterhaft. Der Schöpfer legte in unsre Natur einen unwiderstehlichen Trieb zur Geselligkeit, und diesem widerstehen, hieße, der Absicht des Schöpfers widerstreben.

G. Und doch sieht man Sie so wenig in Gesellschaft mit andren Menschen?

K. Wenn es meine Berufsgeschäfte erlauben, oder wenn ich der Erholung von denselben bedarf, such' ich allemal Umgang. Freylich nicht in grossen, glänzenden Gesellschaften, wozu es mir vielleicht auch an Klugheit, oder an Lebensart, oder an der Gabe, mich intressant zu machen, oder an allen diesem zugleich, mangelt. Einige gute Freunde, die meine Fehler und Schwachheiten mit Nachsicht ertragen, genügen mir zu meinem Umgang.

G. Trübsinn, bester Klinias, — Melancholey, Schwermuth! Sie müssen Sich davon heilen lassen. Ich selbst erbiete mich, dießfalls Ihr Arzt zu werden, und schmeichle mir, dieser Antrag werde Ihnen nicht ganz gleichgültig seyn.

K. Ist meine Gemüthsart wirklich eine Krankheit — woran Sie, wertheste Glaphyra, mir vor der Hand noch zu zweifeln erlauben wollen — so dürfte das Uebel schon zu tiefe Wurzeln geschlagen haben, als daß die Kur, wozu Sie Sich so edelmüthig anbieten, den gewünschten Erfolg haben könnte. Was Ihre Bitte, deren Sie oben erwähnten, betrifft, werd' ich mich vielleicht gefälliger bezeigen können.

G. Nach dem, was Sie mir bisher von ihrer Art, zu denken, gesagt haben, wag' ich's gar nicht, mich dießfalls zu äussern.

K. Sie haben bereits meine Zusage hierüber, sofern die Willfahrung in meiner Macht steht.

G. Sie werden meine Bitte lächerlich finden?

K. Der Trübsinn, die Melancholey, die Schwermuth, die Sie mir so eben beyzulegen die Güte hatten, müssen Ihnen für das Gegentheil bürgen.

G. So hören Sie denn! Einige meiner Freunde, auch Ihre Freunde, haben auf heut eine Partie in die Redoute verabredet. Man wünscht, Sie möchten uns Gesellschaft leisten, und trug es mir auf, Sie anzuwerben. Zwar fand meine Eitelkeit durch dieses Zutrauen sich nicht wenig geschmeichelt: allein wie es scheint, dürft' ich mit Schande bestehen. Sie, mein Herr, denken zu philosophisch, zu sonderbar, um gegen ein Frauenzimmer ein wenig galant zu seyn.

K. Ich wünschte, Sie hätten in einem andern Punkt meine Bereitwilligkeit, Ihnen gefällig zu seyn, auf die Probe gestellt; in diesem muß ich bitten, mich zu verschonen.

G. Sie geben mir wenigstens meinen Korb, wie Leute, die Sie kennen, wir vorhergesagt haben, mit aller Artigkeit. Aber ich war eitel genug —

K. (unterbrechend) Untröstlich bin ich, nicht willfahren zu können; rechne aber auch auf Ihre Billigkeit, meine Gründe anzuhören, und zu erwägen. Ich habe morgen eine ämtliche Untersuchung, die sich nicht aufschieben läßt, und von der das Weh und Wohl einer ganzen Familie abhängt, vorzunehmen. Ein Ball scheint mir nicht die schicklichste Vorbereitung zu einem Geschäft dieser Art. Durch tausend Gegenstände zerstreut, unausgeschlafen, vom Tanze abgemattet, würd' ich wohl im Stande seyn, meiner Amtspflicht nachzukommen? Diese ist mir zu heilig, um mit der größten Gefahr, sie nicht erfüllen zu können, mich einer schnöden Lustbarkeit zu überlassen.

G. (etwas spöttisch) Sie haben recht. Für so heilige Leute ist die Redoute auch nicht; nur uns eiteln, sündhaften Weltkindern steht es an, sich zu erlustigen.

K. Ich bitte, mich recht zu verstehen. Nie hab' ich eine solche Meynung geäussert.

G. Gleich viel, wie Sie es meynen. Sie können thun und lassen, was Ihnen beliebt. Eben recht, daß Sie nicht unter die Menschen gehen; Sie würden sie nur mit Ihrer Schwermuth anstecken. Im Grunde müssen wir, Ihnen für Ihre Menschenfeindlichkeit gar noch verbunden seyn.

K. Es steht Ihnen frey, von mir zu denken, wie Sie es für gut finden. Indessen muß ich Ihnen gestehen, daß ich, bey der Befolgung meiner Pflicht, niemals untersuche, was die Welt von mir sprechen oder denken wird.

G. Ein Gemeinspruch aller Sonderlinge!

K. Wie Ihnen beliebt. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen. (ab.)

Was wird nun Anicius nicht in den Augen einer Glaphyra, und ihres Gleichen seyn? Ohne Zweifel ein Mensch ohne Lebensart, ohne Welt, ein Fantast, ein melancholischer Murrkopf. Und ist er es?

Das Empfindungsvermögen des Cholerikus hat gleichfalls mehr Intension als Extension. Dadurch kömmt es dem melancholischen Temperament am nächsten; nur liegt in demselben eine herrschende Neigung zu heftiger, überwiegender Unlust, folglich ist es zu gemischten Empfindungen nicht so, wie das melancholische, aufgelegt. Man könnte sagen, das Empfindungsvermögen des Cholerikus partizipire etwas von dem Empfindungsvermögen des Sanguineus, und etwas von dem Empfindungsvermögen des Me-

lancholikus, sey daher auf gewisse Art aus beyden zusammengesetzt. Es hat mehr Ausdehnung, als dasjenige des Melancholikus, und dadurch gränzt es an das Empfindungsvermögen des Sanguineus, hat aber mehr Intension, und dadurch gränzt es an das Empfindungsvermögen des Melancholikus. Die Empfindungen des Cholerikus sind so lebhaft, so aufbrausend, wie des Sanguineus, aber nicht so gar tief eindringend und anhaltend, wie des Melancholikus.

Der Cholerikus fühlt also die Stärke seiner Seele, fühlt seine Kräfte und seine Würde. Wird dieses Gefühl übertrieben, — welches allemal geschieht, wenn keine besondere Bildung des Verstandes und Herzens hinzukömmt — so muß es natürlich in Ehrgeiz ausarten. Daher, daß Menschen von cholerischem Temperament insgemein, und im Durchschnitte genommen, von dieser Leidenschaft beherrscht werden.

Wie das Empfindungsvermögen bey jedem der vier Haupttemperamente insgemein beschaffen sey, wissen wir nun. Auch sagten wir oben, das Leibestemperament, wäre die Physiognomie des geistigen: darf man also, wenn man bey einem Menschen das Leibestemperament entdeckt hat, hievon, ohne Gefahr zu irren, sogleich auf ein ähnliches geistiges, folglich auf die Beschaffenheit seines Empfindungsvermögens überhaupt schliessen? — Deutlicher! Wenn man bey irgend einem Menschen mit Zuverlässigkeit entdeckt hätte, daß sein Leibestemperament das phlegmatische sey, darf man, daß er sowohl, in Rücksicht auf Extension als Intension, ein schwaches Empfindungsvermögen, das ihn zur Unthätigkeit und Ruhe bestimmt, habe, ohne weiters für ausgemacht annehmen? — oder bey einem

San-

Sanguineus, daß er keiner tief eindringenden noch anhaltenden Empfindungen fähig, folglich leichtsinnig flatterhaft, unbeständig sey? — daß ein Melancholikus dem Leibestemperamente nach, eine verdrießliche, versauerte, menschenfeindliche Gemüthsart habe? u. s. w.

Nein, das darf man nicht. Das Leibestemperament giebt weiter nichts, als Dispositzion, Anlage. Es ist daher möglich, durch eine sorgfältige Ausbildung der Seele, den Einfluß einer solchen Disposizion auf die Bestimmung ihrer Selbstkraft, und auf das von dieser abhängende Empfindungsvermögen und Geistestemperament, zu schwächen, folglich sie dadurch in den Stand zu setzen, vielmehr, aus eigener Energie, nach Grundsätzen thätig zu seyn, und ihren Empfindungen den Grad der Extension und Intension zu geben, der einer tugendhaften Gemüthsart der zuträglichste ist. Hieraus erhellet, daß wiewohl das leibliche Temperament, nach der Regel, als die Physiognome des geistigen anzugesehen ist, dasselbe doch in einzelnen Fällen, eben so gut trügen könne, als die Physiognomie des Gesichts, in Beziehung auf die Gemüthsart überhaupt.

Da die Seele immer das Hauptprinzipium der Thätigkeit im Menschen bleibt, zugleich aber bey der Ausübung derselben vom Körper abhängt, als durch dessen Beschaffenheit diese ihre Thätigkeit verschieden, theils auf eine vortheilhafte, theils nachtheilige Art, modifiziret werden kann; da überdieß es nicht möglich ist, die jedesmalige Organisazion und Beschaffenheit des Körpers, folglich auch des Temperaments ganz umzuändern — obgleich hierinfalls durch physische Mittel etwas gethan werden kann — so muß durch psycholo-

chologische Mittel den Wirkungen des Leibestemperaments, insofern dieses zu Geistesunvollkommenheiten disponirt, entgegengearbeitet werden.

Unmöglich ist es zwar, das phlegmatische Leibestemperament in ein sanguinisches oder cholerisches umzuschaffen; allein das ist möglich, daß aus einem Phlegmatikus, dem Leibestemperament nach, der beste Mensch werde, der aus einem Phlegmatikus werden kann.

Sich selbst überlassen erzeugt dieses Temperament ein ähnliches Geistestemperament — ein eingeschränktes schwaches Empfindungsvermögen, und einen determinirenden Hang zur Unthätigkeit und Ruhe. Wird aber dem Einflusse dieses Temperaments auf das geistige, durch psychologische Mittel, gewehret, und durch eine weise Erziehung, oder sorgfältige Geistescultur, die eigenthümliche Kraft dieses gestärkt: so wird ein solcher Phlegmatikus, seinem Leibestemperamente nach, zwar noch immer ein Phlegmatikus bleiben, aber er wird von den Phlegmatikern, gemeiner Art, sich merklich unterscheiden, wird mehr Geistesenergie mit weniger Hang zur Unthätigkeit und Ruhe, als die Phlegmatiker im Durchschnitte, verbinden.

Das Fehlerhafte in dem Temperament des Sanguineus kann ebenfalls, durch ähnliche Mittel, verbessert werden. Wird in sein Empfindungsvermögen etwas mehr Intension, mehr Stärke gebracht: so werden viele derjenigen Schwachheiten und moralischen Gebrechen, die aus diesem Leibestemperament natürlich herfliessen, entweder ganz wegfallen, oder wenigstens gemildert werden.

Die Stärke der Empfindungen hängt nicht lediglich von der Beschaffenheit des Bluts, und von der Reizbarkeit der Nerven ab, sondern viel kömmt hievon auch auf den Grad der Aufmerksamkeit an, welche wir auf unsre Empfindungen, und auf die jedesmaligen Modifikazionen unsrer Seele, richten; denn jede Idee ist eine zusammengesetzte Wirkung beyder Substanzen. Wird der Sanguineus angewöhnt oder gewöhnt er sich selbst an, mehr Klarheit, durch mehr Aufmerksamkeit, in seine Vorstellungen zu bringen, dann werden seine Empfindungen auch mehr Intension gewinnen.

Wird überdieß die allzu grosse, und schädliche Ausdehnung seines Empfindungsvermögens eingeschränkt; wird er angewöhnt, oder gewöhnt er sich selbst an, länger mit einerley Gegenstand sich zu beschäftigen, und der schnellen Abwechslung in seinen Empfindungen, durch willkührliche Abstrakzion, zu wehren: so wird ein solcher Sanguineus bey weitem nicht so leichtsinnig, flatterhaft, unbeständig, plauderhaft seyn, als ein Sanguineus, der von einem Leibestemperament noch ganz geleitet und bestimmt wird.

Mehr Geselligkeit und Umgang, mehr Toleranz gegen die Schwachheiten, Thorheiten und Laster seiner Mitmenschen, etwas mehr Ueberwindung, die Menschen, trotz ihrer Unvollkommenheiten, zu ertragen *), und etwas weniger Em-

*) Satius est publicos mores, et humana vitia placide accipere, nec in risum, nec in lacrimas excidere. Nam alienis malis torquer i æterna miseria est: alienis delectari malis voluptas inhumana. Sen.

Empfindlichkeit gegen Beleidigungen, wird den Melancholikus in den Stand setzen, sowohl die schädlichen Wirkungen seines Temperaments zu schwächen, als die vortheilhaften, zur Gründung eines tugendhaften Charakters, zu welchem sein Leibestemperament ohnehin so viel glückliche Anlage darbietet, zu benutzen.

Läßt der Cholerikus sich angelegen seyn, das Gefühl von seinem Werth in Schranken zu halten, und dessen Ausschweifung, durch sorgfältige Uebung in den Tugenden der Demuth und Bescheidenheit, zu verhüten; so wird sein, zu herrschender Unlust so sehr disponirendes, Temperament weniger Einfluß in seine Gemüthsart haben, und er aus seinem Temperament die Vortheile, die es gewähren kann, ziehen, gegen die Nachtheile aber, zu denen es Anlage enthält, sich gesichert finden.

Die Mittel aber, wodurch der Einfluß dieser vier Haupttemperamente des Leibes auf die Beschaffenheit des geistigen, geschwächt werden könne, bestimmter anzugeben gehört hieher nicht. Hier ist es genug die Möglichkeit, diesen Einfluß zu schwächen, gezeigt zu haben, um es begreiflich zu machen, warum von dem Leibestemperament nicht schlechterdings, und mit ungezweifelter Zuverläßigkeit, auf das geistige, folglich auch nicht auf die Beschaffenheit des Empfindungsvermögens bey einzelnen Menschen geschlossen werden könne.

Aus eben den angeführten Gründen läßt sich von dem erkannten Leibestemperament gleichfalls nicht mit Gewißheit, sondern nur muthmaßlich, auf die herrschende Leidenschaft schliessen; Wird ein Mensch lediglich durch sein Leibestemperament bestimmt,

stimmt, fehlt es ihm an vernünftigen Beweggründen, nach denen er handle; verlangt und verabscheuet er bloß auf Antrieb der, seinem Temperamente natürlichen, Neigungen und Abneigungen: dann wird es freylich nicht fehlen, der Sanguineus und Phlegmatikus werden von Wollust, der Cholerikus von Ehrgeiz, und der Melancholikus von Habsucht beherrscht werden. Sobald aber zu diesen Temperamenten ein aufgeklärter, richtig denkender Verstand, und ein nach deutlich erkannten Beweggründen der Vernunft sich bestimmender Wille, hinzukömmt, dann ist der Schluß von dem Leibestemperament auf die herrschende Leidenschaft nicht mehr richtig. Wie wir bereits oben, unter dem Abschnitte von den herrschenden Leidenschaften, vorläufig erinnert haben.

Das Zweyte, was zur Erkenntniß des sittlichen Charakters eines Menschen erfordert wird, ist die Erforschung seiner Art zu denken. Wie der Mensch denkt, so handelt er, wenigstens immer da, wo er nicht durch Affekt, Leidenschaft, Gewohnheit zum Handeln leidend bestimmt wird. Der Verstand ist der Rathgeber des Willens, indem er die Vorstellungen (Beweggründe) hergiebt, nach denen sich dieser bestimmt. Kennt man die Denkart eines Menschen: so kann man nicht nur seine Handlungen mit um so mehr Zuverläßigkeit sich erklären, sondern man kann auch vorhersehen, ob er bey gewissen Veranlassungen handeln, und wie er handeln werde.

„Wie kann man aber den Verstand, und die Denkart eines Menschen erkennen?“

Ganz natürlich aus seinen Reden; aus dem Inhalte seiner Gespräche; aus den Urtheilen, die er fällt;

aus

aus den Meynungen, die er äußert; aus den Gründen womit er seine Behauptungen unterstützt; aus der Art, wie er seine Ideen ausdrückt, ordnet, verbindet. Oratio vultus animi. „Rede doch einmal, damit ich dich sehe“ sagte jener alte Philosoph zu einem Manne, mit dem er sich eine lange Weile in Gesellschaft befunden hatte, ohne daß dieser das Gespräch aufnahm, wozu jener Anlaß gab. Die Menschen sprechen am liebsten von dem, was sie am besten wissen und verstehen; womit ihr Verstand sich am meisten beschäftigt; und können dem Triebe, ihre Lieblingsideen an den Mann zu bringen selten, sogar oft auch dann nicht, wenn die Klugheit es erheischt, widerstehen. Wie leicht ist es demnach, die Beschaffenheit des Verstandes und der Denkart eines Menschen auszunehmen, wenn man ihn oft sprechen hört, auf das, was er sagt, aufmerksam ist, und die Kunst versteht, über das, was man gern wissen möchte, er aber nicht sagt, vielleicht mit Vorsatz zurückhält, ihn auf eine feine Art auszuholen! Uebrigens leuchtet von selbst ein, daß um den Verstand Andrer richtig zu taxiren, und ihre Denkart mit Zuverläßigkeit auszuforschen, man selbst viel Verstand haben müße.

Eine richtige Beantwortung der Frage: Wie handelt dieser Mensch? ist das dritte Erforderniß zur Erkenntniß eines sittlichen Charakters. Hier ist es hauptsächlich darum zu thun, seine Gesinnungen, und die Prinzipien seiner Handlungen kennen zu lernen. Jede moralische Handlung ist die Anwendung gewisser Kräfte zur Erreichung eines gewissen Zwecks. Die That also, d. i. die Anwendung der Kräfte, macht allein noch nicht die ganze Handlung aus, sondern auch der Zweck, die Absicht, die Beweggründe, kurz die Prinzipien der Handlung sind als Bestandtheile der-

selben

selben anzusehen, und daher nichts weniger, als gleichgültig, wenn es darauf ankömmt, zu wissen, wie der Mensch handle.

„Allein wie kann man von der einem Menschen eigenen Art, zu handeln, sich eine, so viel möglich, zuverlässige Erkenntniß verschaffen?"

Eine reichhaltige Frage allerdings! zu deren Beantwortung vielleicht nachstehende Regeln nicht unbienlich seyn dürften.

1. Regel. „Beobachte das Verhalten des Menschen, den du kennen lernen willst, genau, und im Zusammenhang, ohne dich durch einzelne Handlungen irre führen zu lassen."

Einzelne Handlungen gewähren keinen untrieglichen Erkenntnißgrund. Zufällige Veranlassungen, besondere Umstände, können machen, daß ein Mensch zuweilen ganz anders handle, als er ausser diesen Veranlassungen, ausser diesen Umständen, und wenn er seiner eigentlichen Gemüthsart ungehindert hätte folgen können, gehandelt haben würde. Nicht minder handelt der Mensch oft, ohne es eben zu wissen und zu wollen, seinen Grundsätzen so ganz entgegen, daß er sich selbst zum Räthsel wird. Jeder Mensch hat seine thierischen Stunden, wo die Vernunft nicht zu Hause ist. Welchen Einfluß überdieß Affekt und Laune in die Handlungen der Menschen haben, weiß wohl jeder Selbstbeobachter aus eigener Erfahrung. Der vernünftigste, der klügste Mann kann zuweilen einen sehr albernen Streich begehen, (nemo omnibus horis sapit) weil er sich übereilt, nicht gehörig überlegt, zu leicht geglaubt, Schein für Wirklichkeit genommen hat. Der tugendhafteste Menschenfreund aus Charakter, kann hier und da sich einer Unempfindlichkeit, sogar der Härte ge-

gen

gen Nothleidende schuldig machen, weil gerade eine üble Laune, eine verdrießliche Gemüthsstimmung, ein, seine ganze Seele füllendes, Anliegen, ihn gleichsam sich selbst geraubt hatte.

Aus eben diesen, oder ähnlichen, Gründen kann der sonst freundlichste, leutseligste, jovialischste Mensch sich mürrisch, äußerst abgeschmackt, polternd zeigen. In irgend einem heftigen Anfalle von Zorn, kann ein Mensch von der sanftesten, geschmeidigsten, duldsamsten Gemüthsart sich vergessen, und dergestalt toben, daß, wer ihn nicht näher kennt, versucht wird, ihm nicht die geringste Selbstbeherrschung zuzutrauen. So natürlich sind auch in den Handelnsarten der Menschen Anomalien, die eben darum, weil es Anomalien sind, nicht als sichere Data gelten können, ihren sittlichen Charakter danach zu bestimmen. Hierüber kann nur das Betragen eines Menschen im Ganzen — Uebereinstimmung seiner Handlungen auch unter veränderten Umständen — das, was er nicht zuweilen, sondern, was er meistens ist, entscheiden. Daher kann man auch niemand, mit dem man nicht Umgang gepflogen, den man folglich nicht in mancherley Situazionen handeln gesehenhat, auf eine untriegliche Art kennen lernen *).

2. Re-

---

*) Qui ex primis indiciis de hominum moribus ac indole judicare non verentur, ipsi se in longissimos errores plerumque impediunt. — — Cum illis acturus, qui suum ingenium vel arte, vel corporis beneficio, prorsus dissimulant, debet longa seueraque disceptatione, a se ipse, quid de illis sentiendum sit, exigere, ne si eos iniquo suffragio, aut inconsulte propitio, æstimet, etiam omnium primus suæ sententiæ pœnas luat. Barcl.

2. Regel. „Sieh mehr auf die formelle als materielle Beschaffenheit der Handlungen desjenigen Menschen, dessen Charakter du auszuforschen vorhast; d. i. sieh nicht so sehr darauf, was er thut, als vielmehr darauf, warum (aus welcher Absicht) er es thut.“

Es giebt unzählige Handlungen, die aus verschiedenen Prinzipien, aus verschiedenen Beweggründen fliessen können, deren innerer Gehalt darum auch zweydeutig ist. Soll dieser richtig bestimmt werden, so muß zuvor ausgemacht seyn, welches aus den verschiedenen Prinzipien, welcher Beweggrund eigentlich gewirkt habe. Leonidas ist wohlthätig; nach Vermögen unterstützt er Nothleidende bey jeder Gelegenheit. Darf ich ihn ohne weiters für einen tugendhaften Menschenfreund halten? *) Nur dann erst, wenn ich gewiß bin, daß er nach Grundsätzen so handle, daß erkannte Pflicht den Hauptbeweggrund seiner Wohlthätigkeit ausmache. So lange ich aber dieses nicht weis, muß ich wenigstens für möglich halten, daß bloß sein Temperament, eine besonders lebhafte Sympathie, natürliche Gutherzigkeit, oder daß Eitelkeit, pharisäischer Ehrgeiz, Eigennützigkeit, Gewohnheit ꝛc. die Triebfeder seiner Wohlthätigkeit sey. Und befände sich Leonidas in einem dieser Fälle, dann würde seine noch so gepriesene Wohlthätigkeit auf nichts weniger, als auf Tugend Anspruch haben.

3. Regel. „Die Einsicht der Prinzipien und Beweggründe, die in die Handlungen eines Menschen Ein-

*) De homine oculis non credo.

Sen.

Einfluß haben, wird durch die Kenntniß seines Temperaments, und seiner herrschenden Leidenschaft, nicht wenig erleichtert; denn die mehresten Menschen werden von Beyden in ihren Handlungen bestimmt. Bemühe dich demnach um diese Kenntniß vor allen Dingen, (Mittel hiezu haben wir bereits oben angegeben) und du wirst zu den meisten Handlungen der Menschen den Schlüssel gefunden haben.“

Die Menschen befinden sich aus mancherley Ursachen oft in der Nothwendigkeit, ihre Denk- und Handelnsart sorgfältig zu verhehlen, sich zu verstellen und zu stellen, d. i. nicht zu scheinen, was sie sind oder etwas anders zu scheinen, als sie sind. Um sich nicht bloßzugeben, muß der Geizhals sich zuweilen verläugnen, muß Freygebigkeit ausüben; der Wollüstling von Enthaltsamkeit, von Anstrengung seiner Geistes- und Leibeskräfte; der Ehrgeizige von Demuth und Bescheidenheit Beweise geben. Der Rachsüchtige muß zuweilen die Rolle des Versöhnlichen, der Selbstsüchtige des Uneigennützigen — der Ungezogene des feinen, der Schurke des ehrlichen Mannes u. s. w. spielen. Daher die

4. Regel. „Beobachte die Menschen am aufmerksamsten da, wo es ihnen nicht wohl möglich ist, sich zu verstellen, oder wo sie zur Verstellung keine Ursache zu haben glauben.“

Allzeit, und unter allen Umständen sich zu verstellen, steht wohl in keines Menschen Macht, theils, wegen des Zwanges, welchen Verstellung kostet, theils wegen der anhaltenden Wachsamkeit über alles was man spricht und thut, welche zur Verstellung erfordert

wird

wird. Immerwährenden Zwang hält niemand aus; und was sehr natürliches, menschliches ist es, daß auch der geübteste Schauspieler dieser Art, auf die Rolle, die er zu spielen sich vorgenommen, zuweilen vergesse, oder durch überraschende Umstände in puris naturalibus betreten werde *). Erfahrne Menschenkenner werden solche überraschende Umstände, sollten sie sich nicht von selbst anbieten, geflissentlich herbeyzuführen wissen.

Zum Glück für die Menschheit, lernen nur Wenige in der Verstellungskunst aus, die meisten sind bloß Stümper darinn, und spielen ihre Rolle so schlecht, daß sie ihren Zweck nur bey kurzsichtigen Zuschauern erreichen, bey scharfsehenden aber, durch ihre zu auffallende Verstellung, gerade das bloßgeben, was sie zu verbergen suchen. Daher die

5. Regel. „Bist du Menschenkenner genug, Verstellung von Wahrheit zu unterscheiden, und du entdeckest jene bey irgend einem Menschen: so darfst du für sicher annehmen, daß er gerade das Gegentheil von dem sey, was er zu scheinen sich bemüht."

Der Grund dieser Regel liegt schon in dem Begriffe von Verstellung.

Noch giebt es eine indirekte Art die Menschen kennen zu lernen, nämlich durch Hülfe ihrer Freun-

---

*) Torquet assidua observatio sui, et deprehendi aliter ac solet, metuit: nec unquam cura solvimur, ubi toties nos æstimari putamus, quoties aspici. Nam et multa incidunt, qua invitos denudent. Et ut bene cedat tanta sui diligentia; non tamen jucunda vita aut secura est, semper sub persona viventium.

Sen.

Freunde positiv, und durch Hülfe ihrer Feinde wenigstens negativ. Freundschaft gründet sich meistens auf Sympathie, wie Feindschaft nicht selten auf Antipathie. Nun können aber nur ähnliche Gemüthsarten mit einander sympathisiren, anander anziehen; entgegengesetzte erzeugen Antipathie, stossen sich ab. Hieraus fließt nachstehende

6. Regel. „Ist dir der Gemüthscharakter der Freunde oder Feinde eines Menschen, den du kennen lernen willst, bekannt; so darfst du mehr, als muthmaßlich schliessen, daß dieser einen ähnlichen Charakter mit dem erstern, und einen kontrastirenden mit dem letztern habe.“

„Sage mir (lautet das Sprichwort) mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.“ Umgekehrt wird dieß Sprichwort ebenfalls gelten: Nenne mir deine Feinde, und ich werde wissen, wer du nicht bist.“ Gleichwohl dürfen wir obiger Regel keine allgemeine Anwendbarkeit beylegen. Sie kann allerdings ihre Ausnahmen leiden, da oft ein gewisses Intresse auch Menschen von verschiedenen, sogar entgegengesetzten, Gemüthsarten an einander bindet, und eben so Feindschaft nicht immer Antipathie, sondern auch, und öfter noch, Neid, Schelsucht, oder vorangegangene Beleidigung zum Grunde hat. Indessen gilt auch von den Mitteln zur Erkenntniß menschlicher Gemüthsarten:

Si non juvant singula, cuncta juvant.

7. Regel. „Da endlich auch Physiognomie über die Gemüthsarten der Menschen einigen Aufschluß geben kann: so wirst du wohl thun, bey Erforschung sittlicher Charaktere, dieselbe, jedoch mit

den

den erforderlichen Kautelen, gleichfalls zu Rathe zu ziehen."

Diese Regel, um verstanden zu werden, bedarf eines Kommentars, und dieser macht es nothwendig, das Wesentlichste über Physiognomie unsrer Klugheitslehre einzuschalten.

Von der Physiognomie.

Hier stossen wir auf eine Materie, welche sowohl die alten als neuern Philosophen beschäftigt, und unter den Letztern auch wohl Streitigkeiten veranlaßt hat, in welche jedoch hier einzugehen, unsre Absicht weder nöthig macht, noch leidet. Denn diese schränkt sich darauf ein, den Begriff von Physiognomie zu entwickeln; was durch sie von den sittlichen Charakteren der Menschen sich erkennen lasse, zu bestimmen; sodann auch, wie man sich bey der Deutung der Physiognomien zu verhalten habe, Regeln anzugeben. *)

Zwo ähnlich scheinende, und daher leicht zu verwechselnde Benennungen, müssen zuförderst unterschieden werden. — Physiognomie und Physiognomik. Jene ist die Beschaffenheit der perma-

*) Wer in diesem Stücke sich eine vollständigere Kenntniß zu verschaffen wünscht, dem werden nachstehende Werke diese Kenntniß, zur Befriedigung, gewähren. Aristotelis und Adamantii Φυσιογνωμονικα, — Lavaters physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, Leipzig und Winterthur. — Besonders aber, Pernety la connoissance de l'homme moral par celle de l'homme physique; wovon die Walthersche Buchhandlung eine deutsche Uebersetzung veranstaltet hat. Dreßden 1784. in 3. B. in 8.

aenten Züge in dem Gesichte eines Menschen, sammt der ihm eigenen Bewegungsart des Körpers. Wir sagen permanenten, um diejenigen Gesichtszüge, welche durch Affekte gebildet werden, bey verschiedenen Affekten verschieden sind *), mit diesen wieder verschwinden, und deren Deutung in die Semiotik und Pathognomie zehöret, von der Physiognomie auszuschliessen, als wohin nur diejenigen Gesichtszüge gerechnet werden dürfen, die im affektlosen Zustande immer da sind, immer die nämlichen bleiben, und eigentlich die Gesichtsbildung jedes Menschen ausmachen. Man nennt sie Lineamente. Die Kenntniß nun dieser Lineamente, und die Geschicklichkeit, sie zu deuten, heißt Physiognomik, oder Lineamentenkunde, welchen Namen man auch der Theorie, die zu dieser Kenntniß Anweisung giebt, beyzulegen pfleget.

Wer den Gesichtsbildungen der Menschen alles Signifikative absprechen, und, daß sie gewissermassen Abdrücke der Seele sind, leugnen wollte, wahrlich! der müßte nicht fähig seyn, in einem menschlichen Gesichte mehr zu sehen, als an einem Perückenstock. Und so einem Blödsichtigen von Physiognomik reden, wäre vergebliche Mühe. Vernunft und Erfahrung setzen es ausser Zweifel, daß die Gesichtszüge nichts ganz zufälliges noch gleichgültiges sind, sondern daß sie Beziehung auf die Beschaffenheit des Geistes haben, und dadurch bedeutend werden.

In

*) Quilibet motus animi quendam a natura habet vultum. Cic. Freude, Entzücken, Schmerz, Traurigkeit, Mitleid, Schrecken, Neid, Bewunderung, Staunen, Zorn, Wuth, Verzweiflung u. s. w. wie auffallend verschieden sind nicht die Züge, wodurch diese Affekte sich unverkennbar im Gesichte mahlen!

In der Natur hängt alles durch Kausalität zusammen; allenthalben herrscht die genaueste Verbindung, folglich auch zwischen Körper und Seele. Die Seele vermag unabhängig vom Körper nichts; sie theilt dem Körper ihre Zustände und Veränderungen mit; folglich, wenn wir gelernt haben, was für Bewegungen und Affekzionen der Seele mit gewissen Veränderungen und Bewegungen des Körpers verbunden zu seyn (zu harmoniren) pflegen, so können wir von diesen auf jene zurückschliessen. Kein Theil des menschlichen Körpers ist so manchfaltiger Bewegungen und Modifikazionen fähig, als das Gesicht, wegen der vielen Muskeln, die in demselben beysammenliegen. Bey heftigen Emozionen der Seele (Affekten) ziehen sich die Muskeln, die unter der Gesichtshaut liegen, entweder zusammen, oder dehnen sich aus, nach Beschaffenheit der Einwirkung der Nerven und der Lebensgeister. Diese Bewegungen der Muskeln bilden Falten oder Züge in der Gesichtshaut, die, je öfter sie zurückkehren, immer sichtbarer und endlich permanent werden. Daher, daß die anfänglich vorübergehenden pathognomischen Züge nach und nach in bleibende physiognomische Züge (Lineamente) übergehen, und daß kein Zug im Gesichte für physiognomisch angenommen werden könne, der ursprünglich nicht pathognomisch gewesen. Es ist demnach das Gesicht auch am geschicktesten, die Beschaffenheit der Seele, ihrer Kräfte, ihrer habituellen Affekzion, und ihrer jedesmaligen Zustände, auszudrücken. *)

*) Aus dem Angesicht erkennt man den Mann. — Die Kleidung des Menschen, das Lachen der Zähne, und auch sein Gang zeigen an, wer er sey.

Syrach XIX. 26. 27.

Alexander der Macedonier, gab das Gesetz, daß kein Mahler als Apelles, und kein Bildhauer als Praxiteles sich unterstehe, sein Bildniß zu verfertigen. Sollte auf dieses Verbot ihn nicht die Betrachtung geführt haben: daß, wenn Stümper sich an sein Bildniß wagten, und, aus Mangel an Kunst, seine eigentlichen Gesichtszüge — wie sehr natürlich — verfehlten, die Nachwelt, durch diese verunglückten, Kopien, verleitet werden könnte, ihm einen ganz andern Gemüthscharakter, als er wirklich besaß, beyzulegen? Ohne Zweifel wird Alexander von seinem Lehrmeister Aristoteles auch einigen Unterricht in der Physiognomik erhalten haben.

So bald wir einen Menschen zum ersten Mal sehen, empfinden wir — Zeuge der Erfahrung — etwas, das einem flüchtigen, dunkeln Urtheil über seine innere Beschaffenheit ähnlich ist; wenn wir anders sehen und fühlen gelernt haben. *) Es giebt Physiognomien, die sogleich für sich einnehmen, die wir ohne Weiters liebgewinnen. Es giebt andre, die auf den ersten Anblick einen höchst widrigen Eindruck machen — gleichsam zurückstossen. Man kann eben nicht behaupten, daß der Grund hievon allzeit in einer dunkel bemerkten Aehnlichkeit solcher Personen mit andern Men-

*) Sollte diese Erfahrung nicht befugen, in ähnlichem Verstande einen physiognomischen Sinn zu statuiren, wie wir einen moralischen Sinn, einen Sinn des Wahren, und des Idealisch schönen annehmen? Das Urtheil, wovon hier die Rede ist, gründet sich wenigstens eben so auf unmittelbare Erkenntniß (Intuizion) wie das Urtheil des moralischen Sinnes, und der übrigen beyden Sinne.

Menschen, die wir kennen, schätzen und lieben, oder in der Aehnlichkeit mit andern Menschen, die wir verachten — hassen, zu suchen, folglich, daß hier Ideenassoziazion mit im Spiele sey. Denn, wenn dieß auch zuweilen der Fall seyn mag, so hat man doch nicht minder Erfahrungen genug vom Gegentheil.

Ueberhaupt müßte man sein Aug in Betrachtung menschlicher Gesichter wenig geübt haben, wenn man nicht die Bemerkung gemacht hätte, daß es Menschen giebt, deren Gesichtszüge auf die frappanteste Art einen gebildeten, aufgeweckten, nervigten Geist — Sanftheit des Charakters, Wohlwollen, Anspruchlosigkeit, Güte des Herzens, kurz eine schöne Seele, ankündigen; und wieder andre aus deren Physiognomie ein kraftloser, kleinlicher, roher Geist, Tücke, Falschheit, Verschmitzheit, Lügenhaftigkeit, Verstellung, — der Heuchler, der Intriguenspieler, der Chikaneur, der Schurke, der Bösewicht, uns gleichsam ins Gesicht springt. *) Sollte die

---

*) Pernety, in seinem obangeführten Werke, erzählt folgende Begebenheit, von welcher er in Paris Zeuge war:

„Ein gewisser Deutscher, Namens Kubitz, ein Brandenburger, als er durch den Sal des Hrn. de Langes gieng, ward von einem in demselben aufgehängten Porträt dergestalt angezogen, daß er uns zu folgen vergaß; er verweilte nämlich, um das Bildniß recht zu betrachten. In einer Viertelstunde, als wir nicht begreifen konnten, wo er geblieben wäre, giengen wir zurück, um ihn aufzusuchen. Und sieh da! wir fanden ihn noch mit seinen Augen auf dieses Gemählde geheftet. „Was halten Sie von diesem Porträt? (fragte Hr. de Langes) Ist es nicht das Porträt eines schönen Frauenzimmers?“ — Allerdings! antwortete Kubitz. Hat aber

die Natur dieses kritische Gefühl ohne alle Absicht in uns gelegt haben? Kann sie etwas ohne Absicht thun? Müssen wir also nicht vielmehr annehmen, daß sie uns dieß Gefühl zu unserm Besten mitgetheilt habe, um uns nämlich, da wir allenthalben von gefährlichen, bösen Menschen umgeben sind, auf ein Mittel, dieselben um einen wohlfeilern Preis, als aus der Erfahrung, kennen zu lernen, aufmerksam zu machen, und im Gegentheil uns in den Stand zu setzen, die guten Menschen zu unterscheiden, mit welchen wir auch, vor aller Prüfung, uns einlassen dürfen, ohne etwas zu wagen?

„Wenn demnach die physiognomischen Gesichtszüge manches von dem innern Menschen verrathen, welches sind wohl die Bestandtheile des Gesichts, in denen diese Züge vornehmlich ihren Sitz haben?“

Da, wie oben erinnert worden, nur diejenigen Gesichtszüge für physiognomisch angenommen werden dürfen, die ursprünglich pathognomisch gewesen: so muß folgen, daß auch nur diejenigen Bestandtheile des Gesichts eines physiognomischen Aus-

---

aber dieß Bildniß viel Aehnlichkeit mit dem Original, so besitzt die Person, die es vorstellt, die schwärzeste Seele, die man sich denken kann; sie muß ein eingefleischter Teufel von einem Weibe seyn.“ — Es war das Bildniß der berüchtigten Brinvilliers, die durch ihre Schönheit eben so sehr, als durch die Greuelthaten, die sie auf den Scheiterhaufen brachten, sich berühmt gemacht hatte.“

Können physiognomische Augen in einem bloßen Porträt so viel, und so richtig lesen; was werden sie nicht in einem wirklichen, lebenden Gesicht zu entdecken vermögen!

Ausdrucks fähig sind, die verschiedene Modifikazionen leiden können, und bey verschiedenen Gemüthsbewegungen wirklich leiden. Hieher gehören vorzüglich die Augen, und zwar deren Spannung, Bewegung, und mehr oder weniger hervortretende Lage; dann die Muskeln, welche um das Aug herum liegen, und denjenigen Theilen, die man zu den Augen rechnet, eine verschiedene Form geben, als da sind die Augenbraunen, die Augenlieder, und die Augenwinkel. Welches alles zusammengenommen das ausmacht, was man den Blick des Auges nennet.

In den Augen liegt unstreitig der stärkste Ausdruck; man hat sie daher mit Recht als Fenster angesehen, durch welche man gleichsam in das Innerste der Seele schauen könne. Und in der That wie sprechend, wie beredt ist nicht das Aug des Menschen! Ein paar Blicke, die sich in gerader Linie begegnen, was können die einander nicht alles sagen! eine lange Rede würde oft den Sinn einer solchen Augensprache nicht mit so viel Energie und Präzision auszudrücken fähig seyn. Taciti oculi fatentur mentis arcana. Der Blick des Auges allein, wie oft verräth er nicht die Grundstimmung des moralischen Charakters der Menschen, wenn wir in demselben allgemeines Wohlwollen, Güte des Herzens, Sanftheit, Bescheidenheit, Offenheit, Redlichkeit — und wieder, wenn wir darinn Stolz, Selbstgenügsamkeit, Tücke, Falschheit, Frechheit, Spottsucht u. s. w. so deutlich lesen, daß eine Art von Gefühl uns dafür bürgt, richtig gelesen zu haben! Daher, daß die Betrieger sich hüten, ihre Augen aufzuschlagen, vielmehr dem Blicke derer, die sie zu hintergehen vorhaben,

sorg=

sorgfältig ausweichen, wohl wissend, daß ihnen — wie das Sprichwort sagt — der Schalk aus den Augen sehe.

Die übrigen physiognomischen Züge befinden sich auf der Oberfläche der Stirne, in den Läppchen und Ausschnitten der Nase, und endlich in den Winkeln des Mundes.

In das Detail dieser Züge einzugehen, und, nach ihrer manchfaltigen Verschiedenheit, ihre physiognomische Bedeutung anzugeben, gehört nicht nur in die Klugheitslehre nicht, sondern würde uns auch von dem Zwecke, zu welchem wir das Wesentliche von der Physiognomie hier berühren mußten, zu weit abführen. *) Dieser Zweck geht nämlich dahin, die 7te Regel, welche wir oben zur Erkenntniß der sittlichen Charaktere angaben, verständlich zu machen, d. i. die Kautelen, die, bey Beurtheilung der Menschen nach ihren Physiognomien, zu beobachten sind, festsetzen und bewähren zu können. Hiebey kömmt es nun vorzüglich auf die Beantwortung der Frage an:

„Was läßt sich aus der Physiognomie von den sittlichen Charakteren der Menschen mit Zuverlässigkeit erkennen?“

Das ist auch eigentlich die Frage, um welche die ganze Physiognomik sich drehet, und wobey die Physiognomiker in Partheyen sich theilen.

Einige

---

*) Der Abé Pernety, in seinem wiederholt angeführten Werke, hat diesen Theil der Physiognomik dergestalt erschöpft, daß wir den wißbegierigen Leser, mit Zusicherung der vollkommensten Befriedigung, dahin verweisen können.

Einige (man könnte sie physiognomische Visionäre nennen) behaupten, man vermöge, den ganzen innern Menschen in seiner Physiognomie, wie in einem Spiegel, zu sehen. Ein deutscher Schriftsteller von grossem Namen, verspricht sich von der Physiognomik mit der Zeit eine solche Vollkommenheit und Evidenz, daß man im Stande seyn wird, aus der Schilderung des moralischen Charakters eines Menschen, sein Porträt mit genauer Aehnlichkeit zu entwerfen. *)

„Ein geschickter Physiognomiker — spricht er — wird aus einem künftigen Plutarch grosse Männer zu palingenisiren vermögen. Es wird ihm leicht werden, ein Ideal für jede Bestimmung des Menschen zu entwerfen. Mit solchen Idealen behängen wir alsdann die Gemächer unsrer Fürsten; und wer ein unschickliches Amt fordert, muß sich ohne Murren beruhigen, wenn ihn sichtbar seine Nase davon ausschließt.“

Und Hr. Lavater, in seiner Anmerkung über diese Stelle, giebt ihm mit solcher Zuversicht Beyfall, daß er hinzusetzt: „Lachet und lächelt Wahrheitsfreunde und Feinde! so wirds, so muß es kommen.“

Das geht unstreitig zu weit; und kaum wird man der Versuchung widerstehen, solche hyperbolische Behauptungen lediglich für Ironie zu nehmen, die keine ernste Widerlegung erwartet.

Andere (man könnte sie mit dem Namen physiognomischer Skeptiker belegen) verfallen in das entgegengesetzte Extrem. Sie sprechen den menschlichen Gesichtern allen physiognomischen Ausdruck ab, und hal-

*) S. deutsches Museum 1777. 5tes Stück Seite 402.

halten die ganze Physiognomik für Träumerey; das doch mit der Erfahrung, und mit dem innern Gefühl, welches bey jedem, nicht ganz rohen, Menschen für die Gesichtsbildung andrer Menschen sich intressirt, offenbar streitet. Sie sagen: „Das Herz des Menschen ist unerforschlich; man sieht nur das Gesicht des Menschen, Gott allein schauet in das Innere des Herzens.“

Allein, wer eignet denn der Physiognomik Gottes Allwissenheit, oder das Vermögen, zu, in dem Innersten des Menschen unmittelbar zu lesen, das freylich Gott ausschlissungsweise zukömmt?

Ferner sagen sie: „Man hat so viele berühmte Beyspiele von den Trieglichkeit der Physiognomie, daß es Thorheit wäre, ihr einige Zuverlässigkeit zuzusprechen.“ Sie provoziren hier auf das bekannte Beyspiel des Sokrates mit dem Zopyrus.

Allein dieses Beyspiel dürfte für ihre Behauptungen so viel nicht beweisen, als sie glauben. Sokrates gestand ja selbst, daß er zu den Lastern, die Zopyrus in seiner Physiognomie zu finden glaubte, einen starken Hang gehabt, und daß bloß die Philosophie ihn in den Stand gesetzt hätte, diesen Hang zu bemeistern. Folglich beweist dieses Beyspiel wenigstens so viel, daß die Physiognomie verrathe, wozu der Mensch geneigt sey, Hang habe; das doch immer etwas ist.

Zwischen besagten beyden Extremen wird es wohl am sichersten seyn, die Mittelstrasse einzuschlagen, d. i. sich zu hüten, daß man der Physiognomie weder zu viel, noch zu wenig einräume.

„Wie viel denn also?“

Der erste, zusammengesetzte, konfuse Eindruck, den eine Physiognomie auf unser Gefühl macht, kann

wohl

wohl nur darinn bestehen, daß wir sie angenehm, einnehmend, oder widrig, abschreckend finden, oder aber, daß wir dabey gar nichts fühlen, weil sie nichts auffallendes hat, nichts bestimmtes anzeigt, eine von den alltäglichen ist. Denn es giebt auch Gesichtsbildungen, in denen gar nichts geschrieben steht, in welchen wir folglich auch nichts lesen können. Bey genauer Betrachtung eines Gesichts, läßt sich etwas Bestimmteres finden, und der konfuse Eindruck in seine Bestandtheile einigermassen auflösen. Was wir alsdenn bemerken, ist zwar immer noch zusammengesetzt, aber doch deutlicher und spezieller, als was der erste flüchtige, dunkle Eindruck gab. Und dieser Betrachtung zufolge, läßt das ganze Zuverläßige der Physiognomie sich vielleicht auf folgende Punkte reduziren:

1. Ob eine kraftvolle, thätige, oder eine nervenlose, träge Seele mit dem Körper verbunden sey?

2. Ob der Geist eines Menschen durch intellektuelle und moralische Bildung veredelt sey, oder nicht?

3. Ob die Summe der angenehmen oder der unangenehmen Empfindungen, die ein Mensch bisher gehabt, größer sey?

4. Ob Zufriedenheit, Geistesheiterkeit oder Unzufriedenheit, Trübsinn, seinen herrschenden Seelenzustand ausmache?

5. Ob der Mensch sich ohne Verstellungen zeige, oder etwas zu scheinen sich bemühe, was er nicht ist? ob Wahrheit, Offenheit, Redlichkeit, Unbefangenheit, oder Fikzion, Zurückhaltung, Falschheit, Verschmitzheit aus seiner Physiognomie spreche?

6. Ob der Mensch einen sanften, milden, geschmeidigen, oder einen rauhen, herben, wilden Charakter besitze?

7. In Absehen auf den Körper, welches Leibestemperament der Mensch habe, und ob der Körper wohl erhalten oder durch unmäßigen Genuß sinnlicher Vergnügungen, oder, durch Unmäßigkeiten andrer Art, vor der Zeit erschöpft sey?

Allein, wenn irgend bey gewissen Erscheinnungen das: rem video, causſam nescio, Statt finden, so ist es bey vielen physiognomischen Charakteren. Die Lineamente der Zufriedenheit, Gemüthsheiterkeit, und im Gegentheil der Unzufriedenheit und Niedergeschlagenheit sind vorzüglich zweydeutiger Art. Man kann beyde in einem Gesichte mit aller Zuverläßigkeit lesen, aber man kann, aus der Physiognomie allein, nicht auf ihre eigentlichen Ursachen mit Gewißheit schliessen. Ist die sichtbare Zufriedenheit und Seelenheiterkeit eine Wirkung innerer Selbstzufriedenheit, eines schuldlosen Gewissens, des Bewußtseyns der Tugend, und erfüllter Pflicht? oder liegt der Grund davon in einem sanguinischen Leibestemperament? oder in einer leichtsinnigen Gemüthsart? oder in einem glücklichen Leben ohne Widerwärtigkeiten? oder in dem Genusse vielfältiger angenehmen Zerstreuungen? — Kömmt die Unzufriedenheit, die traurige Stimmung der Seele, die sich im Gesichte mahlt, von einem unruhigen, blutenden Gewissen? — oder von einer sklavischen Erziehung? — oder von einer freudenlosen Jugend? — oder von einem allzu einsamen Leben? — oder von einem melancholischen Temperament? — oder von einer siechen Leibesbeschaffenheit? — von Hypochondrie? — oder von vielen und anhaltenden Streichen eines widrigen Schicksals her? Dieß alles läßt sich nicht — wenigstens auf den ersten Blick nicht — mit Zuverläßigkeit erkennen.

Das

Das beste hiebey ist, daß keine Nothwendigkeit uns zwingt, alsogleich, und auf der Stelle über den sittlichen Charakter eines Menschen zu entscheiden; folglich haben wir noch immer Zeit und Gelegenheit, ihn, aus dem Umgange, näher und zuverläßiger kennen zu lernen, wodurch das Zweydeutige in seiner Physiognomie sich schon näher bestimmen wird. Wie es denn überhaupt nicht wohl gethan ist, wenn man in diesem Stücke seiner Physiognomik zu viel zutraut, und sein Urtheil übereilt. Es ist schon Vortheils genug, daß gewisse Physiognomien uns dunkel zu verstehen geben daß man ihnen nicht geradezu, und ohne über die Gemüthsart der Menschen, bey denen wir sie finden, zuverläßig entscheidende Beweise zu haben, trauen dürfe.

Einzelnen Gesichtszügen darf man nicht immer Bedeutungen zueignen, da es nur zu gewiß ist, daß sie oft von aussenher gewirkt worden, folglich nie pathognomische Züge gewesen. Der instinktmäßig wirkende Nachahmungstrieb macht es natürlich, daß man, ohne es eben zu wollen, und zu wissen, die Gesichtszüge und Mienen derer, mit denen man beständig umgeht, nach und nach in sein Gesicht übertrage. Oder man hat in der Jugend gewisse Unmanieren, gewisse Grimassen angenommen, woraus Verzerrungen des Gesichts, und Verschiebung der Theile desselben entstunden, die mit der Zeit so tief sich eingruben, daß sie endlich permanent, unvertilgbar wurden. Alle auf besagte Arten gewirkte Gesichtszüge nun, da sie ihren Grund nicht in Seelenemozionen haben, dürfen und können keineswegs für physiognomisch angesehen werden, haben folglich nicht die geringste Bedeutung, so sehr sie auch in die Gesichtsbildung einfliessen

fliessen und darinn auffallen. Wer demnach sie für bedeutend annehmen wollte, der würde unvermeidlich einen physiognomischen Fehlschluß machen.

Tugend und Laster, da sie Eigenschaften sind, und in Gesinnungen bestehen, können keine, ihnen ausschliessungsweise zukommenden, physiognomischen Charaktere haben. Indessen haben sie doch mittelst der Empfindungen und Seelenzustände, von welchen sie begleitet werden, insofern Einfluß in die Gesichtsbildung, daß die Tugend solche verschönert, das Laster aber verunstaltet. „Je tugendhafter, desto schöner — je lasterhafter, desto häßlicher" sagt Lavater. Man könnte vielleicht präziser sich so ausdrücken: Je tugendhafter, desto reizender, desto anziehender — je lasterhafter, desto widerwärtiger, desto abstossender. Daß hier nicht von der plastischen Schönheit und Häßlichkeit, sondern von der Seelenschönheit und Häßlichkeit, wie sich beyde im Gesicht mahlen, die Rede sey; bedarf wohl keiner Erinnerung.

„Ich habe recht schöne und güte Jünglinge gesehen, (sagt Lavater weiter) die sich in wenig Jahren durch Geilheit und Unmässigkeit sehr verhäßlicht haben. Man nannte sie überhaupt noch schön, sie waren es auch; aber, güter Gott, wie tief unter der vormaligen Schönheit!" Das ist, die plastische Schönheit hatte sich zwar noch erhalten, aber der Ausdruck einer schönen Seele im Gesichte war verschwunden. Indessen zerstören lasterhafte Neigungen, und alle Ausschweifungen, da sie den Körper in Zerrüttung bringen, und seine Kräfte erschöpfen, auch viel von der plastischen Schönheit.

Wie

Wie blühte nicht des Jünglings Jugend!
Doch er verließ den Weg der Tugend;
Und seine Kräfte sind verzehrt.
Verwesung schändet sein Gesichte,
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert.

Gellert.

Philant. Wie erfreut bin ich, meinen theuersten Freymund, nach einem Zwischenraum von Jahren, wiederzusehen! Nie hätte mein Herz mir's vergeben, hätte ich durch A. . . reisen können, ohne meinen so alten Freund aufzusuchen und zu umarmen. Dieser Kuß (er küßt Freymunden) sage — betheure Ihnen, daß ich noch immer aus ganzer Seele bin, der ich ehemals war.

Freymund. (befremdet und verlegen, läßt sich zwar küßen, erwiedert aber den Kuß nicht.)

Ph. Wie? so kalt mein Freund?

F. Vergeben Sie, mein Herr. — Ich weis nicht — Die Ehre —

Ph. Wie? Sie kennen Ihren ehemaligen Schulgefährten, Ihren herzenstrauten Philant, — wie Sie mich damals immer nennten — nicht mehr?

F. (verwundert) Sie Philant?

Ph. Mit Leib und Seele!

F. Mit dem ich meine akademischen Jahre so angenehm verlebte? — mit dem ich wohnte, und der der Liebling meines Herzens war?

Ph. Er selbst! Sehen Sie mich nur recht an.

F. Nun,

F. Nun, wenn dem so ist, seyn Sie mir tausendmal willkommen! Setzen Sie Sich! Sie bedürfen der Ruhe. Die Reise, wie es scheint, hat Sie sehr mitgenommen.

Ph. Kennen Sie mich endlich?

F. Setzen Sie Sich! ich bitte.

Ph. (setzt sich auf die Sofa, und Freymund neben ihn) Wie langeher mag es wohl seyn, daß wir uns nicht gesehen?

F. Bey die 15 Jahre ungefähr.

Ph. Ja, ja, sowas mag es seyn.

F. Und, daß Sie aufgehört haben, mir zu schreiben?

Ph. Mit Recht verdien' ich diesen Vorwurf. Auch hat mein Gewissen mir mein unfreundschaftliches Stillschweigen gegen einen so bewährten, alten Freund oft genug verwiesen.

F. Lassen Sie das gut seyn! Entfernte Freundschaften haben insgemein das Schicksal, daß sie, aus Mangel der Nahrung, allmälig erkalten. Da ich auf einige Briefe keine Antwort erhielt, auch weiter von Ihnen nichts hörte, glaubt' ich sie todt — wenigstens für mich todt.

Ph. Keines von beyden mein Freund! Das Erste nicht, wie Sie sehen; das Zweyte auch nicht, ich schwöre Ihnen! Unsre Freundschaft war zu innig — zu geprüft — zu bewährt, als daß sie, wie Sie sagten, erkalten konnte.

F. So was glaub' ich gern, weil ich's wünsche.

Ph. So recht, mein Theuerster! Nun, wie geht es Ihnen? — Doch so gut, wie Ihr Freund wünscht, und Sie verdienen?

F. Wie die Führsehung will, folglich — gut.

Ph. Das bestätigt Ihr vortreffliches Aussehen; Wohlseyn und Zufriedenheit sprechen aus Ihrem Gesichte. — Verheurathet?

F. Verheurathet.

Ph. Familie?

F. Einen Sohn, und eine Tochter.

Ph. Gott lasse sie gedeihen, und ihres braven Vaters würdig, heranwachsen!

F. Ich hoffe. — Und wie geht es Ihnen, mein Freund?

Ph. Mir? — Wüßt' ich's doch gleich nicht zu sagen. Mir geht es so durch einander, daß ich mit mir noch nicht einig bin, ob gut oder übel.

F. Verheurathet? wenn ich fragen darf.

Ph. Das mir nicht lieb wäre!

F. (verwundert) Nicht lieb? Wie soll ich das verstehen?

Ph. Es kömmt darauf an, wie man vom Ehestande denkt.

F. Ich glaube, vielmehr darauf, wie man vom Ehestande zu denken hat.

Ph. Wie Sie wollen — wie Sie wollen, mein Bester! Lassen Sie uns die kostbaren Augenblicke, die uns der Himmel schenkt, um einander wiederzusehen, und wechselseitig zu geniessen, nicht mit Streit über willkührliche Begriffe verderben.

F. Sonst waren Sie doch ein grosser Liebhaber vom Disputiren?

Ph. Bin klüger geworden. Je hastiger man die Wahrheit verfolgt, — glauben Sie mir, Freund — desto unerreichbarer flieht sie uns.

F. Das klingt ja gar ein wenig skeptisch?

Ph. Will's nicht läugnen. Wer weis auch, ob die Skeptiker sogar unrecht haben, als man uns bereden will. — Aber warum sehen Sie mich mit so unverwandtem, bedeutendem Blick an? Scheint es doch, als —

F. (einfallend) Meine Augen — ich gestehe — können sich noch nicht überzeugen, daß Sie mein ehemaliger Freund, Philant, sind.

Ph. Hätten Zeit und Entfernung mein Bild so ganz aus ihrer Phantasie weggewischt?

F. Im Gegentheil; eben weil es sich so gut darinn erhalten hat, hab' ich Mühe, von der Gegenwart des Originals mich zu überreden.

Ph. Finden Sie mich denn so gar verändert?

F. Hier haben Sie die Antwort. (Er lenkt Philantens Blick auf ein Miniaturgemählde, das zwischen Beyden über die Sofa hängt. Es ist Philantens Porträt, das dieser ihm einst zum Andenken verehrte. Philant, indem er es flüchtig angesehen, scheint betroffen, und schlägt die Augen nieder. Freymund fährt fort.) Welch frappanter Unterschied zwischen diesem Philant (er zeigt auf das Gemählde) und diesem Philant (er drückt ihm die Hand.)

Ph. Die Zeit zerstört alles.

F. Die Zeit? (er sieht Philanten mit Bedeutung an) Zuweilen arbeiten die Menschen der Zeit vor.

Ph. (noch immer mit niedergeschlagenen Augen, spielt mit seinem Stocke nachdenkend an den Stiefeln.)

F. Welch ein Jüngling, war einst mein Philant, mein zweyter Pylades! wie so ganz meiner, und aller Menschen, Liebe werth — so ganz verkörperter Engel! Und nun!

Ph. Und

Ph. Und nun?

F. Freund, ich erstaune!

Ph. Nun?

F. Darf ich reden?

Ph. Sind Sie nicht mein Freund?

F. Ich erstaune, und zittre bey dem Abstand, dem meine Augen kaum trauen.

Ph. (etwas unwillig) Ist's zum Erstaunen, wenn der Mann nicht mehr ist, was der Jüngling einst war?

F. Aber so ganz andrer Mann, als der Jüngling versprach! Erlauben Sie mir, mein Erstaunen zu rechtfertigen, und den ehemaligen Jüngling mit dem nunmehrigen Manne zu vergleichen.

Ph. Recht gern würd' ich! Allein meine Augenblicke sind gezählt, die Post ist schon bestellt. Ich muß — vergeben Sie.

F. Wollten — könnten Sie mich schon wieder verlassen? Nach einer so langen Trennung nur ein augenblickliches Wiedersehn? Das wäre grausam!

Ph. Nothwendigkeit — Verhängniß, mein Freund! Dringende Geschäfte verstatten mir nicht, die Fortsetzung meiner Reise aufzuschieben. Wie gesagt, ich muß.

F. Lassen Sie Sich erbitten! Ihrer Freundschaft gegen mich wird die Aufopferung einer Stunde ja nicht unmöglich fallen? Machen Sie mir dieß Opfer, vielleicht kann ich es Ihnen vergüten. Bey der Zärtlichkeit, bey der Innigkeit unsrer ehemaligen Freundschaft und Liebe beschwör' ich Sie, zu bleiben. Mein Herz, das einst so warm für Sie schlug, ist noch dasselbe; es ist voll, und weh würd' ihm geschehen, sollt' es sich in Ihren Busen nicht ausgiessen können.

Ph. (halb gern, halb ungern) Wohlan! ich bleibe. Was haben Sie mir zu sagen?

F. Noch weis ich's selbst nicht; ich fühle nur, daß mein Herz Ihnen wichtige Dinge zu sagen hat. Es nimmt zu lebhaften Theil an der Veränderung, die, wie es scheint, mit Ihnen vorgegangen.

Ph. Sonderbarer Mann! noch immer der kleine Schwärmer, der Sie ehemals waren. Was haben Sie mit mir vor?

F. (nimmt obbesagtes Porträt in die Hand, hält es Philanten vor, und kehrt wechselweise den Blick auf dasselbe, und auf Philantens Angesicht.) Sehen Sie, Freund, hier diese glatte, offene, heitere Stirne, worauf edler Stolz, bey dem Gefühl von Kraft, und innerem Werth so sichtbar thronet. — Und jetzt wie durchkreuzet von tiefen Furchen überwiegender Unzufriedenheit und zwangvoller Verstellung! — Hier, diese von schuldloser Fröhlichkeit sanft erhobenen Augenbrauen; und nun, wie herabgesenkt von erschlaffender Unthätigkeit — zusammengezogen und finster von herrschendem Trübsinn, und banger Ahndung! —

Hier dieß Aug, wie gespannt, wie funkelnd von Geistesenergie! wie fixirt durch wißbegierige Aufmerksamkeit? Sein Blick wie sanft, wie anziehend, wie seelenvoll! Zarte Empfindsamkeit, thätige, zuvorkommende Menschenliebe, Unbefangenheit und Unschuld des Herzens, überströmende Wonne bey dem Bewußtseyn tugendhafter Gesinnungen und erfüllter Pflicht, himmlische Seelenharmonie sprechen aus ihm. — Und nun dieß Aug getrübt, erloschen, zurückgetreten unter dem gesenkten Augenbraun. Sein Blick schüchtern, unruhvoll, frembem Anblick ausweichend, Entnervung des Geistes und des Körpers verrathend. Keine lautere

Her-

Herzensfröhligkeit belebt es mehr; nein, folternde Gewissensangst, innerer Streit und Aufruhr, banges Vorgefühl herannahender Verzweiflung treiben es wild u

Hier dieser Mund, wetteifernd mit Purpur und Korallen, wie anmuthvoll! wie liebreich lächelnd! wie einladend zum feurigen Freundschaftskuß; wie blühend! wie voll! — Und nun verblichen, zusammengeschrumpft, ausgedrocknet, verzogen zu beissender Spötterey — geübt, der Tugend Hohn zu sprechen, und Warnungen vor den Folgen des Lasters kühn zu verachten. —

Hier diese Wange wie strotzend von Gesundheit! wie sanftvoll! wie prangend mit der Rose eines leichtfliessenden, unverderbten Bluts! wie glühend von edler Nacheiferung und Ruhmbegierde! — Und nun, wie erschlafft! wie eingefallen! wie losgespannt! wie verwelkt! wie verwesend! —

Hier dieß ganze Gesicht, gemahlt, wie von den Händen der Grazien, der Abdruck der schönsten Seele, voll unaussprechlicher Anmuth, wie ein heiterer Frühlingsmorgen, voll bezaubernden, unwiderstehlichen Liebreizes. — Und nun wie entstellt! wie zerstört das herrliche Meisterstück der Natur! nicht einmal in seinen Ruinen mehr kennbar! — Und alles dieß, Freund, alles dieß hätte die Zeit gethan? hätte —

Ph. (unterbrechend) Genug, mein Freund, genug! Sie mahlen zum Entsetzen!

F. Nicht auch getreu? Ich habe nur kopirt.

Ph. Leider nur zu getreu, so weit Sie mich sehen konnten! Ihr Gemählde würde noch häßlicher ausgefallen seyn, hätten Sie mich ganz mahlen können.

F. Das wolle Gott nicht!

Ph. Sie sind ein wahrer Freund! So einen fand ich nach unsrer, für mich so unglücklichen, Trennung nicht mehr. Ein einziger Freymund an meiner Seite; und ich wäre nie zu dem verworfensten aller Menschen, der ich jetzt bin, herabgesunken. Verzweiflung ergreift mich, so oft ich aus der Tiefe meines Elends auf die Höhe, auf der ich einst stand, meinen Blick aufwärts kehre. Meine körperliche Schönheit, o! die ist das geringste von allen den Gütern, die ich verloren habe! — verloren? nein! die ich wie ein Unsinniger von mir geworfen. Meine schönsten Jahre, die kraftvollsten Jahre des angehenden Mannes, die Jahre des Thuns, des Strebens nach Ehre und Verdienst, hab' ich in wollüstiger Unthätigkeit verlebt. Ausschweifungen jeder Art haben meinen Körper entkräftet, meine Gesundheit zu Grunde gerichtet. Viehische Gedankenlosigkeit hat meinen Geist zum Gebrauche, und zur Uebung seiner Kräfte unfähig gemacht, hat ihn zur Dummheit gestumpft. Mein Vermögen, das mich in Stand setzte, gemächlich zu leben, ist erschöpft, ist lüderlichem Gesindel zum Raub geworden. Und was das Schrecklichste, das Unerträglichste ist, nicht nur meine Zufriedenheit ist auf ewig dahin, sondern auch mein Gewissen verfolgt mich Tag und Nacht mit unnennbaren Qualen. Ach Freund! — Freund! wie so unähnlich, wie so verabscheuungswerth bin ich mir selbst geworden! Nur zu recht haben Sie, ich bin nicht mehr der Philant, den Sie einst liebten, der Ihrer Liebe so werth, und bey Ihrer Freundschaft so glücklich war — nicht mehr der Philant, den die Natur mit Vorzügen des Geistes und Leibes, bis zur Verschwendung, ausgesteuert hatte, so, daß er mit gerechtem Stolz auf alle Jünglinge neben sich herabsah, und ihre Eifersucht rege machte —

te — nicht mehr der Philant, der da stand in der hoffnungvollsten Blüthe des grossen, des ausserordentlichen Mannes, zu dem die Fürsehung ihn bestimmt zu haben schien. Nichts mehr, ach! nichts mehr von allem dem bin ich! Ich verließ den Weg der beglückenden Tugend, und folgte — o der ewig zu beweinenden Verblendung! — ruchlosen Verführern auf dem Pfade des Lasters, und ward — wie Sie sehen — elend ohne Maß, — ohne Rettung! (Ein Strom von Thränen hemmt seine Sprache.)

F. Getrost mein Freund! Sie haben freylich viel verloren, aber noch nicht alles. Da Sie Ihr Elend fühlen, ist noch Rettung für Sie.

Ph. Mein Elend fühl' ich, ja! — wie könnt' ich das nicht!! — Aber, Freund, — Ihnen sey es geklagt — ich fühle keinen Muth, keine Kraft, mich von meinem Falle aufzurichten.

F. Das will ich glauben. Aber es ist einer, der in den Schwachen mächtig ist, der Ihnen Kraft zu vollbringen geben kann — gewiß geben wird, wenn Sie nur ernstlich wollen, und mit Entschlossenheit beginnen. Dafür bürgt Ihnen die Religion.

Ph. Religion! Religion! Ich habe keine. Das Maß meiner Ruchlosigkeit voll zu machen, und weil sie bey meinen Ausschweifungen mir lästig war, warf ich auch diese weg. Hier, Freund, sehen Sie mich in meiner ganzen teuflischen Verabscheuungswürdigkeit! Oder ist ein Mensch ohne Religion nicht ein Teufel?

F. Auch dieß vermuthete ich. Nie konnten Sie so tief fallen, wenn Sie den stützenden Arm der Religion nicht ausgeschlagen hätten. Aber noch reichet sie Ihnen ihre rettende Hand; ergreifen Sie solche, und halten Sie Sich fest daran: sie wird Sie herausziehen, aus dem Abgrunde des Elends, worinn Sie seufzen.

Ph. Wäre

Ph. Wäre das möglich? — Es wäre noch Rettung für mich?

F. Wie gesagt, nur wollen, ernstlich wollen dürfen Sie, und Sie sind gerettet.

Ph. Welcher Engel spricht das aus Ihnen? O ich will — ich muß, es koste, was es wolle! Hier meine Hand, das will ich. Ich werfe mich in Ihre Arme, überlasse mich Ihrer Leitung, und hoffe zuversichtlich, Sie sollen Ihren ehemaligen Philant wieder finden.

F. Vielmehr! ich habe ihn schon wiedergefunden. Diese Umarmung — dieser Kuß gelte meinem Herzensliebling. Ich hab' ihn wieder, und fest will ich mich an ihn klammern, daß ich ihn nicht wieder verliere. Freund! mein Haus steht ihnen offen, mein Vermögen zu Gebote. Gott hat mich gesegnet, ich will mit Ihnen theilen. Bleiben Sie bey mir, wenn anders Ihre Umstände es erlauben.

Ph. Edler, großmüthiger Freund! wie soll, wie kann ich Ihnen ausdrücken, was ich empfinde! Jahrelang hab' ich nichts ähnliches gefühlt. Sie haben Balsam in meine blutende Seele gegossen. Diese Thränen mögen Ihnen sagen, wozu es mir an Sprache fehlt. — Ich bleibe — bleibe mit tausend Freuden! Geschäfte hab' ich keine, oder könnt' ich ein wichtigers haben, als meine zeitliche und ewige Wohlfahrt? Ich reiste bloß, um meiner Schande, und, wo möglich, mir selbst zu entfliehen. Ich bleibe, und nichts, als der Tod, soll mich von einem Freunde trennen, dem ich meine Zurückkehr zur Tugend, und mit derselben alles zu verdanken haben werde. ꝛc.

Möchte doch so mancher Philant auch einen Freymund finden!

Der Vater eines tugendhaften jungen Mannes, der auf Reisen gieng, sagte ihm beym Abschiednehmen: „Alles, was ich von dir bitte, mein Sohn, ist: bringe mir das nämliche Gesicht wieder zurück.“

„Wie lernt man die Kunst, in den Gesichtern der Menschen physiognomisch zu lesen?“

Man muß hierinn sein eigener Lehrer werden; lernen kann man diese Kunst, aber lehren läßt sie sich nicht. *) Man hat behauptet, daß man eben so zum vollkommenen Physiognomiker geboren werden müsse, wie zum Dichter. Ein gewisses inneres Gefühl entdeckt hier ohne Vergleich mehr und sicherer, als bloße Kenntniß von Regeln finden lehren kann.

Auch werden zu einem glücklichen Fortgang in dieser Kunst verschiedene Hülfseigenschaften erfordert, als da sind, ein scharf sehendes, fein unterscheidendes Aug, ein vervollkommtes Beobachtungsvermögen, Fertigkeit durch Erfahrung und Uebung erworben. Wem diese fehlen, wird an dem Menschen wohl das Gesicht sehen, von der Gesichtsbildung aber, d. i. von dem physiognomischen Ausdruck, der darinn liegt, wenig oder nichts wahrzunehmen im Stande seyn. Uebung in jeder Geschicklichkeit erzeugt Fertigkeit, folglich auch in der Kunst Physiognomien zu deuten. Wer das Charakteristische in den Gesichtern vieler Menschen, vorzüglich solcher, die, wie immer, sich merkwürdig gemacht haben, mit philosophischem Forschungsgeist aufgesucht, und mit ihren Gemüthsarten zu vergleichen, Ge-

---

*) Auch hier gilt, was Quintilian sagt: Multa sunt in arte, quæ doceri non possunt.

legenheit gehabt hat, der wird von den mancherley Arten der Physiognomien — von determinirten, und schwankenden — von zuverlässigen und trieglichen — von unbefangenen und verdächtigen — von günstigen und widrigen — von empfehlenden und warnenden ꝛc. sich Ideeale abstrahirt haben, die zusammengenommen ihm gleichsam zum Probierstein dienen werden, den Gehalt jener Physiognomie, mit der möglichsten Zuverlässigkeit zu bestimmen.

Bey der wirklichen Deutung der Physiognomieen haben wir folgende Kautelen und Regeln zu beobachten.

1. Regel. „Auf den ersten Eindruck, den eine Physiognomie macht, sey man vorzüglich Aufmerksam.“

Denn das Urtheil des ersten Eindrucks ist gemeinhin das richtigste, wenigstens ist es unparteyisch, da es noch lediglich auf dem physiognomischen Gefühl beruht.

2. Regel. „Da dieses Urtheil aber nur auf einem konfusen Eindruck sich gründet, so muß man ferner untersuchen, ob es von den uns gegenwärtigen Gesichtszügen selbst, oder nur von der Aehnlichkeit derselben mit den Gesichtern solcher Menschen, denen wir aus moralischen Gründen bereits geneigt oder gehässig sind, erzeugt worden.“

Der Grund dieser Regel liegt in der leichten Möglichkeit, uns selbst zu betriegen, indem wir ein durch blosse Assoziazion der Ideen gewirktes Urtheil voreilig für die Wirkung der Physiognomie annehmen.

3. Regel. „Da so wenig ganz untriegliche Zuverlässigkeit in der Physiognomik liegt, so dürfen physiognomische Urtheile, ohne andre bestätigende Ne-

benbeweise, nicht sogleich unser moralisches Verhalten gegen andre Menschen bestimmen und leiten."

Es streitet mit der Gerechtigkeit sowohl, als mit der allgemeinen Menschenliebe, jemand, dessen Physiognomie ein ungünstiges Urtheil von seinem moralischen Werth veranlaßt, ohne Weiters, als einen bösen Menschen zu hassen — zu fliehen; gleichwie es mit der Klugheit streitet, einen Menschen, dessen Physiognomie für einen tugendhaften Charakter zu bürgen scheint, ohne Weiters unser Herz zu öffnen. In beiden Fällen ist demnach eine prüfende, und mehr Bestätigung abwartende, Zurückhaltung gar sehr anzurathen. *)

4. Regel. „Man untersuche, ob in dem Gesichte sich Spuren und Lineamente einer vorsätzlich erzeugten Bewegung der Muskeln, d. i. ob Züge der Verstellung, oder ob durchgängig ungekünstelte Natur und Wahrheit erscheinen."

Wäre das Erstere, so muß unsre Zurückhaltung um so grösser seyn, da die Verstellung es sehr wahrscheinlich macht, daß der Mensch, was er scheinen will, nicht sey, und Betrug im Schilde führe.

5. Regel. „Gegen die Gesichtszüge solcher Menschen, deren Beruf es mit sich bringt, verschiedene Leidenschaften nachzuahmen, muß man immer ein wenig mißtrauisch seyn."

Es kann nicht anders kommen, daß oft wiederholte Bestreben, der Natur so nahe zu kommen, als möglich, muß endlich gewisse Züge in ihren Gesichtern ver-

ma-

*) Difficilis humani animi conjectura est: non exspectare temerarium est.

Sen.

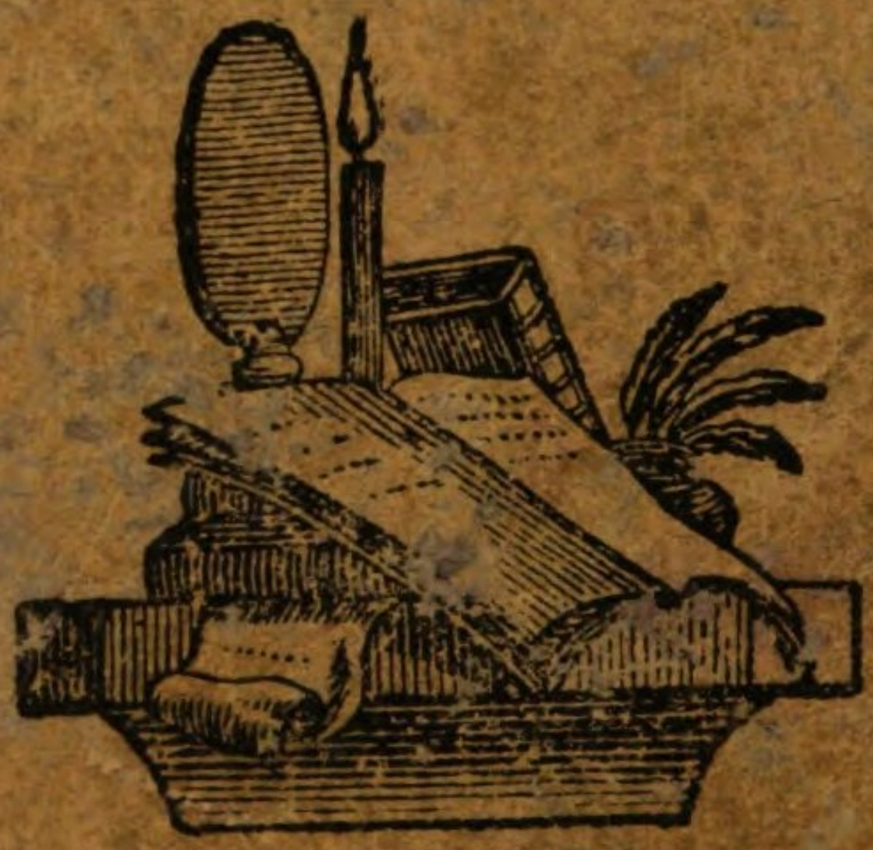
manent machen, die, weil sie von selbst erzeugten Empfindungen nicht gewirkt worden, ganz und gar keine physiognomische Bedeutung haben können.

6. Regel. „Zweydeutigen Gesichtszügen gebietet uns die Billigkeit, so lange diese Zweydeutigkeit obwaltet, die günstigere Ausdehnung zu geben."

Es verräth eben nicht das beste Herz, wenn man im Zweifel eher böses, als gutes, von den Menschen präsumiret; und verzeihlicher ist der Irrthum bey einer günstigen Vermuthung, als die Ungerechtigkeit bey einer nachtheiligen. Umgang mit einem Menschen von zweydeutiger Physiognomie, oder auch nur Aufmerksamkeit auf sein Betragen, werden bald lehren, woran man sey.

Ende des ersten Theils.

53 54



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seibt, Carl Heinrich <<von>>,

Klugheitslehre oder die Kunst aus dem Umgange mit Menschen die möglich grö ssten Vortheile zu ziehen

Bd.: 1

Prag 1824

Anthr. 128 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10311533-1